Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Vierter Theil.

Des Adlers kühnster Flug.

(Beethoven in seiner Größe.)

Erste Abtheilung: Der Sonne zu!

	Seite
1. Lorbeerkranz und Dornenkrone	1
2. Diebe!	37
3. Ein tauber Mann	54
4. Zwei Akademiker	70
5. Noch einmal Frühling	91

Zweite Abtheilung: In Himmelglanz und Erdendunkel.

1. Schlag auf Schlag	115
2. „Van" und „Von"	132
3. Dem Irdischen entrückt	139
4. Die musikalische Stoa	147
5. Haß und Liebe	159

		Seite
6.	Kyrie elëison	183
7.	„Gutsbesitzer“ und „Hirnbesitzer“	203
8.	Rache	212
9.	Vergessen!	239
10.	Die drei Hatti-Scherif	265
11.	Ganz allein!	285
12.	Herbstwehen	291
13.	Nikolsk-Slobotskoi	302
14.	Ein edler großer Mensch	329
15.	Nichtswürdigkeit	345
16.	Des Adlers letzter Flügelschlag	361

IV.

Des Adlers kühnster Flug.

(Beethoven in seiner Größe.)

Der Adler's fühlbare Strafe.

Der vierten Fabel erste Abhandlung:

(Beschrieben in seiner Urform.)

Der Sonne zu!

Des vierten Theiles erste Abtheilung:

Der Sonne zu!

Lorbeerkranz und Dornenkrone.

Die Stürme des Krieges hatten ausgetobt: Napoleon Buonaparte, der Glanz und der Schrecken seines Jahrhunderts, weilte auf Elba; Europa und seine Völker athmeten nach langen Jahren schwerer Prüfung, nach zahllosen blutigen Schlachten, nach einem großartigen Ringen um den Preis einer menschenwürdigerern Zukunft, erschöpft aus. Die Waffen ruhten, und eine Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten und Staatsmännern, wie sie die Welt noch nicht gesehen, tagte zu Wien, um Europa einen dauernden Frieden, den Staaten neue Grenzen, den Völkern die versprochenen Garantieen ihrer Mündigkeit in freieren Verfassungen zu geben.

Mit Verlangen und Hoffnung blickten die Nationen, vor allen die deutsche, auf diesen erlauchten Congreß. Aber ein feindseliger Stern schien über dem-

selben zu walten. Wohl hörte man von der kolossalen Pracht, die sich dort entfaltete, von der fabelhaften Freigiebigkeit des österreichischen Hofes gegen seine erhabenen Gäste, von den imposantesten militärischen Festen, von feenhaften Bällen, von lucullischen Diners und Soupes, von Maskeraten und Carousels, ... von den Berathungen aber über die Schicksale der Völker, über die großen Interessen der Menschheit, deren Schlichtung in seine Hände gegeben war, ließ der Congreß sehr wenig vernehmen. Die Völker harrten von Monat zu Monat auf ihre Wünsche, auf der gegebenen Versprechungen Erfüllung — die Entscheidungen blieben aus, es ward berathen und berathen, aber zu Tage kam nichts. Kein Wunder, daß die allgemeine Ungeduld bis auf das Aeußerste stieg.

Am wenigsten freilich fühlte dies Wien selbst, als der Centralpunkt all dieser Herrlichkeit, — als das von Lust, Glanz und Pracht erfüllte Eldorado jener Tage. Wien war in der That damals fast nicht mehr zu kennen. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedränge aber übertrafen alle Beschreibung, denn Europa hatte ja den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militärischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, selbst die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit der Kunst und des Geschmackes hierher geliefert, und Alles war

in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnung, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartung nach dem schönen Wien gekommen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich nun mit dem heimischen und allgewohnten der Kaiserstadt, welche dann wieder durch großweltliche wie durch volksthümliche Ueppigkeit, durch Pracht und Behaglichkeit, sowie durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, ihre Neigungen, selbst ihre Redeweise mit sanfter Gewalt unwiderstehlich mittheilte *).

Und wie gern gab sich Jeder diesem wienerischen Wohlbehagen hin. Es war ja fast nur ein einziger Strom der Lust, der Alles und Alle trug. Aber ganz Wien, der Hof an seiner Spitze, gab sich auch die undenklichste Mühe, die von Süd und Nord und Ost und West zusammengeströmten Gäste überreich zu bewirthen. Und welche Sterne glänzten in diesen Reichen? ..... da waren in erster Linie als Gäste des Kaisers von Oesterreich erschienen: der Kaiser Alexander von Rußland und seine reizende Gemahlin, der König von Preußen, die Könige von Dänemark, Würtemberg und Bayern, der Churfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden

*) Varnhagen von Ense; der Wiener Congreß.

und Weimar, die Hessischen Prinzen, die Herzoge von Braunschweig und Coburg, die Herzoginnen von Oldenburg und Weimar, der Vicekönig von Italien, die Fürsten von Thurn= und Taxis, Nassau=Weilburg u. s. w., die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg, der Erbprinz von Reuß=Schleiz, der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, die russischen Bevollmächtigten: Graf Rasumowsky, Graf Stackelberg und Graf Nesselrode; die Gesandten Frankreichs: Fürst Talleyrand und der Herzog von Dalberg; die englischen Minister: Lord Castlereagh, Lord Cathcart und Lord Steward; die preußischen Bevollmächtigten: Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt u. s. w. u. s. w. Außerdem sämmtliche früher reichsunmittelbare Fürsten, Grafen und Herren, die Gesandten aller europäischen Mächte, und endlich das wahrhaft unabsehbare Gefolge all der gekrönten und fürstlichen Häupter.

Mit einem Worte: es hatten sich bei Fürst Metternich und dem Wiener Hofe über siebenhundert Abgeordnete zum Congresse gemeldet, und Wien war mit weit über hunderttausend Fremden überschwemmt. Und alle die hohen Herrschaften waren Gäste des Oesterreichischen Hofes, so daß dieser notarisch schon bis Ende Oktober über vierzehn Millionen Gulden für seine erhabenen Gäste ausgegeben hatte *).

*) Darunter ist, um nur ein Beispiel zu geben, ein Posten mit 250,000 fl. für Geflügel.

Dem diplomatischen Congreß stand dabei ein anderer Congreß zur Seite, ... der, der schönsten, herrlichsten und geistreichsten Frauen, die Europa damals aufzuweisen hatte. Unter diesen glänzten vor Allen: die Gräfin Zichy-Festeties, die Fürstin von Thurn- und Taxis (Schwester der edlen Königin Louise von Preußen), die Fürstin von Fürstenberg, die Fürstin Esterhazy, die russische Fürstin Bagration, Frau van Geymüller und die Baronin Fanny van Arnstein.

Auch die Intelligenz war reich vertreten: unter Anderen durch Wilhelm von Humboldt; den österreichischen Hofrath Gentz, als Führer des Protokolls der Congreßberathungen; durch Friedrich von Schlegel, Adam von Müller, Varnhagen von Ense, die Rahel und Andere.

So lag, neben einer Unmasse dringender und sehr ernster Geschäfte, die Verführung zu einem in Lust, Witz, Genuß, Geist und Liebesglück funkelnden und sprühenden Leben sehr nahe, wozu noch der Umstand kam, daß die meisten geschäftlichen Angelegenheiten sehr schwierig zu entwickeln und zu entwirren waren.

Bei den Deutschen hatten sich nämlich — wie es auch nach dem, durch die deutschen Stämme bewirkten Befreiungskampfe und den unermeßlichen Opfern, die sie gebracht, ganz natürlich war — die größten Erwartungen an den Congreß geknüpft. Freilich befand sich auch Deutschland in einem Zustande, wie kein anderes Land. England, Rußland und Schweden standen da in alter

fester Gestalt und brauchten die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbstständigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derselben bethört oder gereizt, folgten dem Loose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal und Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande freuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes; die Schweiz ihrer theilweisen Erneuerung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland dagegen war Alles zersetzt. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachtheiligsten aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenden sehr verschieden. Alle Wechselgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geschichtlich abgelagert und neben einander wieder zu finden, ... eine Verwirrung von Zustände, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkam, daß allenthalben die alten Verhältnisse zerstört, die neuen nicht abgeschlossen, und Recht, Unterdrückung, Verdienst, Vortheil und Verlust wunderlich gemischt waren.

Die Zwischenzeit, während welcher der Fremde geherrscht, hatte dabei zu lange gedauert und zu vielerlei Neues entstehen lassen, als daß man sie und ihre Gebilde geradezu für nicht dagewesen erklären konnte. Das Alte ungetheilt herzustellen, war im Allgemeinen

unmöglich. Wenn Kaiser und Reich nicht wieder auflebten, so konnten es auch die ehemaligen Reichsstände und Reichsverhältnisse nicht, weil jene höchsten Bedingungen eines solchen Daseins fehlten. Außerdem hatte man soviel des Neuen in dem neuen Bunde — als der Sieg noch nicht entschieden war — aufgenommen, daß hier das erworbene Recht sowohl, als auch die wirkliche Macht eine rücksichtsvolle Ausgleichung auferlegten.

Aber die großen Mächte selbst wollten auch jene Wiederherstellung des Alten gar nicht, weil ihr eigener Vortheil dagegen war.

So kam es, daß das Drängen Sachsens, Polens und Italiens nach Wiederherstellung, die Vergrößerungsgelüste von Rußland, Oesterreich, Preußen und Bayern, der Aufschrei und Protest der Mediatisirten, die Frage unter welcher Form nun Deutschland weiter bestehen solle — ein wahres Chaos von Ansichten hervorrief. Jetzt wurde von allen Seiten — namentlich aber von Frankreich her, das keine Einigung und kräftige Wiedergeburt Deutschlands wünschen konnte — intriguirt. Talleyrand und Metternich waren hier die Meister und ihnen stand namentlich die Damenwelt an der Seite. Natürlich kam es dadurch bald und oft zu den ernstesten und verdrießlichsten Abhandlungen; ja es sah zeitweise so mißlich in den diplomatischen Sphären aus, daß man — um das nöthige

Gleichgewicht zu behalten und den Völkern jene geheimen unangenehmen Vorgänge und den schleppenden Gang der Unterhandlungen zu verschleiern und selbst auf ungezwungene Weise die Gespannten und Erbitterten sich wieder näher zu bringen — seine Zuflucht zu jener schon erwähnten Flut von Festen, Paraden, Maskeraten, Concerten, Kutschen und Schlittenfahrten, Tableaux, Carousselsund Redouten nahm.

Die deutschen Völkerschaften, die ganze Welt sah mit ängstlicher Spannung auf den Congreß ..... Wien und seine glänzende Welt taumelten in einem wahren Freudenrausche, in Lust, in Entzücken!

Von dem was die Völker betraf, verlautete kaum ein Wörtchen, desto mehr von den feenhaften Festen, die der Hof, die Fürst Metternich gab; — von der herrlichen mimischen Tänzerin Bigattini, die in der Darstellung der Nina, den ganzen Congreß bezauberte; — von der großartigen Sängerin Anna Milder, welche, so oft sie auftrat, durch Spiel und Gesang des tiefsten und allgemeinsten Eindruckes gewiß war; — von der gewaltigen Erscheinung der Sophie Schröder, dieser erhabenen Priesterin der dramatischen Kunst.

Auch heute hatte Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich zur Unterhaltung und Zerstreuung seiner hohen Gäste eine ganze Reihenfolge von Festivitäten angeordnet.

Mittags war große Tafel bei Hofe. Nach eingenommenem Diner begaben sich ihre Majestäten, der Kaiser von Oesterreich und seine Gemahlin, mit den anwesenden Souverainen, Prinzen, Prinzessinen und deren Begleitung nach Schönbrunn, woselbst sie in dem Garten — trotz der kalten Jahreszeit — spazieren fuhren, um alle Theile seiner mannigfaltigen Anlagen zu besichtigen. Abends versammelte sich die hohe Gesellschaft im Schloßtheater zur Aufführung der Oper „Johann von Paris".

Aber damit endeten die Festlichkeiten keineswegs. Im Gegentheile: jetzt erst sollte das Fest in seinen Glanzpunkt treten. Nach dem Schluß der Oper fuhren die höchsten Herrschaften durch das obere, schön beleuchtete Seitenthor und die Allee nach dem großen Orangeriegebäude, traten unter einem in Form eines Zeltes vorspringenden Gebäude ab, und gelangten von dort in den äußersten rechten Flügel des Orangeriehauses.

Dieser Bau, der eine Länge von hundert, eine Breite von mehr als vier, und eine Höhe von fünf Klaftern hat, war zu dem Souper in einen Orangenwald, in einen Hesperiden-Garten, in ein wahres Paradies verwandelt.

Sämmtliche Orangeriebäume, mit Blumen aller Art und den kostbarsten und seltensten exotischen Pflanzen untermischt, erhoben sich zu beiden Seiten amphitheatralisch, von einem niederen, zierlich gearbeiteten

und durchaus vergoldeten Säulengeländer eingefaßt. Ein wunderbarer, zauberhafter, berauschender Duft stieg von hier, aus tausend und abertausend Blumenkelchen, wie ein, den Göttern dargebrachtes Opfer, empor und erfüllte mit süßbetäubender Macht alle Räume.

Von dem Gewölbe herab, durch die ganze Länge des fast unabsehbaren Saales, hingen dabei eine Masse silberner Kronleuchter, sämmtlich leichte Zweige mit Laubwerk vorstellend; während zwischen den Bäumen und Pflanzen Blumenkörbe von dem gleichen edlen Metalle auftauchten, aus deren Blumenkelchen eine Menge farbiger Lichter flammten und blitzten. Und all diese Pracht und all diesen Glanz warfen die gewaltigen Spiegel, mit welchen für diesen Abend die sämmtlichen Wände des Orangeriegebäudes bekleidet waren, tausendfältig — wie in einem Feenpalaste — zurück.

In dem Mittelpunkte der Orangerie, wo das Gebäude eine Auswölbung hat, waren dabei an der einen Wand Felsen hoch über einander gethürmt, über welche ein Wasserfall seine Fluten in reicher Fülle schäumend warf. Gegenüber, woselbst sich die Hauptöffnung befindet, war in dem Garten zu beiden Seiten ein riesenhaftes tempelartiges Gebäude aufgestellt, das mit Vasen, Säulenwerk uud Statuen verziert, und mit

Lampen architektonisch beleuchtet, zu der im Hintergrunde sich zeigenden Halbrotunde der Flora führte.

Hier stand, auf erhabenem Piedestale, eine prachtvolle von Canova's Meisterhand gearbeitete Statue der Göttin; während ringsumher die Wände und die Decke der Rotunde, von dem Boden bis zu dem Giebel, ganz und gar in Blumen gehüllt war. Vierzig große verdeckte Astrallampen, strahlten dabei von oben herab ihr Licht mit Tageshelle aus und beleuchteten ebensoviel reizende Mädchen, die, als Genien gekleidet, Blumenkränze schwangen. *)

Wohl nie hat das Auge eines Sterblichen in dieser Beziehung etwas Schöneres gesehen; — wohl nie hat ein ordnender Menschengeist, etwas Geschmackvolleres und Lieblicheres in Festdecorationen erfunden.

Und doch war dies noch nicht Alles. Im Mittelpunkte zwischen der Orangerieöffnung und der Rotunde, wo im Garten ein Springbrunnen steht, war dieser durch eine Stufen-Estrade bedeckt; auf dieser aber stand ein Opferaltar, umgeben von hunderten von Opferflammen. Hier und an den Haupteingängen spielten zugleich, von Orangenbäumen und Blumengebüschen versteckt, verschiedene Musikchöre; während in der Orangerie zwei Tafeln mit je zwei und sechszig Gedecken und in den Seitengebäuden noch fünf

---

*) Historisch.

Tafeln zu vierzig Gedecken in Gold, Silber und Crystall funkelten.

An einer der großen Tafeln machten Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich, an der anderen Ihre Majestät die Kaiserin Ludovika die Honneurs. Hier speisten sämmtliche in Wien anwesenden Monarchen, souveraine Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem dazu geladenen Hofstaate.

Die anderen Tafeln waren von den übrigen erlauchten und hochadligen Gästen besetzt. Die innere Beleuchtung war durch mehr als drei Tausend Wachslichter, die äußere durch achtundzwanzig Tausend Lampen bewirkt. Das Ganze glich einem Feengarten, wie ihn nur die höchste Poesie des Dichters von einer Zauberwelt träumen kann!

Noch wandelten jetzt die höchsten und hohen Herrschaften durch die blumenerfüllten und blumenduftenden Räume; — noch staunten selbst sie, die doch an alle Herrlichkeiten der Erde gewöhnt waren, ob dieser zauberhaften Pracht; — noch folgte der ganze in Gold und Juwelen funkelnde Schwarm der hohen Gäste den voranschreitenden Monarchen, als sich plötzlich zwei Damen an einer passenden Stelle aus dem Gewühle loslösten und mit einer raschen Wendung hinter eine der großen Blumenwände traten.

„Ich kann nicht mehr!“ — rief zugleich die eine derselben halblaut, während sie wie ohnmäch-

tig nach einem in der Nähe angebrachten Divan schwankte.

„Um Gottes Willen!“ — flüsterte die andere — „was fehlt Ihnen, Gräfin? Sie sind bleich wie der Tod, wenn Graf Gallenberg Sie jetzt sehen würde, er wäre außer sich!“

„Mein Mann wird uns hier nicht finden!“ — entgegnete die schöne junge Frau, indem sie sich auf den Divan niederließ. — „Er befindet sich im Gefolge des Erzherzog Rudolph und ist also an diesen gebunden. Aber, ich bitte, liebe Fürstin, geben Sie mir für einen Moment Ihr Riechfläschchen.“

Die Fürstin Lobkowitz leistete mit Freuden der bleichen Freundin den erbetenen Dienst. Aber sonderbar! während sich diese augenscheinlich von ihrer Schwäche erholte, traten ihr Thränen in die Augen.

„Sie weinen?“ — frug die Fürstin erstaunt.

Die junge Frau nickte.

„Und warum? Werden Sie, liebe Julie denn nicht geradezu von dem Glücke verfolgt? Sie sind seit einem halben Jahre die Gattin des schönsten und liebenswürdigsten Cavaliers am Wiener Hofe; Sie werden von dem jungen Grafen Gallenberg leidenschaftlich geliebt und auf den Händen getragen; er hat Sie, Ihrem eigenen Wunsche zufolge, gleich nach der Vermählung nach dem herrlichen Italien geführt und jetzt, da Sie seit acht Tagen zurückgekehrt sind,

und überall mit offenen Armen empfangen wurden,... jetzt treten Sie, ein lichter Stern der Schönheit und Liebenswürdigkeit, mitten in die Herrlichkeiten unseres göttlichen Congresses."

„Ach, beste Fürstin!" — entgegnete die junge Frau mit einem trüben Lächeln, das sie noch reizender erscheinen ließ — „gerade diese rauschenden und betäubenden Congreßfreuden machen mich unglücklich. Ich wünschte, ich wäre noch Julie Guicciardi und lebte, wie früher, von Niemanden bemerkt in stiller Zurückgezogenheit."

„Julie?" — rief die Fürstin überrascht — „gut, daß uns Ihr Gemahl nicht hört; er würde sich zu Tode kränken."

Julie schüttelte das Haupt.

„Sind Sie denn nicht glücklich mit ihm?" — frug jetzt die Lobkowitz.

„Glücklich?" — wiederholte die junge Gräfin Gallenberg langsam und gedehnt — „nein! glücklich bin ich nicht. Es ist wahr, er liebt mich, — er trägt mich auf den Händen, — er ist ein edler Mann; aber..."

„Aber?... Sollten Sie wirklich so thöricht sein..."

„Meiner ersten Liebe treu zu bleiben? Wenn Sie das Thorheit nennen, ja, Fürstin!"

„Es ist nicht möglich, Beste! Diese Schwärmerei der Jugend und eines poetischen Herzens liegt hinter

Ihnen. Sie selbst haben ihr ja entsagt und Gallenberg die Hand gereicht."

„Nur gezwungen."

„Und wer konnte Sie zwingen?"

„Niemand auf der weiten Welt .... wenn nicht die moralische Ueberzeugung, daß ich sonst das Herz meiner Mutter brechen würde. Sie war und ist eine vortreffliche Frau, aber in dem Punkte der Standesunterschiede unzugänglich, wie Ihr alle."

„Und meine kluge Julie, die sonst so scharf und so richtig sieht, hat hier eine liebenswürdige Schwärmerei geblendet. Aber warum über etwas sprechen, über welches wir Alle ja längst hinaus sind. Die Gräfin Gallenberg mag den Freund so warm und innig verehren, wie Julie Guicciardi...."

„Aber sie hat ihn doch verlassen.... dem Schmerze, der Verzweiflung Preis gegeben!.... Verlassen, ihn, den großen, den herrlichen Mann, der selbst schon so verlassen in seinem eigenen ungeheuren Unglücke dasteht!"

„Und wäre das — von allem Anderen abgesehen — nicht auch Ihr Unglück?"

„Wohl würde es auch für mich ein namenloses Unglück sein; aber ich würde, indem ich ihm sein Schicksal muthig tragen hülfe, einen reichen Lohn in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht finden."

Die Fürstin schüttelte hier ungeduldig den Kopf.

„Sie sind noch immer die alte liebenswürdige Schwärmerin!“ — sagte sie dann, während ein spöttisches Lächeln über solch beengte Ideen leise über ihr Antlitz zuckte. — „Meine Beste, sagen Sie doch von Glück, nicht an einen Mann verheirathet zu sein, der total taub ist.“

„O!“ — rief die junge Gräfin Gallenberg hier und drückte beide Hände wie in einem großen Schmerze vor die Augen, — „das ist es ja, was mir vorhin Thränen auspreßte, und mich fast zusammensinken ließ. Mich und alle Anwesenden umrauschen die Jubeltöne einer herrlichen Musik — — und er, er! — der große erhabene Meister der Töne — — — hört nichts! Für ihn ist das Leben auf ewig verstummt, — — für ihn ist die Welt ein lautloses Grab!“

„Es ist allerdings ein entsetzlicher Gedanke!“ — sagte die Fürstin.

„Nein! nein!“ — rief Julie, ganz in ihren Schmerz versunken, — „es ist eine entsetzliche Wirklichkeit, die keines Menschen Verstand ganz ausdenken kann. Taub! taub!.... Er!.... der nur in und für die Musik lebt.... und kann keinen Ton Musik mehr hören!...“

„Sie regen sich auf, Gräfin!“ — sagte die Fürstin, ihre Hand leise auf die der Freundin legend. Aber Julie hörte sie nicht — „Allein, allein!... und immer allein zu sein!“ — fuhr sie in schmerzlichem Tone fort — „umgeben von einem ewigen furchtbaren

Schweigen, von einer ewigen Grabesstille, wo doch Welten von Töne in dem Busen ruhen! O! es ist über alle Beschreibung entsetzlich!"

„Und haben Sie Beethoven schon seit Ihrer Rückkunft wiedergesehen?" — frug jetzt die Fürstin, um dem Gespräche einigermaßen eine andere Wendung zu geben.

„Nein!" — entgegnete die Gräfin — „aber ich werde ihn morgen bei dem großen Fest-Concerte sehen, welches Wien den anwesenden erlauchten Herrschern zur Bewillkommnung giebt und für welches er selbst die Cantate componirt hat. Ich zittere vor dem Momente, als ob ich vor die Schranken des jüngsten Gerichtes treten müßte."

„Und haben Sie ihm auch noch nicht geschrieben?"

„Doch!" — versetzte Julie, auf's neue erbleichend. — „Ich schrieb ihm den Tag nach meiner Ankunft. Von Italien aus hatte ich es nicht gewagt; aber hier angekommen und von der ganzen Größe seines Unglücks unterrichtet, vermochte ich es nicht mehr, zu schweigen. Mit der ganzen Gluth meiner innigen Verehrung für ihn, sprach ich meine Gefühle aus: stellte ihm noch einmal alles vor, was mich zwang, Gallenberg die Hand zu reichen: das unbiegsame und entschiedene „nein!" das meine Mutter — trotz der Achtung, die sie von jeher vor Beethoven's genialer Größe hatte — einer Verbindung mit ihm, als

einem nicht Ebenbürtigen, entgegensetzte; das ebenso entschiedene Auftreten meiner ganzen Verwandtschaft und namentlich die zwingende moralische Ueberzeugung, daß, wenn ich dennoch und gegen den Willen meiner Mutter sein Weib würde, es dieser das Herz brechen müsse. Wahr und offen, gebeugt von Schmerz und Wehmuth, schrieb ich ihm dies alles, flehte um seine Vergebung, bat ihn um einige Worte der Versöhnung .... sie bleiben aus .... er antwortet nicht .... denn .... er haßt, er verachtet mich!"

Die junge Gräfin ließ hier ihr schönes Haupt von Schmerz gebeugt auf die Brust sinken, während neuerdings Thränen in ihre Augen traten.

Aber der Fürstin, der, als Weltdame, das Verständniß einer so tiefen, edlen Seele abging und die alle Neigungen weiblicher Herzen nur nach den eigenen flüchtigen Erregungen beurtheilte, mußte die Freundin hier in der That als Schwärmerin erscheinen. Wie viele Verehrer hatte ja auch sie gesehen, — wie viele nach flüchtiger Tändelei mit lachendem Herzen verabschiedet, ohne daß ihr jemals Reue gekommen und Schuldbewußtsein sie gepeinigt hätte. Das Wesen der Freundin ward ihr daher fast ängstlich, so daß sie sich jetzt rasch erhob und ausrief:

„Nun, so vergessen Sie ihn! Man muß dem Eigensinne der Männer immer doppelten Eigensinn entgegensetzen!"

Julie blickte die Freundin groß an: — „Wie wenig verstehen Sie doch Beethoven!“ — sagte sie dann ernst. — „O ich fühle, was dies Schweigen heißt. Ich habe sein edles Herz zu sehr verletzt und gekränkt. Seinem Glauben nach von der Welt zurückgestoßen, ... in seiner unseligen Meinung von Freundschaft und Liebe verrathen, ... jedem Laut, jedem Ton und damit jeder Gesellschaftlichkeit verschlossen, ... hat er mit der Welt abgerechnet, ... steht er, ein Todter unter Lebendigen, einsam und allein in der Welt. Allein! ..... allein! ..... mit einem so reichen Herzen für immer allein! ..... O! der Gedanke vernichtet mich!“

Es war gut, daß die Monarchen in diesem Augenblicke wieder, nebst ihrem funkelnden und blitzenden Gefolge, von ihrem Gange durch die Orangerie und ihre Zaubergärten zurückkehrten. Jeden Augenblick konnte Kaiser Franz jetzt das Zeichen zum Souper geben, und da bei diesem jedem der hohen Gäste sein bestimmter Platz angewiesen war, so konnten auch die beiden Damen nicht fehlen, ohne Aufsehen zu erregen.

Aber die Fürstin hätte auch um keinen Preis fehlen mögen, so lieb ihr sonst die Freundin war. Rasch rief sie daher jetzt die Gräfin herbei, um den rechten Augenblick zu erfassen, in welchem sich beide ebenso unbemerkt dem Gefolge wieder anschließen konnten, wie sie sich von demselben abgelöst. Der jungen Gräfin freilich

war dies peinlich genug; aber die Convenienz gebot.... das Herz mußte schweigen und gehorchen.

Und doch war dies nicht die härteste Prüfung, die diese Tage Julien auferlegten. Der kommende Tag sollte ihr eine noch viel schwerere bringen.

Es war bereits Abend geworden und die ganze vornehme Welt Wien's befand sich in Bewegung. Der Wiener Stadt-Magistrat gab heute zur Bewillkommnung der erlauchten, als Gäste des Kaisers von Oesterreich in der Hauptstadt anwesenden Monarchen und Diplomaten, ein großes Fest-Concert. Eine bedeutungsvollfreudigere Zeit als die des jetzt hier tagenden Congresses von Kaisern, Königen und Fürsten, hatte ja das alte Vindobona noch nicht gesehen und so wollte man denn diese für Wien so „glorreiche" Begebenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Denjenigen eine Huldigung darzubringen, von welchen diese Glorie selbst ausging, und dies waren vor allen Dingen die Besieger Napoleon's.

Die Aufgabe, diese Huldigung würdig zu gestalten, war aber bei dem, was der Kaiser und der hohe österreichische Adel alles schon an Ehrenbezeugungen und Festen aufgeboten, eine sehr schwere. Dem Großen, dem Erhabenen, dem Bedeutungsvollen mußte auch Großes, Erhabenes und Bedeutungsvolles entgegengesetzt werden und dieses auf dem Gebiete der Musik zu schaffen, dafür gab es eben nur einen Namen, der des

weltberühmten Meisters: Ludwig van Beethoven. Er, und er allein war ja bereits als allgewaltiger Herrscher im Reiche der Töne anerkannt.

Der Magistrat der Hauptstadt Oesterreichs ließ daher von einem österreichischen Dichter, Dr. Weißenbach eine besondere Cantate für diese Feier — „der glorreiche Augenblick" — dichten und von Ludwig van Beethoven componiren. Diese Cantate sollte dann, zugleich mit der A-Dur Symphonie Beethoven's und der von demselben herrührenden großartigen Composition: „Wellington's Sieg bei Vittoria" das große Beethoven-Concert bilden, dessen Direktion außerdem, nach dem ausdrücklichen Wunsche der Monarchen, dem weltberühmten Meister übergeben ward.

Somit hatte denn auch der Magistrat von Wien seinen Zweck erreicht: die Huldigung, die er im Namen der Residenz den anwesenden Souveränen und diplomatischen Größen darzubringen gedachte, hob sich auf eine würdige Weise aus der unübersehbaren Masse der übrigen Feste hervor. Hier trat die Kunst in ihrer ganzen imponirenden Größe auf und ihr Hoherpriester war der so hochgefeierte, so viel besprochene, durch seine gewaltigen Leistungen wie durch seine Seltsamkeiten berühmte Ludwig van Beethoven.

Wochenlang hatte man diesem Concerte mit der größten Spannung entgegengesehen..... jetzt sollte

sie befriedigt werden: die Stunde hatte geschlagen, ... die Carossen rollten und donnerten über das Pflaster, den glänzenden Räumen der Redoutensäle zu. Auch Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg, stieg so eben an der Seite ihres Gatten in den Wagen. Der junge Graf war in der That ein bildschöner Mann, den das in den reichsten Goldstickereien funkelnde Hofcostüm wunderbar prächtig kleidete. Mehr aber noch als das Staatskleid kündeten seine feinen Manieren den Cavalier, ... heller noch als die prachtvollen Stickereien funkelten seine Augen, wenn er mit Stolz auf die reizende Gattin schaute, die jetzt schweigend an seiner Seite saß. Und dennoch zuckte es manchmal auch finster über seine Züge, wie tiefer Schmerz und verhaltener Groll. Der Graf wußte ja, was in dem Herzen seiner Gattin jetzt vorging; — sie selbst hatte ihm, vor ihrer Verheirathung, ihr Verhältniß zu Beethoven offen dargelegt. Jetzt sah er aus ihrer inneren Erregtheit, daß sie ihn noch liebe; aber er wußte auch zugleich: daß Julie das Wort halten werde, das sie ihm an dem Altare gegeben. Er war dabei Mann genug, die Regungen der Eifersucht zu unterdrücken und mit jener nur in den höheren Sphären der Gesellschaft heimischen Gewandtheit und Ueberwindungsgabe seine äußere Ruhe und Unbefangenheit zu wahren. Sein alter Entschluß blieb dabei unerschüttert: durch ein fortgesetzt aufmerk-

sames und liebevolles Betragen, Julien's Achtung und mit dieser in der Zeit auch ihre Liebe zu gewinnen.

Und hatte sie denn nicht selbst mit dem ihr eigenen scharfen Blicke schon auf der Reise durch Italien diesen Entschluß in dem Herzen ihres Gatten gelesen? — Gewiß! und sie lohnte ihn auch mit ihrer Achtung. Dennoch konnte sie heute kaum ihrer Gefühle Meister werden. Die alte Wunde blutete in Strömen, und bittere Vorwürfe machten ihre Seele zittern, wie ein Opfer, das eine Eisenfaust zur Schlachtbank führt.

So kam es, daß beide Gatten, in ihre eigenen Gedanken vertieft, jetzt schweigend neben einander saßen und fast erschracken, als der Wagen hielt. Mitten unter dem Gewoge der herbeiströmende Menge traten sie ein.

Aber welche Pracht entfaltete sich nun in dem großen Saale! Wie gestern in Schönbrunn, so hatte man auch heute hier die Treppen und den Vorsaal in einen Wald von Lorbeer und Orangen verwandelt, während an den Decken leichte Gehänge von dicht nebeneinander angebrachten Bändern in rosa und Silberstoff eine Art leicht schwebenden Zauberhimmel bildeten. Die Wände des Hauptsaales deckten kostbare Seidenstoffe, welche an zierlich gearbeiteten und durchaus vergoldeten Säulen mit goldenen Agraffen befestigt waren. Der für die Musiker und Sänger errichteten Estrade gegenüber waren die Ehrenplätze für

die Gäste angebracht, über welchen sich dann im Mittelpunkte eine glänzende Tribüne erhob, die — für den Kaiserhof und die fremden Souveränen bestimmt — in Gold- und Purpursammt, wie ein ungeheurer Thron prachtvoll emporstieg. Achttausend Kerzen übergossen dabei das Ganze mit einem wahren Meere von Licht. *)

Und nun all' die an Pracht und Kostbarkeit sich überbietenden Toiletten in den überfüllten Räumen: denn in dem Saale, in den Logen, in den Nebensälen sogar, drängten sich über viertausend Menschen zusammen, die alle die Monarchen und ihre Umgebung sehen, ... die Tonschöpfungen des großen Beethoven hören und bewundern wollten.

Auf Alle aber — auch auf Julie, Gräfin von Gallenberg — machten die festlich geschmückten Räume, die Masse der Menschen, die allgemeine, fast fieberhafte Spannung einen eignen, tiefen, feierlichen Eindruck. Jeder, auch der Oberflächlichste und Gedankenloseste fühlte, daß jetzt große, gewaltige Momente an ihn herantreten würden. So kam es, daß fast Alle eine erhöhte Stimmung ergriff, die selbst durch das Stimmen der Instrumente der auf ihren Plätzen bereits versammelten Musiker noch gesteigert wurde, so daß gar manches Herz wie vor dem Be-

---

*) Comte de la Garde: Congrés de Vienne. Vol. I.

ginne einer Schlacht klopfte und hämmerte: das der Gräfin Gallenberg aber drohte fast zu springen. Der kostbare Perlenschmuck, den sie trug, wiegte sich stürmisch auf ihrem Busen. Ihr Antlitz war fast so weiß, wie der Atlas ihres Kleides.

Es war ein Glück, daß ihr Gatte sie verlassen. Seine Pflicht hatte ihn zum Empfang der fremden Diplomaten, auf die, für dieselben bestimmte Estrade gerufen. Und wie glänzte und funkelte es hier von Uniformen und Orden aller Länder und Throne; welche kriegerischen und staatsmännischen Größen stellten sich jetzt hier den Blicken der Neugierigen dar.

Eben zeigten sich im Vordergrund Fürst Metternich und Talleyrand, die Hauptträger der Congreß-Verhandlungen, in deren Händen namentlich das Geschick Europa's lag. An ihrer Seite stand der liebenswürdige Fürst von Ligne, der heitere Greis, der feine witzige Weltmann, dessen Bonmots fortwährend Wien und den ganzen Congreß entzückten. Etwas zur Linken hatten bereits die russischen Bevollmächtigten, die Grafen Rasumowsky, Stakkelberg und Nesselrode, sowie die englischen Gesandten, die Lords Castlereagh, Cathcart und Stewart mit ihren Gemahlinnen Platz genommen. Auch Fürst Hardenberg, der königlich preußische Staatskanzler und Wilhelm von Humboldt befanden sich hier, jetzt umgeben von den französischen

Grafen la Tour du Pin und Alexis de Noailles. In der schwedischen Uniform glänzte Graf Löwenhielem, in der spanischen Chevalier Labrator, in der portugiesischen die Grafen Saldanha de Gama und Palmella-Sonza. Auch Rom und der Papst waren durch den Cardinal Consalvi vertreten, mit welchem sich in diesem Momente Pozzo di Borgo und Capo d'Istria in ein eifriges Gespräch eingelassen hatten. Und nun, außer diesen glänzenden Uniformen und Staatskleidern, — außer diesen politischen und militärischen Größen, der Flor der in Gold und Edelsteinen strotzenden Damen, von welchen eine die andere durch Schönheit, sowie durch Glanz und Reichthum der Toiletten zu überbieten suchte. Es war nicht möglich, etwas Glänzenderes, Schöneres, Imposanteres zu sehen.

Da schmetterten die Fanfaren des Orchesters! alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, die Flügelthüren der kaiserlichen Tribune flogen auf .... und unter lautem Jubelrufe traten die Monarchen ein: es waren die Kaiser von Oesterreich und Rußland, Franz und Alexander, mit ihren Gemahlinnen Ludovika und Elisabeth; — dann die Könige von Preußen, Bayern, Würtemberg und Dänemark, die Königin von Bayern, der Großfürst Constantin und die Großfürstin Catharina von Rußland, die Großherzogin von Sachsen-

Weimar, die Erzherzogin Beatrix, Erzherzog Rudolph, der Fürst und die Fürstin von Thurn und Taxis, die Großherzoge von Baden und Weimar, die Herzoge von Braunschweig und Coburg, der Churfürst von Hessen, der Vicekönig von Italien, die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg und hinter diesen noch eine ganze Schaar von Herzogen und Fürsten, alle in ihren Staatsuniformen glänzend, alle bedeckt mit Orden. Es war, wenn man nach dieser Tribune blickte, als schaue man an das mit Sternen übersäte Firmament.

Jetzt trat Stille ein, die Monarchen ließen sich auf ihre Plätze nieder; die Fürsten, Herzoge, Grafen, Minister und Gesandten, sowie alle übrigen Anwesenden folgten.

Die Gräfin Gallenberg aber hatte sich nur mit Mühe so lange aufrecht erhalten; jetzt bedurfte sie der ganzen Energie ihres Charakters, um ihrer Sinne mächtig zu bleiben: .... Alles harrte ja noch auf einen Einzigen .... auf ..... Ludwig van Beethoven ..... auf den Mann, den sie geliebt, der sie wieder liebte und den sie verlassen. Jetzt sollte sie ihn wiedersehen in seiner ganzen erhabenen Größe ..... aber auch in seinem ganzen unermeßlichen Unglück. Und alle Gegenwärtigen fühlten dies mit ihr, und alle die es zu würdigen wußten, über-

lief ein kalter, eisiger Schauer. Es herrschte Todtenstille ringsumher.

Da trat Beethoven, begleitet von dem Capellmeister Umlauf ein. Ein donnernder Applaus empfing ihn, ... er hörte es nicht. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, ohne auch nur einen einzigen Blick in den Saal, nach der Estrade oder der Kaiserloge zu werfen, ging er an seinen Pult. Um ihn war ja Alles lautlos, in ihm lebte nur ein Gedanke: die bestmöglichste Aufführung seiner großartigen Compositionen.

Aber was ist das? warum steht neben seinem Dirigenten Pult noch ein zweiter, vor welchen jetzt Capellmeister Umlauf tritt? und warum sind diese beiden Pulte, aller Etiquette zuwider, so gestellt, daß beide Dirigenten dem Publikum den Rücken kehren?

Warum? ..... Beethoven, ... der große Ludwig van Beethoven hört keinen Ton mehr. In Uebereinstimmung mit ihm, hat es daher Capellmeister Umlauf unternommen, ihn in der Direktion dieses Riesen-Concertes zu unterstützen; so zwar, daß Umlauf bei der Cantate die Leitung des Sänger-Personales, Beethoven die Direktion des Orchesters übernahm. Außerdem sollte Umlauf in schwierigen Momenten durch festes Taktiren vor dem Auseinanderkommen bewahren. Die Pulte aber standen dem Orchester zugewandt, weil in Beethoven's Ohr kein

Laut mehr drang; weil er eben deßhalb das Einsetzen der Instrumente auch nicht mehr mit dem Sinne des Gehörs, sondern mit jenem des Gesichtes erfassen mußte: er mußte an den Bewegungen der Violinbogen, an dem Fingersatze der Flötisten, an dem Auf- und Niederschieben der Posaunen ersehen, ob sie die Tempi richtig gewählt, ob sie im gleichmäßigen Takte vorwärts schritten.*)

Julien Guicciardi, sowie den meisten Anwesenden, entgingen diese Dinge nicht; in das Herz der Freundin schnitten sie wie ein dreischneidiges Schwert; in Allen riefen sie eine gewisse Aengstlichkeit eine namenlos peinliche Spannung hervor.

Nur Ludwig van Beethoven war seiner Sache gewiß und stand — von allem dem, was um ihn her vorging, unberührt — strahlenden Auges, wie ein Feldherr vor seinem Pulte. Da fiel der Taktstock und das Concert begann. Aber mit demselben Augenblicke war es, als rege es sich in lichter Höhe, als zögen himmlische Melodien zur Erde herab!

O du armer, tauber Mann! wie ist es möglich, daß in deiner lautlosen Abgeschlossenheit, in deiner gemarterten Brust, bei deinem zertretenen Leben, eine solche

---

*) Schindler. Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. II. Theil. S. 192.

Welt stillen Entzückens, himmlischer Harmonien in dir aufsteigen kann?

O freilich, das könnt ihr nicht begreifen, ihr Menschenkinder! aber ihr habt es auch nicht gesehen und nicht mit erlebt, das titanische schmerzdurchwühlte Ringen der einsamen Seele nach der Krone des Lebens, nach dem Glück eines reinen, großen, schönen Selbstbewußtseins! O freilich! ihr kennt sie nicht, ihr vermögt sie nicht einmal zu ahnen, die hohen Weihestunden, in welchen sich dem, dem ein furchtbares Geschick auf ewig das äußere Reich der Töne verschlossen, deren inneres Reich öffnet; — die Stunden, in welchen sich der schaffende Geist auf den Flügeln der Schöpferwonne selig wiegt und an die Stelle zertretener Erdenliebe das beglückende Hochgefühl göttlich reiner und göttlich allgemeiner Menschenliebe tritt.

Und wenn ihr dies nicht kennt, so lauscht doch nur jetzt den hohen, herrlichen Klängen des Meisters! Mächtiger und mächtiger schlagen ja die Wogen der Töne zusammen; fester und fester schließen sie sich in wunderbarer Harmonie an einander, ... ein reißender Bergstrom, der in gewaltiger Bewegung, an scharfen Klippen vorbei, seinem Ziele zueilt.

Aber warum zittert denn in diesem Augenblicke die schöne, bleiche Gräfin Gallenberg so gewaltig? ..... Weil sie versteht, was diese jetzt so rührendklagenden Töne sagen wollen; ..... weil sie weiß,

daß sie aus dem warmen Herzblute des großen Meister erwachsen sind; ..... weil sie fühlt, daß das, was sie jetzt so mächtig erfaßt, die schmerzerfüllte Klage zertretener Liebe ist. Da schrillt es ab ..... da flammt es noch einmal stark auf ..... da greift des Schicksals unheimliche Riesenfaust hinein, und das Herz ist zerknirscht ..... und die Töne der Klage verhallen.

Julien Guicciardi's Augen schließen sich ..... sie lehnt sich halb ohnmächtig in ihren Sessel zurück.

Aber das Concert geht weiter, die A-Dur Symphonie verhallt; ..... lauter, donnernder Applaus lohnt den Meister ..... er hört es nicht! ..... unbeweglich, in sich selbst versunken, steht er an seinem Pult. Seine Augen sind weit geöffnet, sie schauen in eine andere Welt; aber diese andere Welt muß ihm eine stolze Freude geben, denn seine Blicke flammen hohe Begeisterung, stilles Entzücken.

Und der „glorreiche Augenblick" und „die Schlacht von Vittoria" folgen der A-Dur Symphonie in einer so hinreißenden Vollkommenheit der Ausführung, die alle Erwartungen übertrifft. Alles lauscht in athemloser Stille dem anbrechenden Morgen des Schlachttages, dem Rule Brittannia, dem Marlborough s'en va-t-en guerre, dem Kampf, dem Sturm, der Siegesfeier mit dem schönen: God save the king; ..... Alles ist entzückt, hingerissen, begeistert und

selbst die Monarchen, vor deren verwöhnten Ohren doch schon so viel Außerordentliches vorüber gegangen, haben sich in freudigem Staunen verloren.

Jetzt schweigen die Instrumente ..... das Concert ist vorüber; aber wie ein sturmbewegtes tosendes Meer rauscht nun der allgemeine Beifallssturm auf.

Beethoven hört ihn nicht! — Wie vorhin, so steht er auch jetzt, dem Publikum abgewandt, unbeweglich da, in tiefes Sinnen versunken, die strahlenden Augen weit geöffnet..... noch immer den Tönen lauschend, die in seinem Innern wie fernhin ziehende Engelchöre verklingen.

Verschwunden war für ihn auch jetzt wieder, wie so oft, die reale Welt. Auf den Adlerschwingen seines Geistes durchzog er in einsamer Höhe den Sphärenhimmel der Ideale. Aber die ihn umgebende Menge war auf der Erde zurückgeblieben, sie wollte auch das Angesicht dessen sehen, den sie in seinen Leistungen bewunderte, den sie mit vollem Herzen jetzt mit ihren Beifallsbezeugungen überschüttete.

Aber Beethoven stand noch immer dem Publikum abgewandt, unbeweglich an seinem Pulte.

„Beethoven!“ ..... „Beethoven!“ — schallte es jetzt tausendstimmig.

„Er hört es nicht, der Unglückliche!“ — sagte man hier und dort.

„Unmöglich!“ — entgegneten Andere — „diesen donnernden Sturm des Beifalls muß er doch vernehmen?“

Aber er vernahm ihn nicht! — — Capellmeister Umlauf kam in die größte Verlegenheit: selbst die Monarchen hatten ihre Plätze noch nicht verlassen,..... ein Zeichen, daß auch sie darauf warteten, daß Beethoven sich umkehre.

„Herr van Beethoven, kehren Sie sich doch um;..... danken Sie doch!“ — rief jetzt Umlauf so laut er konnte.

Der Mästro hörte ihn nicht.

„Um Gottes Willen!“ — schrie Herr von Seyfried dem Capellmeister Umlauf zu — „das Publikum wird ungeduldig! Es versteht das lange Zaudern Beethoven's falsch, und einzelne fangen in der That schon zu zürnen an, weil sie glauben, Beethoven wende der Menge aus Hochmuth den Rücken!“

„Beethoven!“ — „Beethoven!“ — schallt es fort und fort und das Applaudiren nimmt kein Ende.

Da überkommt Umlauf in seiner grenzenlosen Verlegenheit ein rettender Gedanke. — „Nun denn, in Gottes Namen,“ — ruft er — „so will ich ihn umdrehen!“ — und rasch, und ehe der Mästro es gewärtigt, umfassen ihn des Capellmeisters beide Arme und wend-

ten ihn mit herkulischer Kraft so um, daß er dem Publikum und der Tribune das Antlitz zukehrt; zugleich deutet Umlauf mit erhobenem Arm in den Saal.

Aber diese letzte Bewegung des Capellmeisters hatte eine furchtbare Wirkung: jetzt stand das ganze unermeßliche Unglück Beethoven's unverhüllt vor der Seele eines Jeden, und jeden Einzelnen der hier versammelten Tausenden durchbebte ein Schmerzensschrei des Mitleids, der innigsten Theilnahme, des tiefsten Erbarmens!

Und: „Ehre dem großen Componisten! aber auch Ehrfurcht dem entsetzlichen Schicksale, das der Große mit Größe trägt!" — so zitterte es durch alle Herzen, und, wie von einem Gedanken durchzuckt, erhebt sich das ganze Publikum, erheben sich die Fürsten und Fürstinnen, erheben sich die Könige und Kaiser!*)

Ja, du armer tauber Mann! dort oben auf der Tribune, hingerissen von Begeisterung, Thränen des Mitgefühls in den Augen, steht Rußlands Czarin, die sanfte, liebliche Elisabeth, und das leise Neigen ihres Hauptes, das mitleidsvolle Lächeln ihres Mundes gilt dir: deiner Größe, deiner Kunst, deinem Unglücke! Und dem Beispiele der Czarin folgen die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Bayern und

---

*) Historisch.

alle Fürstinnen und Herzoginnen. Ihre Tücher wehen dir zu wie Siegesfahnen!

Es war ein Moment, so groß, so ergreifend, so allgewaltig, ja so erschütternd, daß fast kein Auge thränenlos blieb. Alle irdische Größe war verschwunden vor der des Genies und jener des Unglücks.

Plötzlich flog aus einer Loge der Estrade ein Lorbeerkranz und fiel zu des Meisters Füßen, und wie mit einem Zauberschlage regnete es Hunderte von Blumenbouquetts; denn unwillkürlich löste jede Dame den Strauß, der ihren Busen schmückte und warf ihn als zarte Huldigung dem Mästro zu. Da donnerte noch einmal ein unendlicher Applaus durch die Räume. Beethoven hörte ihn auch diesmal nicht, aber — er sah ihn!

Tief, tief erschüttert von so viel Theilnahme und Anerkennung, verbeugte er sich; aber im Verbeugen ergriff er auch den Kranz. O er wußte ja, von wem er kam, er hatte sie erkannt, die ihn geworfen: seine theure Julie. Sie liebte ihn also doch noch!

Da flammte es in seinem Herzen auf in seligem Entzücken und einen Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit nach oben werfend, drückte er das sinnige Zeichen der Anerkennung, das ihm die Liebe gespendet, freudig an seine Brust.

Großer Meister! Auf Deinem Haupte ruhten in diesem Momente brüderlich vereint: „Lorbeerkranz und Dornenkrone!“ *)

---

*) Anton Schindler: „Biographie L. v. Beethoven's. S. 98.“ Varnhagen van Ense: Der Wiener Congreß.

Diebe.

Der Tag war schon lange angebrochen und Ludwig van Beethoven schlief noch. Wohl zehnmal hatte bereits sein Diener den Kopf zur Thüre hereingestreckt, um zu sehen, ob der Herr Capellmeister den Kaffee noch nicht begehre, und immer zog er ihn wieder mit verdrießlicher Miene zurück.

„Verwünscht!“ — sagte er jetzt in ärgerlichem Tone vor sich hin — „wie mich das aufhält. Der Herr ist doch sonst immer so frühe auf und an der Arbeit. Das gestrige Concert muß ihn sehr ermüdet und angegriffen haben; ich sah ihn noch nie so aufgeregt nach Hause kommen. Sicher ist er erst spät eingeschlafen und jetzt hab' ich das Unangenehme davon, daß ich nicht rechtzeitig in den Stall komme. Wie leicht kann mir da ein guter Kunde entwischen!“

Und Paul setzte sich mürrisch auf einen in der Nähe des Ofens befindlichen Stuhl, streckte seine Beine der Länge nach vor sich aus, drückte den Rücken so gewaltig gegen die Lehne, daß sie krachte, faltete die Hände über dem Kopfe zusammen und gähnte wiederholt so laut und unfläthig, daß man es auf der Straße hätte hören können.

Zehn Minuten vergingen in dieser angenehmen Beschäftigung, während welcher sich Paul seinen Gedanken überließ.

„S' ist doch ein wunderlicher Kautz, der Herr van Beethoven!" — sagte er endlich nach abermaligem Gähnen. — „Ich bin jetzt das viertemal bei ihm: zweimal hat er mich fortgejagt und einmal bin ich ihm fortgelaufen, weil ich es nicht mehr bei ihm aus=halten konnte. Und doch hat er seit einigen Wochen wieder mich angenommen und seine Haushälterin zum Teufel geschickt. Nun" — rief hier Paul la=chend — „das wird auch nur von kurzer Dauer sein, dann jagt er wieder mich fort und nimmt wieder die Haushälterin."

Er schwieg und gähnte abermals; dann fuhr er, mit einem pfiffigen Lächeln um den Mundwinkel halb=laut fort:

„Lang ist's aber doch nicht bei ihm auszuhalten: einmal schreit man sich Lunge und Leber weg und wird doch nicht verstanden; — dann bekommt man

mehr Donnerwetter über den Kopf, als Brod in den Magen und endlich ist der Dienst bei ihm zum Sterben langweilig. Wenn er nicht sonst wieder gut wäre und das Unrecht, das er seinen Leuten in der Hitze thut, durch Geldgeschenke auszugleichen suchte, und wenn er nicht ....,"

Paul unterbrach sich hier selbst durch lautes Lachen.

„S' ist doch zu drollig!" — sagte er dann, sich in seinen struppigen rothen Haaren kratzend — „s' ist doch zu drollig! Da hat ihm vor zwei Monaten der Graf Browne ein wunderschönes Reitpferd zum Geschenk gemacht. Er ritt es einigemal; aber seit er in mir einen andern Diener um sich hat, ... hat er in seiner Zerstreutheit das Pferd rein vergessen. Er weiß gar nicht mehr, daß er ein Pferd hat!" — fuhr Paul lachend fort. — „Nun, das ist ein Narr, der die Narrheiten anderer unbenutzt läßt. Ich leihe nun schon, so lange ich wieder bei ihm im Dienste bin, das Pferd täglich für Geld aus. Es hat mir das ein recht artiges Sümmchen eingebracht. Damit er aber nicht an das Pferd erinnert wird, reiche ich keine Futter-Rechnung ein, *) .... und bis der Lieferant mit derselben kommt, bin ich jedenfalls wieder fort."

---

*) Historisch: Wegeler und Ries S. 120.

Pauls Gesicht glänzte bei diesen Worten vor Freude und er würde sich vielleicht in seinem Selbstgespräche noch weiter ergangen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Bruder seines Herrn, der Kassirer der österreichischen Nationalbank, Herr Karl van Beethoven, eingetreten wäre.

„Ist mein Bruder noch zu Hause?" — frug dieser jetzt barsch und mit stolzer Miene.

„Ja, Euer Gnaden!" — entgegnete Paul aufstehend mit verbissenem Aerger, denn er haßte und fürchtete den Kassirer, schon weil ihm sein Gewissen sagte, daß er gerade Karl's scharfes Auge besonders zu fürchten habe.

„Ist er an der Arbeit?" — frug Herr van Beethoven weiter.

„Nein! er schläft noch!" — entgegnete Paul.

„Jetzt noch? es ist ja weit über acht Uhr."

„Habe auch wenigstens schon zehnmal nachgeschaut."

„Hätt' ihn wecken sollen."

„Um eine Ohrfeige zu erhalten?"

„Wird so schlimm nicht sein."

„Doch, mein Herr, es wäre die erste nicht, die mir der Herr Capellmeister verehrt hat."

„Und dann mit Geld aufgewogen!"

„Nun ja! Er sieht sein Unrecht doch wenigstens ein."

„Und wirft sein Geld an Unwürdige hinaus."

„Ich meine ....“

„Er hat gar nichts zu meinen. Thue Er seine Pflicht und schweig Er still.“

Und Herr Karl van Beethoven wollte eben umwenden und wieder weggehen, als ihm augenscheinlich ein anderer Gedanke kam, und zwar mußte dieser Gedanke ein sehr wichtiger und willkommener sein, denn er machte Karl's Augen wunderbar aufblitzen.

„Ich will ihn selbst wecken!“ — sagte er jetzt — „Er kann einstweilen das Frühstück holen und zwar zwei Portionen, denn ich nehme Theil daran.“

Und mit diesen Worten trat Karl in seines Bruders Zimmer. Paul aber ging nicht: leise schlich er nach der Thüre, durch welche der Kassirer eben verschwunden war, ... und .... sich bückend .... schaute er mit dem lauernden Blick einer Katze, die einer Maus auf der Spur ist, durch das Schlüsselloch.

Aber auch Karl hatte jetzt einen Katzentritt angenommen, obgleich er wußte, daß Ludwig bei seiner Taubheit selbst das lauteste Auftreten nicht zu wecken im Stande gewesen wäre. Aber es ist sonderbar: das Böse schleicht immer, wie sich die Schlange lautlos durch den Staub windet.

Karl trat auf den Zehen an des Bruders Bett. Er schlief noch fest und seine Züge verklärte ein so glückliches Lächeln, wie es jetzt selten im Wachen über seine Züge flog.

Karl nickte zufrieden. Dann schlich er leise nach einem Schranke, der bis oben mit Noten, Papieren und Büchern vollgepfropft war.

„Hier müssen sie liegen!“ — sagte er jetzt leise zu sich selbst. — „Es sind zwar nur Lieder, die er jahrelang vor seiner Abreise nach Wien noch in Bonn componirt hat, und die er jetzt ebendeßhalb seines Namens nicht würdig hält; .... aber das sind Albernheiten .... habe ich sie nur erst, so verkaufe ich sie in seinem Namen an irgend einen ausländischen Musikalienverleger .... und ich bin gut dafür, daß sie mir mit Gold aufgewogen werden. Schreit er dann auch, wenn sie in die Welt kommen — was liegt daran — die Sache ist alsdann nicht mehr zu ändern, ... und .... ich habe das Geld!“

Karl hatte während dessen schon in den Noten und Papieren gegraben und gewühlt; aber die gesuchten Lieder ließen sich so schnell nicht finden. Dicker Staub flog auf und machte ihn hüsteln. Er schaute sich besorgt um .... der Bruder schlief ruhig weiter.

Endlich fand sich ein ganz vergilbter Pack mit Noten und Papieren auf welchem von Ludwig's Hand geschrieben stand: „Bonn.“

Karl öffnete ihn rasch; aber seine Hand zitterte vor Begierde. Plötzlich leuchteten seine Züge auf und ein freudiges: „Da sind sie!“ entglitt seinen Lippen. In dem gleichen Augenblicke verschwand das Heft in

seiner Brusttasche; *) dann legte er den übrigen Pack wieder an den Ort, wo er ihn weggenommen.

Paul hatte dies alles recht gut durch das Schlüsselloch beobachtet, denn der erwähnte Notenschrank stand gerade an der, der Thüre entgegengesetzten, Wand.

„So!" — sagte er jetzt mit einer echten Spitzbubenmiene, indem er sich dabei vergnügt das Kinn strich — „so! mein Männchen, jetzt sind wir vor dir sicher. Entdeckst du allenfalls die Geschichte mit dem Pferd, so habe ich dich mit dem Notendiebstahl am Strick. Ich vermiethe nur meines Herrn Pferd, damit es nicht steif wird, ... du aber hast meinen Herrn geradezu bestohlen."

Und er lachte triumphirend, und seinen Hut ergreifend, um das Frühstück zu holen, rief er noch mit boshafter Freude: — „Ein liebes Brüderchen, das!"

Ludwig van Beethoven war indessen erwacht. Noch sah er den Bruder nicht; aber mit dem ersten Aufschlagen der Augen und dem Zurückkehren des Bewußtseins seines elenden Daseins zuckte auch ein großer Schmerz durch seine Seele und spiegelte sich in seinen Zügen. Ach! er hatte so schön geträumt von Zeiten, da er noch glücklich war .... von Zeiten, da sein Ohr noch nicht jedem Laut verschlossen .... von Zei-

---

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 124.

ten, da er noch Freunde hatte, und sie .... sie .... seine Julie....!

Und die Erinnerung an diese Zeiten und die frohen Eindrücke von gestern Abend hatten sich im Traume gar lieblich verschmolzen. Jetzt war er dahin, der schöne Traum und die kalte Wirklichkeit lagerte sich wie ein Alp über ihn. Sein erstes Aufathmen im wachen Zustande war daher ein tiefer Seufzer; dann sagte er leise: „Was hilft es! ich muß eben doch wieder hinein in das alltägliche Elend, — in den Menschenjammer und die Lebensnoth!“ — und mit diesen Worten setzte er sich in seinem Bette auf. Da erblickte er Karl, der vor ihm stand. Er war überrascht — erst wohl peinlich; als ihm aber der Bruder die Hand hinhielt, faßte er sie mit dem alten Zutrauen und drückte sie liebevoll. — „Es ist eben doch mein Bruder!“ — dachte er dabei.

Karl aber neigte sich an sein Ohr und schrie: „Ich komme, dir Glück zu wünschen zu deinem gestrigen Siege. So etwas ist noch gar nicht da gewesen! das wird schöne Geschenke von den Monarchen und Fürsten regnen.“

Ludwig schüttelte mit dem Kopfe:

„Glaub's nicht!“ — sagte er dann, —, „werden die heilige Kunst bald wieder über ihren Sitzungen und Festen vergessen. Aber es liegt mir auch gar

nichts daran. Ich trage meinen Lohn in mir selbst und ...."

Er schwieg; aber seine Blicke schweiften umher, bis sie den Lorbeerkranz fanden, den er gestern Abend als Siegestrophäe aus dem Theater mitgebracht und über dem schönen und kostbaren englischen Flügel aufgehängt hatte, den ihm die philharmonische Gesellschaft von London zum Ehrengeschenk gemacht.

Karl gab ihm jetzt ein Zeichen, daß er aufstehen möge und hielt ihm seine Taschenuhr vor. Ludwig sprang entsetzt über sein langes Schlafen mit beiden Beinen aus dem Bette. Jetzt ging die bekannte Waschoperation an, die ihn — der täglichen Durchfeuchtung des Bodens wegen — schon aus so mancher Wohnung vertrieben, da ihn kein Hauseigenthümer deßhalb mehr behalten wollte. Aber während unter dem Händewaschen die Ueberschwemmung losbrach, ruhten diesmal Ludwig's Blicke mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Besorgniß auf Karl's Antlitz.

„Bruder!" — sagte er endlich — „du siehst sehr schlecht aus. Bist du unwohl?"

Karl schüttelte den Kopf. Dann schrie er, zu Ludwig's Ohr geneigt:

„Nur den dummen Husten, der mich nun schon seit einem Jahre verfolgt, werde ich nicht los."

„Schrei nicht so, es schadet dir!" — entgegnete Ludwig und deutete auf einen Bogen Papier und

einen Bleistift, die beide auf dem Tische lagen und Denjenigen, die mit ihm sprechen wollten, dazu dienten, die Conversation ihrer Seits schriftlich zu führen. „Uebrigens ist auch das nicht einmal zwischen uns nöthig;" — setzte er dann hinzu — „wenn du langsam sprichst, kann ich es dir wohl so ziemlich an den Bewegungen der Lippen absehen, was du sagst."

„Also hat sich dein Uebel in den letzten Tagen noch gesteigert?"

„Ich bin seit sechs .... acht Tagen völlig taub!" — entgegnete Ludwig mit einem schmerzlichen Seufzer und dem Ausdrucke unendlichen Kummers. — „Auch das eine Ohr, auf dem ich zeitweise noch dumpf hörte, versagt mir den Dienst."

„Und was meint dein Arzt dazu?"

„Ich soll Geduld haben."

„Und er gibt dir nichts mehr?"

„Doch! dort steht eine Mixtur."

„Die du aber nicht nimmst."

„Für was soll ich sie nehmen; es hilft ja doch alles nichts."

„Das ist Unrecht! Du bist dir und uns schuldig, dich zu erhalten."

„Nun! ich will sie nehmen!" — sagte Beethoven. Und er ging gelassen nach der Fensterbrüstung, auf welcher das Arzneiglas stand, ergriff es, setzte es an den Mund, und trank es zur Hälfte aus.

Karl trat erstaunt hinzu, nahm ihm das Medicinglas ab, sah auf den daran befestigten Verordnungszettel und rief dann nach seinem Ohre gebeugt:

„Aber um des Himmels willen' was hast du denn da wieder gemacht?"

„Wie so?" — frug Ludwig verwundert.

„Du sollst ja von dieser Medizin nur alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll nehmen."

„Nun! nun!" — meinte Ludwig mit großer Gemüthsruhe — „das wird auf das Gleiche herauskommen. Ob ich da voll Langweiligkeit zwölf Stunden brauche, um sechs Löffel voll zu nehmen, oder ob ich alle sechs auf einmal schlucke, das ist sicher ein und dasselbe."

„Behüte!" — schrie Karl, dem es um sein lebendiges Capital bange ward, — „du kannst dich ja auf diese Weise umbringen."

„Je nun!" — entgegnete Ludwig, der sich unterdessen fertig angekleidet hatte — „da muß ich eben das mediziniren ganz lassen."

„Warum denn!"

„Weil ich unfehlbar schon den zweiten Löffel zu nehmen vergesse."

Karl wollte antworten, als Paul mit dem Frühstücke eintrat.

Beide Brüder setzten sich nun, dasselbe gemeinsam zu verzehren. Aber der Herr Kassirer war jetzt auf seinem Felde. In dem Tone eines Hofmeisters schrie

er dem Bruder zu: daß er in allen Dingen, außer in der Musik, sich wie ein Kind benehme, das man stets gängeln müsse, und daß es daher seine Pflicht sei, ihm — dem Bruder Karl — unbedingt in allen Angelegenheiten zu folgen. — „So" — fuhr Herr Karl van Beethoven fort — „dulde ich in deinem eigenen Interesse nicht mehr, daß du eine deiner Compositionen unter dem Preise hergibst."

Ludwig staunte; aber trotz des Schmerzes, der ihn über das unwürdige und anmaßende Betragen des Bruders erfaßte, flog doch ein Ausdruck von Ironie über seine Züge:

„Wirklich?!" — sagte er dabei — „duldest Du das nicht mehr?"

„Nein!"

„Da wird der Herr Kassirer der Nationalbank aber auch die Güte haben müssen, mir jedesmal zu sagen, was meine Compositionen werth sind."

„Warum nicht!" — versetzte Karl, indem er einen langen Zettel aus seiner Brieftasche nahm und ihn vor den Bruder hinlegte.

Ludwig warf einen Blick darauf, dann fuhr er mit zornflammenden Blicken auf und rief: „Was soll das sein?"

„Es ist ein Tarif," — sagte Karl kalt und frech — „den ich mir von einer Wiener Verlagshandlung in Deinem Namen und für deine Werke habe anfertigen lassen."

Jetzt aber versagte in der That Ludwig die Sprache: Vor ihm lag geschrieben:

Instrumental-Musik:

Symphonien für's ganze Orchester 60 bis 80 Ducaten
Ouvertüren . . . . . 35 — 40 „

Für die Violine:

Concerte für Violine mit Orchesterbegleitung 50 Duc.
Terzetten für Violine, Viola und Violoncello 35 „
Quartetten für 2 Violinen, Viola und Violoncello . . . . . 40 „
Quintetten für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncello . . . . . 45 „
Sextetten für verschiedene Instrumente . . 50 „

Für das Pianoforte:

Concert mit Orchesterbegleitung . . . . 60 „
Phantasie „ „ . . . . . 30 „
Rondo „ „ . . . . . 25 „
Variationen mit „ . . . . . 30 „
Sonate (große) für das Piano allein . . 40 „
Sonate „ „ „ . . . . . 30 „
Phantasie „ „ „ . . . . . 30 „
Variationen „ „ „ . . . . . 20 „

Gesangmusik:

Eine große Messe . . . . . 100 „
Ein großes Oratorium . . . . . 200 „

Gesangsstücke mit Orchester Begleitung . 20 Duc.
Ein Lied mit Begleitung des Pianoforte 4 „
u. s. w.

Aber Ludwig durchlas diesen Tarif nicht; rasch — und ehe es sich Karl nur versehen konnte — hatte er ihn erfaßt, zerrissen und seinem lieben Bruder vor die Füße geworfen.

„Deine Unverschämtheiten übersteigen alle Grenzen!“ — rief er jetzt und das Blut stieg ihm so gewaltig zu Kopf, daß beide Ohren ihn heftig zu schmerzen anfingen. — „Kein Wort will ich weiter hören. Ich habe mich für Dich und Johann mit Freuden geopfert, weil Ihr meine Brüder seid. Ich mache keine Ansprüche des Dankes dafür; aber ich kann doch wenigstens verlangen, daß Ihr meine Freiheit respectirt und mich nicht, wie es Judas mit dem Herrn that, verschachert und verkauft.“

Aber auch in Karl kochte es bereits. Daß Ludwig seinen mit so vieler Mühe gewonnenen Tarif zerrissen, hatte ihn vor Zorn außer sich gebracht. Sein Gesicht ward noch gelber, als es ohnedem seit längerer Zeit schon war, sein Athem ging kurz und schwer, seine Stimme ward heißer, Fieberhitze flammte auf seinen Wangen auf und kaum des Wortes mehr mächtig überhäufte er Ludwig mit einer ganzen Flut von Schimpfreden, Grobheiten und Vorwürfen.

Glücklicherweise hörte dieser nur die ersten, seinen Ohren nahe ausgestoßenen Beleidigungen und Kränkungen; dann wandte er sich mit einem Blicke tiefster Verachtung und edlen Unwillens ab, und wollte eben seinen Hut ergreifen, um auf die Straße zu flüchten, als er gewahrte, daß sein Bruder, durch Zorn und Schreien in einen krampfhaften Husten gebracht, dem Ersticken nahe war.

Kaum aber sah dies Ludwig..... sah, wie Karl blau und roth im Gesicht wurde, als er auch — alles Vorhergehende vergessend — herbeisprang und dem Bruder zu helfen suchte. Mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Angst klopfte er ihm in den Rücken, hielt ihn aufrecht und versuchte alles mögliche, den Husten zu stillen. Endlich ließ dieser nach und nun erschöpfte sich Ludwig in Entschuldigungen über sein heftiges Wesen, durch das er den Hustenanfall herbeigeführt zu haben glaubte;..... ja, er bat Bruder Karl, der jetzt erschöpft auf einen Stuhl gesunken war, mit der aufrichtigsten Herzlichkeit um Vergebung.

„Ich bin eben einmal ein unglücklicher Mensch!“ — sagte er dabei — „den sein Leiden beständig in einem gereizten Zustande erhält. Du mußt Nachsicht mit mir Armen haben.“

Karl, der noch nicht sprechen konnte, nickte bestätigend. Aber Ludwig hatte sich noch nicht genug gethan; der Zustand des Bruders ängstigte ihn, und

er hatte jetzt nur den einen Gedanken, wie er ihn wieder erfreuen und aufrichten könne. Plötzlich fiel ihm dies ein. Er lief nach dem Schranke und der Schublade, die seine Präciosen enthielt — daß ihm Karl einst aus derselben zwei goldene Dosen entwendet, hatte er längst vergessen — nahm einen kostbaren Brillantring und ihn Karl hinreichend, sagte er, mit einem Lächeln, das seine sonst so harten Züge unendlich mild erscheinen ließ:

„Hier Bruder, nimm diesen Ring. Ich weiß, daß Du ihn Dir immer gewünscht hast, weil er Dir so schön an den Finger paßt. Er ist zwar ein werthvolles Andenken an den Prinzen Louis Ferdinand; aber ich trage ihn ja doch nicht und so werde ich des freundlichen Gebers mehr gedenken, wenn ich ihn an Deiner Hand sehe, als wenn er unter Schloß und Riegel im Schranke liegt."

Karl's Züge erstrahlten in freudiger Ueberraschung. Sein Falkenauge hatte ja schon längst den bedeutenden Werth dieses Kleinods erkannt, um das er auch den Bruder schon so oft gebeten, der es ihm aber bis dahin immer, als ein zu liebes Andenken, abgeschlagen.

Jetzt war er mit einemmale in dessen Besitz; und wunderbar, ... die Freude darüber wirkte so günstig auf Karl zurück, daß er in wenigen Minuten wieder stehen, sprechen und gehen konnte.

„'S ist halt ein Zauberring!" — sagte jetzt Lud-

wig, dem dieser schnelle und günstige Wechsel nicht entging, mit einem leisen Anfluge satyrischen Lächelns.— „Möge er vor allen Dingen bewirken, daß die alte Bruderliebe uns immer so fest umschlinge, wie sein goldener Reif Deinen Finger."

„So soll es sein!" — sagte Karl, der seine Blicke gar nicht von den funkelnden und blitzenden Steinen wegwenden konnte. — „Und nun will ich gehen und Dich nicht länger von Deiner Arbeit abhalten."

Als Karl das Zimmer verlassen, athmete Ludwig van Beethoven hoch auf. Ein Gemisch von widersprechenden Gedanken und Gefühlen durchkreuzte Kopf und Herz. Er liebte den Bruder ..... und doch! .....

Ludwig sank auf einen Stuhl, und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. — — —

Als Karl, vor Freude strahlend und mit stolzem Schritt, durch das Vorzimmer ging, gewahrte er Paul, der bei seinem Eintreten rasch mit der Hand nach der Tasche gefahren war, als wolle er hier etwas vor unberufenen Blicken verbergen.

„Der bestiehlt meinen Bruder auch, daß ihm die Augen übergehen!" — dachte der Herr Kassirer der Nationalbank. Paul öffnete unter einer tiefen Verbeugung die zweite Thüre; als aber Herr Karl van Beethoven draußen war, sagte er leise: „Notendieb! — Ein liebes Brüderchen das!" — — —

Ein tauber Mann.

Ludwig van Beethoven hatte wohl eine halbe Stunde lang bewegungslos — den Kopf auf die Arme gestützt, das Gesicht mit den Händen bedeckt — dagesessen. Grabesstille herrschte um ihn, ... ein gewaltiger Schmerz zerriß sein Inneres. Er war ein so gerader, das Gute, das Edle, die strengste Rechtlichkeit liebender Mensch, daß alles Unrecht ihm tief in die Seele schnitt. Ach! ..... und er mußte bei den Menschen — und selbst bei denjenigen, die ihm am nächsten standen — auf so viel Unrecht treffen. Er mußte so oft erleben, daß das Gute von den Menschen verkannt, oder gehemmt, oder zertreten ward; und wenn er dann auch, wie alle großen Seelen, sein Vertrauen auf die unzerstörbare Kraft des Edlen in den Menschen setzte, und damit oft seinen gerechten Un-

muth mäßigte, so gelang ihm dies doch nicht immer so weit, daß die Frucht dieser Bemühung jenes sanfte und erhabene Lächeln Sokratischer Ironie war.

Oft überwog der Schmerz und die Bitterkeit, die er aus dem eigenen, so furchtbaren Schicksale zog, und hing sich wie Bleigewicht an seine Seele.

So war es auch jetzt. Was hatte er nicht in der letzten Zeit erst mit einem Manne erlebt, den er lange für einen treuen Freund und warmen Anhänger gehalten?

Dieser Mann war der Mechanikus Maelzel, der Erfinder des musikalischen Metronoms — einer Maschine zur Bemessung des Taktes. Schon vor längerer Zeit hatte er dem großen Meister der Töne versprochen, eine Gehörmaschine für ihn anzufertigen, deren sich Beethoven, namentlich bei seinen Zusammenkünften mit dem Erzherzog Rudolph und Anderen bedienen sollte, wo eine schriftliche Conversation die Unterhaltung verzögern mußte. Um nun Maelzel zur Anfertigung dieser Maschine anzufeuern, componirte Beethoven für die von diesem Freunde ebenfalls neu erfundene Panharmonika *) ein Stück:

---

*) Innerlich, wie die Spieluhren, aus Walzen bestehend, wird dies Instrument durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Da es mehrere Blasinstrumente spielt und durch sein ausdrucksvolles Forte und Piano, wie durch die Bestimmtheit in den Tönen und seinen mannigfaltigen Zungenschlag excellirte, machte es zu jener Zeit viel Aufsehen.

„Schlacht=Symphonie," wie er es selbst nannte. Der Effect dieses Stückes war so unerwartet, daß Maelzel Beethoven aufforderte, es auch für das Orchester zu instrumentiren. Dieser nun, längst mit dem Plane umgehend, eine große „Schlacht=Symphonie" zu schreiben, willigte auch gern in den Vorschlag Maelzel's ein, ... und so entstand „die Schlacht von Vittoria," die am 12. Dez. 1813, also ein Jahr vor der Zeit, von der wir hier sprechen, zum erstenmale, und zwar zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalide gewordenen österreichischen und bayerischen Krieger aufgeführt wurde.

Was aber that nun Maelzel? Er mißbrauchte das ihm von Beethoven bei der Aufführung dieser neuen Symphonie geschenkte Vertrauen auf eine schmähliche Art; — ließ, da er eine Reise nach England vor hatte, im Geheimen die Stimmen dieser Tonschöpfung für sich abschreiben, erklärte die Symphonie für sein Eigenthum und brachte sie als solche in München und London zur Aufführung.

Beethoven protestirte natürlich sogleich gegen eine solche Anmaßung, worauf Maelzel sein Benehmen in Wien damit zu entschuldigen suchte: daß er angab, Beethoven schulde ihm 400 Ducaten; obgleich sich seine Forderung nur auf 50 Ducaten belief. Die natürliche Folge war die Einleitung eines

gerichtlichen Verfahrens. Aber wie peinlich wirkte dieser ganze Vorfall auf Beethoven zurück; welchen traurigen Einfluß mußte dieser Betrug, dies hinterlistige Verfahren eines Freundes gegen ihn, auf Beethoven's ohnehin reizbares, dem Argwohn zugeneigtes Wesen haben. Finsterer noch, als bisher, zog er sich in sich selbst zurück; — mißtrauisch schon durch sein Gebrechen, ward er es nun in einem Grade, der sogar den Umgang mit ihm auf längere Zeit unmöglich machte. *)

Auch jetzt, in dieser Stunde des Verzweifelns an der Menschheit, schlich die Erinnerung an jene widerliche Begebenheit an seiner ohnehin so gebeugten Seele wie ein schwarzer Schlagschatten vorüber. Und wie viel andere bittere Erfahrungen hatte er noch machen müssen!

Seinem so würdigen, liebevollen und väterlichen Freunde, dem edlen Fürsten Lichnowsky, war er erst vor wenigen Wochen auf den Friedhof gefolgt, dorthin ..... wo auch Swieten ruhte und schon so mancher, der ihm von Herzen wohlgewollt.

Sein Herz kam ihm überhaupt manchmal selbst wie ein Friedhof vor, auf dem er nur eingefallene Hügel und halbverwitterte Kreuze fand: Lichnowsky,

---

*) Historisch. Schindler: 91—94. Marx: „Beethoven's Leben und Schaffen." II. Thl. S. 187.

Swieten, Frau von Breuning, — Jeanette, die zwar noch lebte, aber fern von ihm und für ihn verloren! — Comteſſe Eugenie, — Ries, der ebenfalls entfernt war, — Julie, die, ihrem Schickſale folgend, die Gattin eines Andern wurde! .....

„Herr, du mein Gott!“ — rief er jetzt, aufſpringend, laut aus, indem er mit beiden Händen nach ſeiner Stirne faßte, — „allein! allein! ſo bin ich denn ganz allein in dieſer Jammerwelt! ..... ganz verlaſſen — einſam ..... wie der Adler hoch oben in den Lüften!“

Er ſchwieg; dann nickte er leiſe mit dem Haupte und ſagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, ja! wie der Adler hoch oben in den Lüften! ..... Ich denke noch daran, wie wir in Godesberg waren. Die Empfindung, die damals ein Zufall in meiner Seele weckte ..... jetzt iſt ſie Leben und Wahrheit in mir geworden. Auf den Schwingen meines Genius ſtieg ich empor .... aber die Sonnennähe iſt einſam .... und lautlos!“

Und er ſchlug die Arme auf der Bruſt zuſammen und ging langſamen Schrittes in dem Zimmer auf und ab.

„Einſam und lautlos!“ — wiederholte er dann — „aber du biſt Mann, und der rechte Mann iſt immer ſeinem Schickſale gewachſen. Leiden ..... ſollen läutern; ſonſt hat man ja gar nichts von ihnen,

als das Peinliche. Zurückgeschlagen werden sie weder durch Zerstreuung im Umgange mit Menschen, noch durch Freuden; . . . . . beide führen sie nur ergrimmter zurück . . . . . ihre Besieger aber sind . . . . Arbeit und Anstrengung" — fuhr er dann nach einer kleinen Weile tiefen Nachdenkens fort — „weil das Tragen und Ertragen länger dauert. Darum wendet sich der Jüngling der raschen That zu, der Mann aber weiß dem Schicksal ruhig zu stehen. Je vollendeter die Seele, desto mehr trägt sie frei. Ich will Mann sein und . . . . tragen!"

Er ging abermals auf und ab; dann blieb er plötzlich mit einer raschen Bewegung vor seinem Schreibtische stehen, die Falten seiner Stirne schwanden, die Augen blitzten freudig auf, und, den Stuhl zurecht rückend, rief er mit heiterem Tone:

„Zur Arbeit! zu meiner lieben Arbeit! Sie ist die einzige Freundin, die mich nicht verlassen hat! . . . . Wenn ich schaffe, ist alles Ungemach und alle Erdennoth vergessen . . . . wenn in meinem Schaffen Gelingen liegt . . . . bin ich ja glücklicher, als dies je sonst ein Sterblicher sein kann!"

Und er setzte sich, nahm die in flüchtigen Zügen entworfene Composition zur Hand, die da vor ihm auf dem Tische lag und überflog sie mit wenigen Blicken. Es war seine große Sonate für das Clavier, (Op. 106.) welche er hier componirte.

Beethoven saß wie ein Feldherr da. Licht war es in seinem Geiste. Mit Freuden erkannte er den entworfenen Plan als meisterhaft und das Heer seiner großen Gedanken mit Kühnheit ordnend, führte er sie freudig in die Schlacht, die — so sagte es ihm seine innere Stimme — zu einem neuen Siege für ihn werden mußte.

Beethoven schrieb und schrieb, und ... nun war er nicht mehr taub! Wunderbare Melodien rauschten in ihm auf, — jauchzten durch seine Seele, — erfüllten alles um ihn her bald mit süßen, zauberhaften Klängen, bald mit großen, gewaltigen Harmonien.

Und immer mehr verklärten sich seine Züge, und immer höher und freudiger leuchteten seine Augen auf, und immer heiterer und glücklicher ward er in seinem Innern. Und jede Note, die seiner Feder entfloß, tönte laut; und jeder Accord, den er niederschrieb, und jeder musikalische Gedanke, der in ihm aufstieg .... erklang, und es umrauschte ihn eine volle herrliche Musik, als ob eine Meisterhand sie wirklich dem Instrumente entlockte.

Wo war da die Welt mit all' ihrem tausendfachen Jammer, — wo war das äußere Leben mit seinen vielen peinlichen Verwicklungen und kleinlichen Unannehmlichkeiten, — wo waren die Menschen mit ihren Falschheiten, — die Sorgen mit ihrer niederdrückenden und zermalmenden Wucht hingekommen? — Ludwig

van Beethoven wußte jetzt von allem dem nichts mehr: er war der Erde und ihren Qualen entflohen. Und hätten jetzt Feuerzungen um ihn her emporgeschlagen .... er würde sie schwerlich bemerkt haben; — und wäre die Welt jetzt unter Blitz und Donner in Stücke gegangen, ... er hätte sicherlich auch nicht eine Ahnung davon erhalten.

Beethoven war nicht mehr allein, ... Beethoven war nicht mehr taub, ... Beethoven war nicht mehr ein gebeugter, unglücklicher Mann..... Beethoven componirte: er bewegte sich froh, heiter und glücklich, von dem beseligenden Gefühle genialen Schaffens getragen, in der weiten, prächtigen Welt der Töne; — in jener Welt, die er mit Stolz sein nennen konnte, deren König er war, ... die ihm ihre Höhen und Tiefen öffnete, ihre Paradiese und Labyrinthe erschloß, ihre Schätze zu Füßen legte, ihre Seligkeit in das Herz goß.

Beethoven componirte! Das Feuer im Ofen war längst erloschen und eine empfindliche Novemberkälte durchdrang das Zimmer .... er fühlte es nicht; die Stunde des Mittagessens war herbeigekommen, sein leerer Magen knurrte und murrte, ... er hatte keine Empfindung dafür. Beethoven componirte! Er war der Welt völlig entrückt!

Wo war Paul, der das Feuer hätte unterhalten und den Meister an die Mittagsstunde hätte erinnern

sollen? — Er saß behaglich im Wirthshause und verprasste einen Theil des Geldes, das er heute durch das Ausleihen des seinem Herrn gehörenden Pferdes verdient hatte. Beethoven wußte es nicht, . . . dachte nicht an ihn . . . . hatte ja ganz und gar vergessen, daß er ein Pferd besitze.

Beethoven componirte! Er war der Erde völlig entrückt . . . . aber er war selig in seinem Schaffen. Plötzlich fiel ein dunkeler Schatten auf das Notenpapier, das vor ihm lag und auf welches seine Feder Noten, Zeichen und Zahlen in rascher Folge hinwarf. Er bemerkte den Schatten nicht. Es räusperte sich Jemand im Zimmer . . . . er hörte es natürlich nicht. Es sprach Jemand . . . . sein Ohr war für diese Laute unempfänglich.

Beethoven componirte! Er war der Erde völlig entrückt. Jetzt schaute er, einen wichtigen musikalischen Gedanken verfolgend, auf und sah einem Manne, der vor ihm stand, in das Gesicht; aber das Spiegelbild dieses Mannes in seinem Auge kam ihm nicht zum Bewußtsein, ... der musikalische Gedanken dominirte alle seine übrigen Geistesfähigkeiten. Er starrte den Mann, der seine Lippen sprechend bewegte und ihm etwas hinhielt, an . . . . aber der Mann war nicht für ihn da. Beethoven blickte wieder nieder und schrieb weiter.

Jetzt hatte aber auch der Mann, der vor ihm stand, die Fülle seiner Geduld und Langmuth erschöpft. War er doch bereits vor länger als einer Stunde in das Vorzimmer des Herrn Capellmeister van Beethoven getreten. Da aber der Diener des berühmten Componisten, der ihn anmelden sollte, nicht gegenwärtig war, so hatte sich der Mann geduldig hingesetzt, um ihn zu erwarten. Indeß es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde und Monsieur Paul kam nicht. Da klopfte der Fremde selbst an .... es blieb alles stille. Er trat leise und bescheiden ein .... der Herr Capellmeister saß da und schrieb. Der Mann verbeugte und räusperte sich, sprach den Herrn Compositeur an .... Herr van Beethoven blieb unbeweglich ..... er componirte!

Der gute Mann wartete abermals eine halbe Stunde, bis der Herr mit dem Schreiben und Brummen fertig sei .... vergebens! .... Da riß dem Fremden, der bis dahin wie auf glühenden Kohlen gestanden, der Faden der Geduld, und, dicht vor Beethoven tretend, sagte er so laut es die Schicklichkeit erlaubte:

„Herr van Beethoven! Euer Gnaden werden's nicht übel nehmen ...."

Richtig! Jetzt schaute ihn Beethoven an, aber so stier und starr, mit einem so ganz eigenen Wesen .... als ob er geistesabwesend sei.

Der Fremde erschrack zum Tode. Sollte der Herr van Beethoven am Ende gar....

Aber jetzt überlief es ihn heiß und kalt, wenn er an seine Rechnung dachte. Mit einem verzweifelten Lauschen nach der Thurmuhr, die eben da draußen drei Uhr Mittag schlug und einem noch verzweifelnderem Griffe in sein krauses, schwarzlockiges Haar, trat er noch näher heran und schob nun — einem kühnen Entschlusse folgend — seine Rechnung zwischen Beethoven's Kopf und das vor demselben liegende Notenpapier. Und der Mann hatte recht geurtheilt: jetzt war der Zauber gelöst. Beethoven fuhr zurück, dann strich er sich, wie aus einer Vision erwachend, über seine hohe Stirne und jetzt schaute er den Fremden staunend, aber doch wie ein vernünftiger Mensch an.

„Herr Capellmeister van Beethoven! Euer Gnaden werden entschuldigen“ ... stammelte jetzt der Fremde ... aber das Wort erstarb ihm vor Entsetzen im Munde, denn jetzt schossen Beethoven's Augen Blitze des Zornes und ein weltvernichtendes Donnerwetter lagerte sich auf seiner Stirne, während er mit furchtbar dröhnender Stimme rief:

„Wer sind Sie, Herr! und wie in des Drei-Teufels Namen kommen Sie dazu, mich zu stören und zu unterbrechen, wenn ich componire?“

Der Fremde zitterte vom Kopfe bis zum Fuße: — „Verzeihen Euer Gnaden," — stammelte er dabei — „ich harre schon über eine Stunde, ... ich wollte . . . ."

„Sie sind ein Unverschämter!" — donnerte Beethoven, der natürlich kein Wort von der Entschuldigung des Gegners hörte. — „Wenn Sie etwas wollen, wenden Sie sich an meinen Diener."

„Ach!" — seufzte der Mann — „lieber Herr Ober-Hof-Capellmeister, Ihr Diener ist ja nicht zu Hause."

„Ich kaufe nichts!" — schrie Beethoven, der das Papier, das in des fremden Hand zitterte, für irgend einen Preiscourant und den Fremden selbst für einen hausirenden Handelsmann hielt. — „Ich kaufe nichts! machen Sie daß Sie fortkommen."

„Bitte, bitte! Sie sollen ja auch nichts kaufen. Wollte Sie nur ersuchen, das Gekaufte gnädigst zu bezahlen."

Und der Fremde hielt seine Rechnung Beethoven hin. Dieser aber ward nur noch zorniger: — „Bleiben Sie mir vom Leib, mit Ihrem Preiscourant!" — schrie er, daß die Saiten des Flügels dröhnten und stieß die Hand mit dem Zettel zurück. Aber der Fremde hatte diesen losgelassen und das Papier fiel dicht vor Beethoven nieder, der jetzt unwillkürlich darauf blickte. Aber nur einen Augenblick ruhte sein

Auge auf dem Blatte, dann verfinsterte sich seine Stirne noch mehr und rief:

„Was? sind Sie verrückt, Herr? daß Sie mir da eine Rechnung für Hafer und Heu bringen? Wollen Sie mich beleidigen? Glauben Sie, ich fresse Hafer und Heu?"

Dem Fremden kam wieder der alte Argwohn; er trat daher vorsichtig um einen Schritt zurück und sagte:

„Bitte, bitte! Herr Ober=Hof=Capellmeister! Sie nicht, aber Ihr Pferd!"

„Für mein Pferd?" — schrie Beethoven weiter, der den Fremden zwar nicht gehört aber die Rechnung jetzt genauer gelesen hatte — „Lieferung von Hafer und Heu für mein Pferd? .... als ob ich ein Pferd hätte?"

Der Fremde stand wie versteinert. Es mußte doch in der That nicht richtig im Kopfe des Herrn van Beethoven sein.

„Aber Sie besitzen ja doch einen wunderschönen Goldfuchs?"

„Was?"

„Einen wunderschönen Goldfuchs, sage ich, den Ihnen der Herr Graf von Browne verehrt hat."

„Ich verstehe nichts!" — rief Beethoven finster und schob dem Fremden den immer bereitliegenden Bogen Papier mit dem Bleistifte zu. Dieser schrieb

also die eben ausgesprochenen Worte noch einmal auf und gab den Bogen dann zurück. Beethoven las, dann stieß er ein lautes: — „Ha! . . . . ja so! . . . . das hab ich ganz vergessen!“ — aus und seine Stirne fing sich zu glätten an; aber plötzlich ward sie wieder finster:

„Und da soll ich nun für das Pferd, das ich ganz vergessen und gar nicht benutzt habe hundert und zwanzig Gulden Futtergeld bezahlen?“ — rief er entsetzt.

Der Fremde nickte.

„Nicht einen Heller!“

„Aber das Pferd hat doch das Futter gefressen.“

„Nicht einen Heller! — Wo ist Paul?“

Er klingelte; aber Paul war nicht zugegen und kam also auch nicht.

Unterdessen hatte sich der Fremde in die Sachlage rasch gefunden. Er sah, mit wem er es zu thun habe, und so nahmen seine Züge mit einemmale einen ungemein schlauen Ausdruck an. Rasch griff er nach dem, der Conversation gewidmeten Bogen und schrieb:

„Hochzuverehrender Herr Ober-Hof-Capellmeister! — Da ich sehe, daß Sie keinen Gebrauch von Ihrem Pferde machen, und dasselbe Ihnen also ganz unnöthig Hafer und Heu wegfrißt, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen.“

Beethoven las: — „Dummheit!“ — sagte er

bei der Ueberschrift — „Beethoven heiß ich, und nicht Ober-Hof-Capellmeister! Ich denke „Beethoven" sagt für die Welt genug."

Der Fremde verbeugte sich tief.

„Und was ist das für ein Vorschlag?"

Der Fremde schrieb wieder:

„Da es Herrn van Beethoven unangenehm scheint, die vorliegende Rechnung für Hafer und Heu mit Hundert und zwanzig Gulden zu bezahlen, so bin ich erbötig, statt des Geldes, das Pferd in Zahlung zu nehmen. Es wird mir dasselbe zwar, da es gegenwärtig krank ist, noch viele und schwere Curkosten verursachen; allein, um dem Herrn van Beethoven, dem herrlichen Mann, dem großen Compositeur, die Last abzunehmen, will ich mir auch das gefallen lassen."

Er reichte den Bogen Beethoven.

Aber vor Beethoven's Augen stand nur die Summe von Hundert und zwanzig Gulden. Wie entsetzlich! wenn er alle acht oder zehn Wochen die Summe von Hundert und zwanzig Gulden bezahlen sollte! vielleicht auch noch Curkosten, und dies für ein Pferd, was er gar nicht gebrauchte.

Rasch, wie alles bei Beethoven, war daher auch der Entschluß gefaßt: — „Quittiren Sie die Rechnung und nehmen Sie das Thier!" — sagte er dann.

Der Fremde, seine Freude kaum verbergend, that es mit zitternder Hand.

„Und jetzt noch eine Anweisung auf das Pferd."

„Was?" — frug Beethoven.

Der Fremde schrieb die Anweisung und Beethoven unterzeichnete. Dann trat jener mit strahlendem Gesichte und unter unzähligen Bücklingen — schon im Geiste die verhältnißmäßig ungeheure Summe berechnend, die dies Geschäft ihm einbringen mußte, — seinen Rückweg an.

Als er verschwunden, athmete Ludwig van Beethoven hoch auf: „das war ein gutes Geschäft!" — sagte er dann ernst — „hätte sonst Hundert und zwanzig Gulden zahlen müssen; so ist doch wieder eine alberne Geschichte aus dem Kopfe! . . . Graf Browne wird zwar zürnen, wenn er die Sache erfährt. Aber was kann ich dafür, ich bin für das Reiten nicht gemacht und Geld, um ein Pferd unnöthig zu füttern — nein! — dafür habe ich keins."

Und er setzte sich beruhigt wieder an seinen Schreibtisch und nahm auf's neue seine Composition vor.

Zwei Akademiker.

Es ging bereits schon gegen Abend, als Beethoven die Feder ermüdet niederlegte. Er hatte seit dem Frühstück nichts genossen und so versagte jetzt in der That der Körper seinen Dienst. Aber es war auch wieder ein Riesenwerk, welches er hier schuf... ein Riesenwerk, nicht allein dem Umfange nach, *) sondern namentlich durch die Macht und Zahl der Gedanken, die sich in dieser kolossalen Tonschöpfung drängten, und in Tiefe und Fülle der Ausarbeitung überboten **).

Ludwig stand erschöpft auf; aber so sehr nun auch der Magen seine Rechte geltend machte, die ab-

---

*) Die „Grande Sonate pour Piano", op. 106 ist 58 Seiten stark.

**) Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II. Thl. S. 211.

gespannten Nerven thaten es noch mehr. Beethoven fühlte, daß er vor allen Dingen Luft schöpfen und einen Spazierlauf machen müsse.

Einen Spazier-Lauf; denn sein Spazierengehen, war wirklich mehr ein Spazierenlaufen oder — noch besser gesagt — ein „spazieren-arbeiten.“*) Aber dies spazieren-arbeiten war seiner Natur zur Nothwendigkeit geworden. Wie oft sprang er doch mitten im Componiren empor, um das Freie zu suchen. Dann stürmte er, in Gedanken verloren, über die Straßen, und hinaus vor die Stadt, um eine halbe oder eine volle Stunde die Luft in Gottes weiter Welt zu athmen und neue Ideen zu sammeln. Wie eine Biene mit Honig beladen, den sie aus den Blumen des Feldes gezogen, kam dann auch er stets mit neuen Gedankenschätzen heim, die sofort niedergeschrieben oder verarbeitet wurden. Und diese plötzlichen Ausflüge, wie das eben so schnelle Wiederkommen, blieben sich in jeder Jahreszeit gleich, so daß ihn weder Kälte noch Wärme, weder Regen noch Schnee, weder Sonnenschein noch Hagel daran hinderten.

Auch heute war dies nun der Fall, nur daß sich Beethoven um diese Zeit meist auf einen Gang über die Bastei beschränkte.

Aber schon als er aus der Thüre seines Hauses

---

*) Schindler. S. 259. Marx: Beeth. II. Thl. S. 162.

trat, war die jetzt bei ihm gewöhnliche absolute Erdentrücktheit wieder eingetreten. Es war ihm die Idee für eine neue „Sonate für das Hammerklavier" gekommen, und auf der Leiter dieser Idee stieg er jetzt von Sproße zu Sproße höher hinauf in seine Schöpfungssphären.

Wild stürmte Beethoven dahin, und wer ihn sah, wich ihm ehrerbietig aus; denn Jedermann in Wien, vom höchsten Adel bis zu den Gassenjungen herab, kannte ja den großen Beethoven, den Stolz der Kaiserstadt, vor dem sich ja schon sämmtliche Monarchen, Kaiserinen und Königinen erhoben hatten.

Und Eines winkte dem Anderen zu und rief: „Der Beethoven!" ..... aber Mancher freilich schüttelte auch den Kopf und dachte: „Es ist doch ein gar wunderlicher Kautz!..... Wenn es nur im oberen Stübchen ganz richtig bei ihm ist." — — —

Es war um jene Stunde, als zwei junge Männer in der Gegend des rothen Thurmes auf der Bastei auf und abgingen. Der eine war ein junger Akademiker der Wiener Universität, ein netter schlanker Junge, der kaum sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben mochte; der andere, wenige Jahre älter, erschien unverkennbar als flotter Bursche, der Hauptstadt des Kaiserreiches und seiner Universität erst zugereist.

Beide gingen Arm in Arm und waren in ein Gespräch vertieft.

„Nun also!“ sagte jetzt der Jüngere von ihnen — „Du wolltest mir etwas über Deine Vorstudien in Göttingen mittheilen. Ich bin noch jung und höre daher gern, wie man das akademische Leben anpackt; obgleich ich Dir gestehen muß, daß mich ein stilles und sinniges, den Künsten zugewandtes Leben mehr anspricht, als das trockene Jus!“

„Wird sich schon geben!“ — versetzte der Andere, dicke Wolken aus seiner langen Pfeife qualmend, — „mußt erst einmal die göttliche akademische Freiheit geschmeckt haben.“

„So laß mich etwas davon hören.“

„Kennst Du Göttingen?“

„Nein!“

„Nun denn, Göttingen ist keine übele Stadt; seine freundlichen Häuser und Straßen machen einen ganz günstigen Eindruck. Aber der Teufel studire dort!“

„Warum?“

„Weil man vor die Welt nicht in die Collegien kommt. Wenigstens nicht in den vier ersten Semestern.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Unschuld!“ — rief der flotte Bursche lachend. — „Aber ich will Dir ein Licht aufstecken! Soll ich Dir also sagen, wie man dort seine Universitätsjahre beginnt?“

„Ich bin gespannt darauf.“

„Die Collegienmappe unter dem Arme, Kanonen an

den Füßen, Reithosen an den Beinen, die blaue Mütze mit den Verbindungsfarben auf dem Kopfe tritt man des Morgens aus seiner Wohnung."

„Um in die Hörsäle zu gehen."

„Warum nicht gar! Vorerst auf die Wenderstraße."

„Und wozu das?"

„Hier ist das erste Rendezvous mit den Commilitonen: hier beginnt vor allen Dingen das edle unvergleichliche Bummeln."

„Bummeln?" — wiederholte erstaunt der Jüngere. — „was ist das?"

„Bummeln heißt: man schreitet die Straße auf und ab — wie wir dies jetzt auch thun — hört dabei dies und jenes; sieht, wonach man Lust hat, läßt sich wo möglich die Sonne in's Gesicht scheinen; athmet dabei — innerlich vergnügt wie ein Maikäfer — die frische Luft ein, und denkt an gar Nichts!"

„Und das nennt man bei Euch Bummeln?"

„Ja!"

„Und was für einen Zweck hat denn das?"

„Philister!" — rief der Aeltere — „als ob alles in der Welt einen Zweck haben müßte. Man sollte glauben Du studirtest Philosophie. Uebrigens hat das Bummeln doch auch so eine Art Zweck: Man verdampft dadurch etwaige Rückstände des vorhergehenden Tages und des damit verbundenen Katzenjammers und gibt sich dabei mit harmloser Behaglichkeit den Ein-

drücken des neuen Tages hin, aus welchen sich dann unbewußt ein Plan für die nächsten Stunden heraus=bildet. Endlich kommt die Zeit heran ....."

„Um die Collegien zu besuchen."

„Den Teufel auch! ..... Wo der erste Früh=schoppen vertilgt werden muß."

„Muß?"

„Ja, er muß! Aber es ist dies ein süßer Zwang des instinktmäßigen Studentenlebens. Bei uns z. B. fand man sich Punkt neun Uhr bei Müller ein, dem Restaurateur gegenüber dem Universitätsgebäude."

„Und da gingst Du jeden Tag schon Morgens neun Uhr hin?"

„Es war dies so gewiß, daß wenn ich mich gar nicht mehr zu finden gewußt hätte, so hätte ich nur um eben diese Zeit dort nach mir zu fragen nöthig gehabt und ich würde mein edles Selbst sicher hier wieder gefunden haben."

„Und da trankt ihr schon Bier?"

„Ich sage Dir ja: den Frühschoppen. Eine Partie Billard und eine Pfeife Tabak vertrugen sich herrlich damit."

„Aber während dessen hatten doch gewiß die Col=legien begonnen?"

„War der Frühschoppen abgemacht, nahm man abermals die Mappe unter den Arm....."

„Ah!"

„Und — zu bezahlen brauchte man nicht, da alles auf Pump ging — fort schritt man wieder auf die Wenderstraße, diesesmal jedoch nicht, um hier wieder zu bummeln, aber auch nicht in ein Colleg. . . . . "

„Aber wohin denn?"

„In's Deutsche Haus."

„Was ist das für ein Haus?"

„Kuriose Frage! versteht sich von selbst: ein Wirths=haus, und zwar bei uns zugleich der Ort, wo das akademische Gericht damals die Paukereien duldete."

„Und die werden wirklich dort geduldet? da ist man bei uns strenger."

„Nun! geduldet und nicht geduldet, wie man das nehmen will. Ziemlich regelmäßig alle vierzehn Tage wurde von den Pedellen einmal „verjagt" und dann konnte das Pauken in der nächsten Zeit mit um so größerer Sicherheit betrieben werden. — Aber was schau'st Du Dich denn so um?" — frug hier der flotte Bursche seinen jüngeren Commilitonen.

„Ich erwarte Jemanden!" — antwortete dieser — „aber fahre nur fort, Deine Schilderung amüsirt mich."

„Nun! dort saß man alsdann gewöhnlich als Zu=schauer auf einem möglichst hohen Tische und betrach=tete mit Kennerblicken die Quarten und Terzen der Paukenden; tadelte die „Kneiferei," wenn ein „Kameel" losging, war behülflich, wenn die eigenen Leute auf

der Mensur standen, und trank einen oder zwei Schoppen Bier dazu."

„Viel Durst!"

„Das machte der Staub, der beim Pauken immer auffuhr."

„Und stand'st Du nicht selbst manchmal auf der Mensur?"

„Donnerwetter!" — rief der flotte Bursche mit leuchtenden Augen — „mehr als ich in den Collegien war!"

„Aber das studiren?"

„Läuft Einem nicht fort! — Endlich, wenn die Paukwirthschaft vorüber war, hatte die Mappe für den Morgen lange genug auf dem deutschen Hause gelegen und nun schritt man zurück zur Stadt."

„Spät genug!"

„S'war gewöhnlich 11½ Uhr und da mußte man zu Fink."

„Fink? war das ein Professor?"

„Warum nicht gar! Fink hieß die Wirthschaft, wo die sogenannte allgemeine Kneipe war. Hier trank man mit Anstand einen dritten . . . . . oder auch einen vierten und fünften Schoppen und repräsentirte das Corps, zu dem man gehörte. Der Hauptjux aber waren hier die „Skandäler" und „Contrahagen", die es setzte und die alle flotte Burschen bis zur Mittagszeit beschäftigten, nach welcher die Lust wie-

der von Neuem angeht und bis an den Morgen dauert. — — Aber, zum Teufel! hast Du denn hier ein Rendezvous? Du siehst Dir ja bald die Augen aus dem Kopf?"

„Allerdings erwarte ich hier Jemanden, den ich sehr schätze, liebe und verehre."

„O ho!" — rief der ältere der Beiden lachend — „da seh' mir einer den Heiligen! Thut, als wäre er die Unschuld selbst und hat schon eine Amoure!"

„Die freilich eigener Art ist!" — meinte der Jüngere.

„Nun so beichte!"

„Warum nicht. Besonders da ich glaube, daß es Dich auch freuen wird, die Person zu sehen, von der ich hier nur einen Blick und einen Druck der Hand empfangen will."

„Und wer ist das?"

„Geduld! Du weißt schon von zu Hause, daß ich ein großer, — ja ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik bin."

„Und daß du ein ausgezeichnetes Talent dafür besitzest!"

„Nun, während meiner Gymnasialstudien zu Olmütz habe ich wenigstens die schönen Gaben, die mir der Himmel in dieser Beziehung geschenkt, tüchtig benutzt. Was mich aber von aller neuen Musik am meisten anzog, waren die herrlichen Compositionen

des großen Beethoven! Diese waren es daher auch, die ich vorzüglich zu hören suchte und — in den freien Stunden zwischen meinen Studien — selbst übte."

„Ich sag' es ja!" — rief hier der Andere — „er ist ein Muster für uns Alle. Während wir kneipen, musicirt er und studirt Beethoven!"

„Es ist einmal meine Freude und mein Glück!" — entgegnete der Jüngere und seine Augen leuchteten entzückt auf. — „Kann es aber auch etwas Herrlicheres geben, als diese Compositionen Beethoven's? Führt uns dieser gewaltige Geist nicht mit sicherer Hand in das Heiligthum der Schönheit ein? — Ist er nicht, was Inhalt und Form betrifft, der vollendetste Meister seiner Kunst? Liegt nicht in Allem, was er schafft, Charakter, unendliche Tiefe des Gemüthes, idealer Gehalt?"

„Ich bitte Dich!" — rief hier der Aeltere — „nur keine Apotheose! Ich glaube Dir dies Alles recht gern; hab' es auch von Anderen schon gehört; achte den Meister Beethoven auch, als den größten Musiker und Componisten unserer Zeit ..... nur muß ich Dir eines sagen: daß ich nämlich selbst verflucht wenig von Musik verstehe."

Aber es wäre Dir doch vielleicht interessant, den Mann einmal zu sehen."

„Freilich!"

„Nun denn, Beethoven ist es, den ich hier erwarte."

„So kennst Du ihn persönlich?"

„Die Sache verhält sich so: Du kannst Dir denken, wie sehr ich, als ich nach Wien kam, begierig war, Beethoven kennen zu lernen. Mich diesem großen, herrlichen Manne zu nähern, war also natürlich der Gedanke, mit dem ich aufstand und zu Bette ging. Endlich fand ich Gelegenheit, anstatt eines Anderen, unserem Beethoven — der damals in dem Hause des Herrn Baron von Pasqualati wohnte — ein Billet einzuhändigen, auf welches er sogleich eine Antwort zu geben hatte. Die Antwort erfolgte seinerseits mit mehreren Zwischenfragen; *) aber so kurz auch diese Conversation war, meine Sehnsucht, den Mann nur sprechen zu hören, der mir mehr als Kant, mehr als das ganze Corpus juris am Herzen lag, hatte ihre Befriedigung gefunden, und, was namentlich für mich wichtig ist, die Bekanntschaft mit diesem Heroen im Reiche der Töne war gemacht."

„Du hast ihn also seit jener Zeit wieder gesprochen?"

„Wieder gesehen ..... ja! ..... wieder gesprochen ..... nicht"

„Und du erwartest ihn doch hier?"

„Alle Tage!"

---

*) Historisch.

„Und wozu?"

„Um ihn zu sehen und wo möglich einen seiner Blicke ..... vielleicht einen Druck der Hand zu erlangen."

„Mensch!" — rief hier der Andere — „du bist ein Schwärmer, ein Fanatiker! — Du könntest ja in das schönste Mädchen von der Welt nicht verliebter sein."

„Du hast Recht!" — sagte der Jüngere — „er ist meine Liebe und ihm gehört mein Herz, mein Kopf, mein ganzes Ich. Aber still!" — rief er jetzt plötzlich und ein flammendes Roth überflog seine jugendlichen Züge — „dort kommt er!"

Der flotte Bursche schaute hoch auf. In der That kam ihnen in diesem Augenblicke ein Mann mit raschen Schritten entgegen — ein Mann von gedrungener Gestalt; einfach — ja fast etwas verwildert genial gekleidet Ein ernstes, kaltes, finsteres Wesen lag in seinen ehernen Zügen. Seine Augen blickten, in tiefe Gedanken verloren, starr vor sich hin; — seine langen struppigen, zum Theil ergrauten Haare hingen wirr um seinen Kopf; .... aber dieser Kopf zeigte dennoch eine gewisse Majestät, deren Hoheit nur die wilde Energie beeinträchtigte, die sich neben ihr geltend machte.

Wer dem Mann begegnete, grüßte ihn, auch gab er die Grüße, wenn er sie bemerkte, meist zurück; nur auf eine Weise, die augenscheinlich bekundete, daß das

Wiedergrüßen rein mechanischer Natur, der Geist des Mannes aber bei ganz anderen Dingen sei.

Auch den beiden Academikern ging es so.

„Und das war Beethoven?!“ — rief, als der Mann vorüber war, der ältere von ihnen.

„Das war Beethoven!“ — entgegnete der Jüngere traurig. — „Er hat mich heute nicht bemerkt, und doch bin ich glücklich, ihn gesehen zu haben.“

„Aber das ist ja eine Erscheinung zum Entsetzen!“ — fuhr der flotte Bursche fort. — „Großartig, ja bewältigend, ist dieser Kopf allerdings; aber welch' eine Härte, welch' ein Schmerz liegt in diesen Zügen.“

„Und kennst du das schreckliche Schicksal nicht, das auf den Schultern dieses Giganten lastet?“

„Wer sollte es nicht kennen: Beethoven, der große Meister der Töne, ist taub!“

„Und steht einsam und verlassen in der Welt. Wenn ich ihn sehe, steigt immer in mir das Bild eines steilen und hohen Felsens auf, der sich groß und gewaltig, mitten aus den Fluten des Meeres erhebt. Die Wellen und Wogen des Oceans kommen und gehen, — donnernd, aber vergebens schlagen sie an ihn, der in erhabener Einsamkeit hervorragt! — die Sonne küßt seinen Scheitel und vergoldet ihn in reichem Glanze; aber ihre wärmsten Strahlen prallen an seinen schroffen, scharfkantigen Rippen zurück und suchen umsonst hier .... Freude und Leben!“

„Daran ist nun wohl dein Beethoven selbst schuld!“ — meinte der flotte Bursche. — „Man muß das Leben immer von der heitern Seite auffassen. Der Mann hat doch wohl nicht mit Sorgen zu kämpfen!“

„Nicht? — Ich will dir nur eines erzählen. Es sind jetzt fünf Jahre, da erhielt Beethoven den Ruf als Capellmeister an den Hof des Königs von Westphalen. Es war dieser Antrag zu einer gesicherten Existenz der erste in seinem Leben und wird wohl auch der letzte sein.“

„Warum der letzte?“

„Nun, das liegt doch wohl auf der flachen Hand: weil sein krankes Gehör die Funktionen eines Musik-Directors unmöglich macht.“

„Und warum nahm er jenen Ruf nicht an?“

„Höre nur! Man hatte ihm sechshundert Ducaten freie Equipage u. s. w. geboten. Da man es aber für Oesterreich nicht ehrenvoll erachtete, den großen Künstler, den man mit Stolz den Seinen nannte, in ein fremdes Land ziehen zu lassen, so wurde ihm von Seiten des Erzherzog Rudolph, des Fürsten Kinsky und des Fürsten Lobkowitz die Offerte gemacht: ihm, so lange er keine feste Anstellung im Lande erhalten sollte, einen Jahrgehalt von vier tausend Gulden in Bankozetteln anzuweisen, an die sich nur die Verpflichtung knüpfte, Oesterreich nicht zu verlassen.“

„Nun!“ — rief der flotte Bursche — „das war nobel!“

„Das war es in der That; wenn nur das Unglück den armen Beethoven nicht auch hier, wie überall, verfolgt hätte.“

„Wie so?“

„Schon zwei Jahre später kam das unselige österreichische Finanzpatent. Die Bankozettel wurden auf ein Fünftheil reduzirt und von dem Momente an hatte Beethoven statt viertausend nur noch achthundert Gulden. *)“

„Verwünscht!“ — rief der Aeltere. — „Traue der Teufel dem Schicksale. Darum bin ich immer für den Genuß des Augenblicks. Aber Beethoven muß doch sonst noch viel verdienen.“

„Ja!“ — sagte der Jüngere, sich zu dem Ohre seines Freundes neigend, — „wenn er nur keine Brüder hätte, die ihn bestehlen, und .... wenn er mit dem Geld umzugehen wüßte.“

„Bruder!“ — rief hier der Aeltere der Academiker mit unverwüstlicher Laune — „sieh! das letztere versteht Niemand besser als ich. So viel ich habe, bringe

---

*) Historisch. Schindler: S. 76. 77. Marx: L. v. Beethoven. II. Theil. S. 116. Zu der ursprünglichen Summe gab der Erzherzog Rudolph 1500 Gulden, Fürst Lobkowitz 700 Gulden und Fürst Ferdinand Kinsky 1800 Gulden.

ich an den Mann. Darum bist du auch jetzt eingeladen, eines mit mir zu kneipen."

„Danke!" -- versetzte der Andere — „ich gehe jetzt nach Hause, meine akademischen Arbeiten zu vollenden und dann ...."

„Und dann?"

„Wird die neueste Beethoven'sche Sonate eingeübt."

„Philister!" — rief der flotte Bursche — „bist du des Teufels?"

„Nein! ich bin Beethoven's!" — entgegnete Jener lachend. — „Mein höchster Wunsch ist: einstens noch Beethoven's Freund zu werden und um das zu erlangen, muß auch ich ein Meister in der edlen Tonkunst sein. Dazu aber braucht es Mühe, Fleiß und Ausdauer. Darum: Lebewohl für heute!"

„Jedem das Seine!" — sagte der Aeltere, schlug in die Hand seines Comilitonen und wandte sich, ein Studentenliedchen singend, dem nächsten Wirthshause zu. Es war der Gasthof zum Schwanen. In dem Augenblicke, in dem der flotte Bursche in kreuzfideler Laune eintrat, stürmte Beethoven an ihm vorbei und in die Gaststube.

Das geräumige Zimmer war mit Gästen dicht angefüllt. Gerade dadurch aber sollte Beethoven in seiner Gereiztheit gleich wieder eine Veranlassung zu Verdruß und Aerger finden. Seitdem er seine alte Haushälterin wieder einmal fortgeschickt, und Paul

angenommen hatte, pflegte er nämlich hier täglich zwischen zwei und drei Uhr zu Mittag zu speisen. Dabei war er aber gewohnt, seinen bestimmten Platz einzunehmen; fand er diesen nicht, so war es ihm höchst peinlich und unbehaglich und er verließ dann gewöhnlich das Gasthaus bald und in übler Laune; — vorausgesetzt, daß diese nicht schon früher in dem Gastzimmer zum Ausbruche gekommen war. Die armen Kellner mußten dann meistens die Blitzableiter der Beethoven'schen Donnerwetter abgeben.

Unglücklicherweise aber saß gerade jetzt ein Fremder auf jenem Platze, der, da er den berühmten Meister nicht kannte, zwar höchst verwundert die entsetzlichen zornfunkelnden Blicke desselben mit vernichtender Gewalt auf sich eindringen sah, nichts destoweniger aber in seiner Unschuld ruhig sitzen blieb.

Der flotte Bursche, der sich bereits niedergelassen, sah dieser komisch-tragischen Scene mit stillem Vergnügen zu, obgleich er sie nicht erklären konnte, bis hinter seinem Stuhl ein Kellner dem andern zurief:

„Jean! nimm dich in Acht, der Herr van Beethoven haben heute seinen Platz nicht bekommen. S'ist halt wieder etwas im Anzug!"

„Weiß Gott!" — entgegnete der Andere — „er geht wieder wie ein Löwe um seinen Stuhl herum. Weißt du was, Ignatz, bediene du ihn heute. Ich fürchte mich vor ihm."

„Gut!“ — sagte dieser, ein junges keckes Bürschchen — „ich werde schon mit ihm fertig.“

Beethoven hatte sich unterdessen, finster grollend, auf einen anderen Stuhl geworfen: — „Kellner!“ — rief er jetzt. Ignatz sprang herbei:

„Backhändel!“ — herrschte der Maestro — „Böslauer und die Augsburger Allgemeine!“

„Euer Gnaden, Herr Capellmeister verzeihen!“ — schrie jetzt nach Beethoven's Ohr geneigt, das Bürschchen, während seine Züge nur zu sehr den jugendlichen Muthwillen verriethen, mit welchem ihn die Eigenheiten Beethoven's erfüllten: — „Euer Gnaden, Herr Capellmeister verzeihen, Backhändel gibt's heute nicht mehr .... aber Lungenbratl!“

Der Meister hatte indessen diese Worte nicht verstanden. Er dachte schon wieder an sein musikalisches Projekt und begnügte sich daher mit einem ungeduldigen: „Rasch!“

Wein und Zeitung kamen; als sie Ignatz aber hingesetzt, glitt er an Jean vorüber, stieß diesen leise mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm mit einem kecken herausfordernden Lachen zu:

„Gib' mal Acht, was ich den alten Brummbär heute warten lasse!“

Und Ignatz kam ein- über das anderemal schwer beladen aus der Küche ... Beethoven erhielt nichts. Wohl gewahrte der kecke Bursche so gut, wie die Nächst-

sitzenden die Zornblicke des Meisters: aber er lächelte nur um so herausfordernder darüber; während er, mit der bekannten Geschicklichkeit der Wiener Kellner, jedesmal eine große Zahl Portionen verschiedener Speisen auf dem Arme, an dem Maestro vorüberschlüpfte.

„Wird's bald?" — rief jetzt Beethoven und die Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Gleich!" — entgegnete Ignatz; .... aber es verging wieder eine lange Zeit und Beethoven erhielt nichts.

Endlich beliebte es dem Bürschchen zu kommen. Einen ganzen Thurm von Teller mit verschiedenen Speisen auf dem Arme, nahm er einen davon und schob ihn dem Meister hin.

In demselben Augenblicke rief dieser aber:

„Lungenbratl? Ich habe Backhändl bestellt."

„Ei was!" — entgegnete der Kellner mit ebenso keckem Tone als herausfordernder Miene — „hab's ja gesagt, daß keine mehr da sind!"

Aber der Unglückliche hatte noch nicht vollendet, als ihm die Schüssel sammt Lungenbratl und Brühe an den Kopf flog.

Jetzt brach ein furchtbarer Lärm los. Beethoven schrie, der Kellner schimpfte, der flotte Bursche klatschte jauchzend in die Hände und war jetzt nahe daran, Beethoven zu umarmen; sämmtliche Gäste aber waren in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen. Aber dies Ge-

lächter fand auch seine volle Berechtigung, in der so komischen als jammervollen Figur, die Ignatz jetzt spielte.

Da stand es, das kecke Bürschchen, mit beiden Armen den Thurm der Teller mit Speisen balancirend, halb weinend, halb schimpfend ... die Augenbrauen wie abwehrend, hoch in die Höhe gezogen, einen Jammerzug um den Mund, während ihm die braune Sauce in reicher Fülle — wie weiland Don Quixote der Käse — von den Haaren und der Stirne über das Gesicht lief. Aber die herablaufende unglückliche Brühe verhinderte ihn jetzt auch noch — da er die Arme nicht frei hatte, um sie abzuwischen — an dem Schimpfen; denn so oft er den Mund dazu öffnete, träufelte sie ihm in denselben hinein, so daß er sie, unter fürchterlichem Gesichterschneiden, beständig mit der Zunge rings um den Mund ablecken mußte.

Der Student aber katschte fortwährend, jauchzte und schrie:

„Göttlich! herrlich! das Bild ist eines Hogarths würdig!“

Und die ganze Masse der Anwesenden, die sich alle um Beethoven und den Kellner drängten, lachte laut und schallend. Aber auch in Beethoven hatte die unaussprechlich komische Figur des Sauce-begossenen Kellners jetzt allen Zorn erstickt, so daß auch er nun in ein so unbändiges Lachen ausbrach, daß die Wände zitter-

ten *). Aber während er sich noch so vor Lachen schüttelte, führte sein gutes Herz doch auch die Hand nach der Tasche. Er nahm einen Ducaten und drückte ihn dem Kellner in die Hand.

Aber wie schmeckte Beethoven nun der Wein und das Essen!

„Jetzt bin ich aufgeknöpft!“ **) — sagte er heiter, und Witz, Satyre und Sarkasmen sprudelten bei ihm in reicher Fülle.

Der flotte Bursche schwamm in Seligkeit. Er hatte nie einen köstlicheren Abend verlebt.

---

*) Historisch: Wegeler und Ries S. 121. u. 122. Dulibicheff: S. 61.

**) Nicht beengt — ungenirt.

Noch einmal Frühling.

Monate waren vergangen und es hatte sich in Beethoven's Dasein nichts geändert. Lebte er doch so abgeschlossen in sich selbst und seiner Schöpfungssphäre, daß ihn die Händel der Außenwelt fast gar nicht berührten. Europa — und namentlich Wien — beschäftigte noch immer der Congreß, nur beschäftigte sich der Congreß zu wenig mit Europa und dem Wohle seiner Staaten und Völker. Nach wie vor zankte und stritt man sich im Geheimen um Länder und Seelen; nach wie vor hatten alle die Fürsten und Herrscher nur ein Augenmerk für die Vergrößerung und Verstärkung ihrer eigenen Macht; nach wie vor intriguirte jeder der dort versammelten großen Staatsmänner in seinem und dem Interesse des Fürsten, dem er diente, und nach wie vor verbarg man dies unselige Treiben, die allgemeine Uneinigkeit, die Rath- und Thatlosigkeit und den eige-

nen Egoismus unter dem Deckmantel einer unerschöpflichen Heiterkeit, die sich noch immer in Festen aller Art und einem Taumel von Lustbarkeiten geltend machte wie ihn die Geschichte kein zweitesmal aufzuweisen hat.

Alle Vaterlandsfreunde, alle denkenden und tiefersehenden Menschen wandten sich denn auch nachgerade mit Schmerz und Unwillen von diesem Treiben ab; gewiß aber Niemand mehr und entschiedener als Ludwig van Beethoven, der ja der Sache selbst so nahe stand. Nur in den Reunions des kunstliebenden russischen Botschafters, des Fürsten Rasumowsky, und in den Salons des Erzherzogs Rudolph kam Beethoven mit den Größen des Congresses zusammen. Hier aber freilich waren es selbst die Monarchen, die ihn aufsuchten und ihn gern und willig „als Majestät im Reiche der Töne" anerkannten. An der Spitze seiner Verehrerinnen stand dabei die Kaiserin von Rußland, deren freundliche Liebenswürdigkeit auch in der That einen erquickenden Einfluß auf den Meister übte. Was aber Beethoven auch hier groß und edel erscheinen ließ, war die Art und Weise, wie er diese Huldigungen und Gunstbezeugungen hinnahm: es ist wahr, er war nicht unempfindlich für sie! aber .... sie änderten auch nicht das Geringste an seinem Wesen; er blieb hier wie überall und immer ..... Ludwig van Beethoven*). Charakteristisch be-

*) Schindler: S. 98. Marx: Beethoven. II. Th. S. 158

zeichnete ihn ja in dieser Beziehung die Aeußerung, die er einst dem Prinzen Louis Ferdinand über dessen musikalische Bedeutendheit gemacht: „Sie spielen gar nicht königlich oder prinzlich," — hatte er jenem gesagt — sondern wie ein tüchtiger Clavierspieler!"*)

Aber er wußte auch seine Stellung in diesen Sphären — freilich nach seiner Art — zu behaupten; während auf der anderen Seite die beispiellose Nachgiebigkeit, die man ihm hier angedeihen ließ, den schlagensten Beweis liefert, wie sehr man sein großes Genie zu würdigen verstand.

Zu der Zeit zum Beispiel, da Prinz Louis Ferdinand in Wien war, gab eine alte Gräfin eine kleine musikalische Abendunterhaltung, zu der natürlich auch Beethoven eingeladen wurde. Als man nun, nach Beendigung derselben, zum Nachtessen ging, fand der Maestro bei einem raschen Ueberblicke an dem Tische des Prinzen nur Gedecke für hohe Adelige, mithin keines für sich. Kaum aber hatte sein Adlerblick dies gewahrt, fuhr er auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.

Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, namentlich aber auch Beethoven und die alte Gräfin gebeten waren. Als man sich nun zu Tische setzte,

---

*) Wegeler und Ries: S. 110.

wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, die ihn alsbald versöhnte, und deren er stets mit freudigem Selbstbewußtsein gedachte *).

Daß ein solches originelles Wesen, daß solche ganz ungewöhnliche Auszeichnungen, daß seine großartigen, ihre eigene Bahn sich brechenden Tonschöpfungen Beethoven eine Masse Neider und Feinde erwecken mußten, ist wohl natürlich. Im In- und Auslande ertönte es daher von allen Seiten — namentlich nachdem seine A-dur Symphonie wiederholt aufgeführt und in der Welt verbreitet worden war —: „Nun haben die Extravacanzen dieses Genie's das non plus ultra erreicht, und Beethoven ist für das Irrenhaus völlig reif!" **)

Der Meister aber lächelte nur über solche Urtheile und folgte ruhig dem Flügelschlage seines Genius! All den Schicksalsschlägen die seinen Nacken so furchtbar trafen, mit der unbeugsamen Kraft einer großen Seele entgegentretend, componirte der Unermüdliche jetzt seine „Schottischen Lieder." Aber die jugendliche Gluth seines Herzens war auch keineswegs erloschen; noch begeisterte ihn die Liebe wie die Kunst. Es glühte ja fortwährend da innen die alte, schöne,

---

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 111.

**) Schindler: S. 99.

edle Neigung, wenn auch seit lange die Asche zerstörter Hoffnungen sie verdeckte. Ludwig van Beethoven's Herz schlug noch immer für Julie Guicciardi, trotz dem, daß sein argwöhnisches, leidenschaftliches, reizbares Wesen der Gräfin Gallenberg zürnte. „Sie hat nicht den Muth gehabt mit der vollen Entschiedenheit und Kraft einer großen Seele für ihre Liebe einzutreten!“ war sein ewiger Refrain, war die finstere Zauberformel mit der er stets den düsteren, seinen Himmel verdeckenden Wolkenschleier wieder heraufbeschwor, so oft der goldene Sonnenstrahl der alten, schönen beglückenden Neigung durchbrechen wollte. Seine Ansichten von Liebe, Treue und Opferfähigkeit standen dabei so groß, so ideal vor seiner Seele, daß sie sich nie und nirgends dem praktischen Leben anpassen konnten. Was waren für ihn, den frei und selbstständig dastehenden, durchaus genialen Menschen, Schranken der Convenienz? Aber er bedachte nicht, daß die Hindernisse, die ihm Maulwurfshügel dünkten, sich für Julien — in ihrer Stellung und in ihren Verhältnissen — zu einer sie umschließenden Alpenkette gestalten mußten. Eben, weil er fühlte, daß er Julien mit der ganzen vollen Gluth einer tiefen Seele fort und fort liebe, statt daß er sie — wie er sich einredete — jetzt hassen müsse, haßte er diese Liebe und suchte sie zu unterdrücken. Darum auch blieb Julien's Schreiben, nach ihrer Heimkehr

aus Italien unbeantwortet, — darum unterdrückte er sogar die günstige und glückliche Stimmung wieder, die der, aus Julien's Hand ihm zugeworfene Lorbeerkranz auf kurze Zeit in ihm hervorgerufen. Wohl hatte ihm ihr schönes, bleiches, von Thränen überflutetes Antlitz damals gesagt: sie liebt dich noch, ja sie duldet — ein Opfer äußerer Verhältnisse — für diese Liebe! — — Der Gedanke: nein! sie war zu schwach, die alten Standesvorurtheile zu überwinden: ..... zu schwach, einer glänzenden Zukunft um Deinetwillen zu entsagen! — erkalteten sein Herz auf's Neue.

So ist der Mensch oft thörigt! — Wir spotten über den Unsinn indischer Fakire und christlicher Anachoreten, die, büßend mit selbstgeschaffenen Qualen den eigenen Körper martern; aber wir denken nicht an die geistige Folterbank, auf die Vorurtheile, Leidenschaften und verkehrte Lebensansichten so oft unsere Seele spannen.

Und mußte dieser ewige Kampf zwischen auflodernder und unterdrückter Liebe, zwischen Sehnsucht nach dem alten glücklichen Verhältnisse und dem peinlich-niederdrückenden Gefühle des gegenwärtigen, für Beethoven nicht beständig eine Quelle trüber Stimmung, wirklicher Qualen sein?

Der anbrechende Frühling sollte ihn — durch einen Ausflug in Gottes schöne, freie, weite Welt — wenigstens um einen Theil dieser Last erleichtern. Es konnte

ja zugleich so viel anderes Unangenehme damit zeitweise abgeschüttelt werden: die Bevormundung der Brüder, die jetzt geradezu ein vollständiges Plünderungssystem, ihm gegenüber, behaupteten, und dann die unerträgliche Pein häuslicher Sorgen, die, bei dem ewigen Dienstbotenwechsel selbst den stärksten Geist zur Verzweiflung hätte führen können.

Stand denn nicht in seinem, von seiner eigenen Hand geführten Tagebuche:

Den 31. Januar: der Haushälterin aufgesagt.

Den 15. Februar: die Küchenmagd eingetreten.

Den 8. März: hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesagt.

Den 22. März: ist die neue Haushälterin eingetreten.

Den 1. April: derselben aufgesagt.
Den 17. April: die Küchenmagd eingetreten.
Den 16. Mai: dem Küchenmädchen aufgesagt.
Den 19. „ die Küchenmagd ausgetreten.
Den 30. „ die Frau eingetreten.
Den 1. Julie: die Küchenmagd eingetreten.
Den 28. Juli: Abends: ist die Küchenmagd entflohen.

Den 30. Juli: ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten.

Die vier bösen Tage, 10., 11., 12., 13., August in Lerchenfeld gegessen.

Am 28. der Monat von der Frau aus.
Am 6. September: ist das Mädchen eingetreten.
Am 22. Oktober: das Mädchen ausgetreten.
Am 12. Dezember: das Küchenmädchen eingetreten.
Am 18. „ dem Küchenmädchen aufgesagt.
Am 27. „ das neue Stubenmädchen eingetreten.*)

Lag in solchen häuslichen Verwirrungen nicht schon allein eine ganze Hölle von Sorgen, Aerger und Qualen, die den ruhigsten Menschen bis an das Ende der Welt hätten treiben können?!

Und doch war für Ludwig auch damit das Maas noch nicht voll: er sah seinen Bruder Karl auch noch augenscheinlich an einer Lungensucht dahinwelken; sah dessen schöne, aber unbedachte Frau sich mit immer größerer Ungebundenheit dem Leichtsinn in die Arme werfen; — sah das Kind beider, einen hoffnungsvollen lieblichen Knaben, dem Verderben immer entschiedener entgegengeführt!

Wie oft rief der Arme daher, wenn er in schweren Stunden diesen Complex von Mißgeschicken überdachte, — „Herr, du mein Gott, laß Herz und Geist nur einmal auf kurze Zeit von all dieser Erdennoth los werden!“

---

*) Historisch.

Aber es wollte nicht gehen und wollte sich nicht machen. Und wenn er auch einmal hoffte, frei zu werden, und wenn er auch einmal dachte, so viel Geld zusammen zu haben, um eine größere Reise — etwa nach Bonn zu seinem alten lieben Freunde Wegeler, oder gar nach England — zu machen, dann kamen die Brüder wieder und nahmen ihm ab, was er hatte. Und er konnte doch den armen, leidenden Karl nicht auch noch unter Sorgen untergehen — konnte Johann, der jetzt seine Apotheke ver= und ein Gut angekauft hatte, in dieser Lage unberücksichtigt lassen?

Da saß denn Ludwig oft — selbst von dem Noth=wendigsten entblößt — und schrieb, wie er sich auszu=drücken pflegte: „Noten in Nöthen!“ *)

Karl lebte — seinem Leiden zum Trotz — flott und fröhlich; Bruder Johann, der neue Gutsbesitzer, schaffte sich eine Equipage an, **) und Ludwig van Beethoven, — der große Ludwig van Beetho=ven, — vor dessen genialen Schöpfungen die Welt sich beugte .... war einsam, verlassen, taub .... und .... schrieb „Noten in Nöthen!“

Wie mancher wäre hier untergegangen oder erlegen; bei Beethoven war in solchen Lagen gerade das Gegentheil der Fall: die Energie des Willens

---

*) Historisch.
**) Thatsache.

verdoppelte dann bei ihm die Kräfte und erleichterte ihm alle Entbehrungen und Aufopferungen. Aber diese Energie des Willens fand eben auch fort und fort Nahrung und Stütze in den, ihn begeisternden Ideen. Dennoch gab es auch Momente, die selbst diesen gewaltigen Geist im Uebermaße seiner Leiden bis zu dem Aufschrei der Verzweiflung niederzudrücken vermochten, und .... solch' ein Moment .... ging eben an Ludwig van Beethoven vorüber.

Von Thompson in Edinburgh, für dessen Musikalien-Verlag Beethoven seine „Schottischen Lieder" geschrieben hatte, war vor wenigen Tagen das Honorar eingegangen, und da der Frühling mit seiner ganzen Pracht die Erde überdeckte, das Wetter wunderschön war, und Beethoven's Sehnsucht nach einem größeren Ausfluge den Höhepunkt erreicht hatte .... entschloß er sich kurz zu einer Reise nach Bonn.

Ludwig freute sich wie ein Kind auf diesen Ausflug: er sollte ja einmal auf einige Zeit all' dem Mißgeschick entrinnen, das ihn in Wien wie mit eisernen Ketten an die Scholle fesselte; — sollte die liebe Heimath, das herrliche Rheinthal, seinen Wegeler und dessen Frau, Eleonore von Breuning, wiedersehen.

Stephan von Breuning hatte auch bereits des Freundes Entschluß in der Vaterstadt angemeldet

und Ludwig die nöthigen Vorkehrungen zur Reise getroffen, als Bruder Karl — der jetzt ohnedem ungemein abgezehrt, bleich und leidend aussah — noch bleicher als gewöhnlich und mit verstörten Zügen in Ludwig's Zimmer stürzte und dem Bruder unter Brustbeklemmungen und entsetzlichem Husten verkündete, daß er morgen wegen einer Wechselschuld von Tausend Gulden, die er nicht zu zahlen im Stande sei, in den Kerker wandern müsse. Natürlich sei damit für ihn alsdann auch die Stelle als Cassirer der Nationalbank verloren und er, Frau und Kind, zu Grunde gerichtet. Das Schmählichste dabei aber sei, daß Bruder Johann den Wechsel in Händen habe und von ihm die Verfolgung ausgehe.

Ludwig war wie erstarrt; noch aber hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als unglücklicherweise auch Bruder Johann eintrat und sich nun vor des Meisters Augen eine furchtbare Scene entspann. Die beiden Brüder, im Anfange so einig in ihren Erpressungs-Operationen gegen Ludwig, hatten sich nämlich — durch gegenseitige Habsucht und gegenseitigen Neid gestachelt — namentlich bei dem Verkauf der Apotheke so sehr über das „Mein" und „Dein" entzweit und verfeindet, daß ihre Bruderliebe jetzt in der That in offenen, unerbittlichen Haß übergegangen war, so daß einer den andern mit einer wahren kannibalischen Lust zu verderben suchte.

Furchtbar entlud sich daher auch dieser Haß, als sie sich jetzt bei Ludwig trafen. Freilich hörte dieser ihre gegenseitigen Verläumdungen, ihre Schmähreden, ihr Schreien, ihr Toben und Schimpfen nicht! aber er sah ihre verzerrten Gesichter, sah wie Haß, Zorn und Wuth sich auf ihnen malten, ... ja! .... ihr Schreien mußte alle Grenzen überschreiten, denn die dadurch veranlaßten Schallwellen schlugen mit solcher Gewalt an seine leidenden Gehörwerkzeuge, daß diese ihn furchtbar zu schmerzen anfingen.

Vergebens war sein Dazwischentreten — vergebens sein Abwehren — umsonst jede Einsprache — umsonst selbst sein Flehen: doch Erbarmen mit ihm, dem ohnehin Leidenden zu haben! — Die Leidenschaftlichkeit der streitenden Brüder hatte den höchsten Grad erreicht .... man kam zu Thätlichkeiten.

Ludwig van Beethoven hatte sich — vor Aufregung und Entsetzen über ein solches Benehmen seiner Brüder am ganzen Leibe zitternd — auf einen Stuhl geworfen und hielt, der Schmerzen wegen, seine beiden Ohren mit beiden Händen zu. Als Johann aber jetzt nach einem Stuhle griff, und Karl Miene machte, dasselbe zu thun, war das Maß voll. Wie ein zürnender Gott emporspringend und mit seiner ganzen athletischen Kraft beide ergreifend und auseinanderreißend, rief er:

„Jetzt ist es genug! — Steht hier Kain gegen Kain? — Kann euch das Unglück eures Bruders nicht so viel Gefühl und Achtung einflößen, daß ihr, das einzige, was er noch hat, seine Ruhe und Einsamkeit, den Frieden des Jammereckchens, in dem er sein Elend verbirgt — ehrt und erhaltet?! Soll ich vielleicht, nach dem was ich eben gesehen, auch noch Zeuge eines Brudermordes sein?! — Kein Wort mehr hier! — keine Bewegung! — kein Zucken der Augen!"

Und er eilte nach seinem Schreibtische, nahm aus dessen Schublade zwei Rollen — jede mit fünfhundert Gulden — warf sie auf den Tisch und rief:

„Da habt ihr, was ich besitze bis auf den letzten Pfennig! .... meinen Unterhalt für die nächste Zeit .... mein Reisegeld .... meine Hoffnungen und mein Glück. Jetzt den Wechsel und ...."

Er konnte vor Erregung nicht weiter sprechen; aber er riß Johann das unselige Papier — das dieser vorhin hervorgeholt, um es Ludwig zu zeigen — aus der Hand, zerriß es in kleine Stückchen und warf sie Johann vor die Füße; .... dann nahm er seinen Hut und stürzte davon. — —

Es waren bereits Stunden vergangen, und Ludwig van Beethoven wußte nicht, wo er sich befand. Von dem Furchtbaren, was er eben erlebt, betäubt, war er fortgerannt von zu Hause, fort aus der Stadt, fort aus der nächsten Umgebung .... fort!

. . . . fort! . . . . oh! hätte ihn doch dies fort auch aus der Welt geführt. Welt, Leben, Daſein, waren ihm zuwider, und die Gewißheit in der nächſten Minute einer völligen Vernichtung in die Arme zu ſinken, wäre ihm jetzt Seligkeit geweſen.

Sein Kopf war wüſte, — ſein Gehirn wie ausgebrannt, — in ſeinem Herzen aber wüthete ein unnennbarer Schmerz.

Beethoven war und blieb betäubt! . . . . er vermochte keinen Gedanken zu faſſen, aber er wollte es auch nicht. Willenlos, ſich ſelbſt zur Laſt, ſtürmte er dahin . . . . über Wieſen, in deren jungem Graſe die erſten Veilchen ihre Kelche entfalteten; durch Felder, aus deren Furchen die aufkeimenden Saaten ihre feinen hellgrünen Spitzen erhoben; an reichen, ſchönen Dörfern vorüber, deren Einwohner, wenn ſie ihm begegneten, ſcheu auf die Seite traten. Was es für Dörfer waren, kam ihm nicht zum Bewußtſein; obgleich er ſie alle gut kannte und in jedem einzelnen derſelben wohl ſchon hundertmal geweſen war.

Stunden waren ſo vergangen, er mußte weit, weit von Wien ſein, ... er achtete es nicht. Hunger und Müdigkeit überkamen ihn, ... er frug nichts darnach. Die Sonne neigte ſich ſchon zum ſinken, ... er bemerkte es kaum.

Plötzlich blieb er überraſcht ſtehen, ſich, wie aus einem Traume erwachend, umſehend. Wo war er

hingerathen? — Das war nicht mehr Feld und Flur, Landstraße oder Waldung? — Alles war schön geordnet um ihn her: Kies bedeckte reinlich die Pfade, Baumgruppen und Gebüsch — wenn auch erst letzteres mit einem leichten grünen Schein bekleidet — bildeten hübsche Gruppen, zwischen welchen Statuen aus weißem Marmor hervorblickten. Und gerade eine solche Bildsäule war es ja gewesen, die ihn aus seinen Träumen geweckt, da er, mit gesenktem Haupte einherschreitend, fast wider dieselbe gestoßen. Es war ein Amor: auf einem ziemlich hohen Piedestale knieend, prüfte er, schalkhaft lächelnd, die Spitze eines seiner Pfeile.

Beethoven wandte sich finster ab. Er wollte so wenig mehr von dem Gotte der Liebe wissen, als von den hochadeligen Herrschaften. Seit seiner Taubheit, des Fürsten Lichnowsky's Tod und der Verheirathung Julien's an den Grafen Gallenberg, war ihm auch diese Lebenssphäre verödet und ließ ihn kalt .... und .... einer adeligen Herrschaft mußte ja dieser Park und das etwas entfernt liegende Schloß wohl gehören.

„Fort!" — rief er daher rasch und finster, drehte sich um, und suchte den Ausgang; .... aber der war schwer zu finden; die Wege kreuzten sich hundertfach, und Beethoven hatte bei dem Hereintreten sowie bei dem Weiterschreiten auf die Richtung, die er nahm, nicht geachtet.

Eine gute Folge hatte dieser kleine Vorfall indeß immer. Beethoven war dadurch wenigstens aus seinem betäubten Zustande herausgerissen und durch das Suchen des Rückweges unbemerkt einer geistigen Thätigkeit wieder zugeführt worden. Dabei schien es freilich, als wolle ein neckischer Dämon seine Geduld prüfen; der Pfad, den er eingeschlagen und verfolgt, endigte mit einemmale und zwar an einem Pavillon. Er mußte also denselben Weg zurückgehen. Aergerlich darüber, wollte Ludwig wenigstens untersuchen, ob denn gar keine Möglichkeit vorhanden sei, von dem Pavillon aus auf einen anderen Weg zu gelangen; so trat er näher, und da die Thür des Gebäudes aufstand, traf sein Blick das Innere.

Aber wie fesselte ihn dieser Blick an den Boden: es war sein eigenes Brustbild, sehr schön aus weißem Marmor — unstreitig nach einer ihm bekannten Gypsbüste — gearbeitet, was er erblickte, und .... dies Bild, in der Mitte des Hintergrundes auf einer Halbsäule ruhend, schmückte ein frischer Olivenkranz, dies schöne Sinnbild des Sieges und der Ehre.

Beethoven lächelte! .... ein leiser Sonnenstrahl war durch das schwarze erdrückende Gewölke gefallen, das sein Dasein heute mehr denn sonst umnachtete. Also hier gab es doch eine Seele, die ihn achtete, ... vielleicht liebevoll seiner gedachte.

Er trat ein: wie schön, wie sinnig, wie edel war hier alles gehalten; Ludwig dünkte sich fast in einen griechischen Tempel versetzt.

Augenscheinlich bestand der Pavillon aus drei Appartements: eines zur Rechten, eines zur Linken und dem, die Mitte bildenden, Rondell. Hier aber war es, wo die Büste und vor ihr — fast wie ein Altar — ein kostbares Instrument stand. Schlanke corinthische Säulen, deren Capitäle in reichem, zierlich geordnetem Laubwerk prangten, trugen die Kuppel, deren Oberlicht, namentlich bei dem jetzt gerötheten Abendhimmel, von magischer Wirkung war. Säulen, Wände und Kuppel waren weiß und nur an den Umfassungen derselben liefen breitere oder schmälere Vergoldungen hin. Zwischen den Säulen aber standen noch, ebenfalls auf zierlich gearbeiteten Halbsäulen, die Marmorbüsten Gluck's und Mozart's. Blühende Treibhausgewächse und ein reicher Flor köstlich duftender Hyacinthen füllten die Zwischenräume aus und ließen nur hie und da, die, hinter denselben verborgenen, Divans sehen.

Es blieb Ludwig kein Zweifel: dieser Raum war ein, der holden Musika geheiligter Tempel, und eine zarte sinnige Hand hatte ihn selber zu deren Hohenpriester geweiht und gekrönt.

Wie unendlich wohl that Beethoven, nach den verletzenden Härten des Tages, dieser Gedanken! Wie

ein Engel der Versöhnung zog er leise in seinem Herzen ein. Es ward stiller und friedlicher in seiner Brust .... einem Wolkenschleier gleich sank es zwischen Vergangenheit und Gegenwart .... unwillkürlich setzte er sich an das Instrument .... wunderbare Töne erklangen, seltsame aber großartige Combinationen machten sich geltend, prachtvolle Melodien rauschten auf. Beethoven hörte sie nicht, — und hörte sie doch; denn sie waren geboren und erklangen in seinem Geiste, ehe seine Finger die Tasten berührten und die Schwingungen der Luft sie entzückt weiter trugen.

O, wie das jetzt klagte über den Jammer der Erde, diesen niederziehenden Ballast des Geistes! .... wie es klagend rief: „Du Ewiger dort oben, der du doch die Liebe bist, die große, die göttliche, die allumfassende Liebe, warum findet diese heilige Liebe doch so selten Raum in den Herzen deiner Menschenkinder! — Sieh'! wie sie da hassen, wo sie lieben sollten; wie sie mit rasendem Beginnen die schönsten, edelsten Blüthen ihres kleinen Daseins zertreten und dann dich anklagen in wahnsinnigem Frevel. Und ach!" — seufzten die Töne jetzt auf — „was ist denn dies Leben? Es ist das Licht eines Blitzstrahles in der ungeheuren Nacht, die sich vor ihm und hinter ihm ausdehnt; und was man bei dem Schimmer dieses schnell verschwindenden Lichtes wahrnimmt, ist aus Finsterniß und Helle, aus kleinen Freuden und unendlichen Schmerzen wunderlich gemischt!

Und das Spiel des großen Meisters ward immer bewegter und auch aus ihm schrie ein solch' gewaltiger unendlicher Schmerz auf .... und es rief: „Taub! .... taub! .... taub! .... ein Musiker, der keinen Ton Musik hört .... ein Mensch, der ausgestoßen aus der Gesellschaft, ... der verlacht, verkannt, betroger, und geflohen wird, — den man für seine Liebe plündert und mit Füßen tritt, ... der einsam, ... allein! allein! und immer allein umherirrt! ..... und das ist mein Loos .... ein Lebender in Grabesnacht und Grabeseinsamkeit versenkt!"

Wie da der Schmerz in den Tönen wühlte, wie er sich wild aufbäumte und doch auch wieder sich ausweinte in tief ergreifenden Klängen.

Aber es weinten auch jetzt hier noch zwei schöne Augen. Gleich nach dem Beethoven zu spielen begonnen, war ja eine hohe Frauengestalt überrascht und sichtlich erschrocken aus einem der Nebenzimmer hereingetreten. Der Ausdruck ihres bleichen aber reizenden Gesichtes sagte dabei: „Gerechter Gott! das kann nur er, ... das kann nur Beethoven sein!" — — und wie sie ihn sah, deckte Purpur ihre Züge.

Es war Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg. Beethoven hatte unbewußt das Gut ihres Mannes .... und in ihm den Pavillon betreten, der Julien's Heiligthum, ihren kleinen Tem-

pel der Musik und ihre daran stoßende Bibliothek umschloß.

Welch' wunderbares Zusammentreffen! Julie hatte den Meister seit jenem großen Beethoven-Concerte nicht mehr gesehen; — hatte ihn, seit ihrer Verlobung nicht mehr gesprochen; dennoch liebte und verehrte sie ihn noch mit der alten Gluth, wenn auch ihr Pflichtgefühl ihr geboten, sich nicht einmal mehr schriftlich an den Meister zu wenden. Es war ein Riesenentschluß, den sie gefaßt, denn sie mußte sich verkannt, verachtet glauben; — es gehörte die ganze Kraft eines großen, edlen, weiblichen Charakters dazu, denn in diesem pflichttreuen Zurücktreten lag nicht nur die Entsagung auf die ganze ideale Welt, die sie einst beglückt, sondern auch wie sie wohl erkannte, eine Grausamkeit für den theuren, so unendlich unglücklichen Mann!

Und sollte Julie da die Sprache der Töne nicht verstehen, in welcher sich jetzt sein, von tausend Wunden blutendes Herz kund gab? Sollte das ihre nicht all die Qualen mit empfinden, die sein wunderbar ergreifendes Spiel ihr jetzt, wie eben so viel Vorwürfe hinzählte?

Julie brach fast in sich zusammen. Pflicht und Liebe, weibliches Zartgefühl und Mitleid rangen einen furchtbaren Kampf in ihr. Ihr Herz pochte, daß sie die Hand krampfhaft darauf drücken mußte, ihr Busen drohte den Atlas ihres Kleides zu zersprengen, so ge-

waltig stürmte er auf und nieder. Thränen der Freude und des Schmerzes rannen dabei über ihre Wangen. Das Schicksal hatte ihr ja den unglücklichen Freund wunderbar wieder zugeführt. Denn daß Beethoven hier nicht mit Absicht hergekommen sei, mußte in ihr, die sie diesen stolzen und starren Charakter kannte, durch und durch kannte, feststehen. Aber eben deßhalb zitterte sie auch in Furcht dem Augenblicke entgegen, da Beethoven sie entdecken werde. O es war ja möglich, daß er dann aufsprang . . . ihr treues Herz zurückstieß und — ohne es auch nur zu einer Erklärung kommen zu lassen — wieder hinausstürmte, . . . hinaus in den Abend und die einbrechende Nacht.

Aber nein! — klang denn sein Spiel jetzt nicht so mild, so weich, als rufe es der ganzen Welt ein Vergessen und Vergeben zu? . . . Und . . . . was ist das?

„O mein Gott!" — lispelte Julie, und schlug die Hände wie betend auf der Brust zusammen — „das ist die Sonate, die er einst mir gewidmet, ... die er in den schönsten, glücklichsten Zeiten unserer Liebe an meiner Seite componirte! . . . Er denkt also in dieser Minute meiner! . . . er denkt unserer Liebe! . . . er liebt mich noch!"

Und Thränen der seligsten Erinnerung, der seligsten Erhebung, rannen über ihre Wangen. Da konnte sich Julie nicht mehr halten und mit dem Ausrufe: — „Mein Freund! mein armer theurer Freund!" — sank

sie zu seinen Füßen und drückte ihr von Thränen überflutetes Gesicht auf seine Kniee.

Beethoven fuhr überrascht auf; er begriff in dem Augenblicke, wo er war .... aber eben dies „wo er war“ .... Ort, Büste, Olivenkranz sagten ihm auch! „Da siehst du es ja, wie sie dich noch liebt und den heiligen Cultus ihrer Liebe in treuem Herzen pflegt!“

Und er zog Julien sanft empor, schaute sie mit seinen Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung liebevoll an und sagte leise:

„Julie, meine Julie! Wenn auch das Genie der Paria der modernen Gesellschaft ist, der du angehörst .... ich weiß es jetzt, dein Herz läßt nicht von mir!“

Und als er dies sagte, war es als ob auf dieser Stirne, dem Sitze majestätischer Schöpferkraft — eine Krone blitze! — — —

In diesem Augenblicke wandte sich eine männliche Gestalt, die bisher durch die Glasthüre des Einganges geschaut hatte, mit finsterer, zorniger Miene ab, und ging stürmischen Schrittes dem Schlosse zu .... es war .... Graf Gallenberg.

Des vierten Theiles zweite Abtheilung:

In Himmelsglanz und Erdendunkel.

Schlag auf Schlag.

„Ach Gott! ach du lieber grundgütiger Gott!“ — rief eben, bei einem furchtbaren Donnerschlage, Frau Streng, die alte Haushälterin Herrn Ludwig van Beethoven's. Die gute Frau hielt sich dabei erst mit beiden Händen die Ohren zu, dann aber, als der Donner zu rollen aufgehört, schlug sie andächtig ein Kreuz, knixte und bespritzte sich mit ein paar Tropfen Weihwasser, das sie mit dem eingetauchten Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand aus einem, in der Ecke des Zimmers hängenden Weihwasserkesselchen holte.

„Ach! du lieber grundgütiger Gott!“ — wiederholte sie jetzt und ihre scheuen Blicke richteten sich nach dem Himmel, der durch Nacht und Gewitterwolken doppelt schwarz auf die Erde herabblickte. — „Ist das ein furchtbares Wetter! Blitz auf Blitz und Schlag

auf Schlag! .... und unser armer Herr ist noch nicht zu Hause!"

„Nun!" — entgegnete ein bleicher, kränklich aussehender Mann, der mit unterschlagenen Beinen auf einem Tische saß und schneiderte. — „Er wird noch bei der Frau Baronin von Erdmann in seiner musikalischen Boa sein, wie er das Ding nennt."

„Stoa!" — verbesserte die Frau mit dem Ausdruck höheren Wissens. — „Boa ist eine Schlange und Stoa ist bei den alten Kriegern eine Akademie gewesen."

„Bei wem?" — rief der Schneider, indem er bei dem Ausziehen des Fadens aufschaute, und ein stolzes Lächeln spielte jetzt um seinen Mund. — Bei wem?"

„Bei den alten Kriegern!"

„Pah!" — rief der Mann mit der Nadel, lachend — „bei den alten Griechen."

„Was liegt mir daran: Krieger oder Griechen!" — entgegnete Frau Streng verletzt. „Es heißt eben Stoa und nicht Boa!"

„Ich glaub's ja schon!" — sagte begütigend der Schneider — „aber, liebe Frau Schnaps, wo hat Sie denn diese Weisheit her."

Aber jetzt zuckte und wetterte auch etwas in dem faltenreichen Gesichte der Frau: — „Ich heiße nicht Frau Schnaps, sondern Frau Streng!" — rief sie und ein höchst bedenklicher Zornausbruch schien

nahe. — „Nur unser Herr darf mich Frau Schnaps nennen, weil ihm das Spaß macht; wenn aber Er sein ungewaschenes Maul aufthut, dann sagt Er zu mir, als einer ehrbaren Person, Frau Streng."

„Nun, sei Sie nur nicht gleich böse, Frau Streng!" — entgegnete der Schneider, die letzten Worte stark betonend — „es war ja nicht so schlimm gemeint."

„Ei, was!" — polterte die Haushälterin fort . . . aber plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, fiel auf die Kniee bückte den Kopf bis nahe zur Erde und hielt sich abermals die Ohren zu.

Ein furchtbarer Blitz war, wie ein Feuermeer, am Himmel hingezuckt und ein gewaltiger nicht endenwollender Donner folgte ihm.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!" — sagte tiefaufathmend Frau Streng jetzt, indem sie sich zugleich mühsam erhob. — „Solch' ein Wetter hab' ich, weiß Gott, noch nicht erlebt."

„Und das will viel sagen!" — meinte der Schneider.

„Nun!" — rief die Haushälterin mit einem verächtlichen Blick auf die dürre Mannsgestalt. — „Er ist eben auch kein Jüngling mehr!"

Der Schneider schien indessen keine Lust zu haben, in dieser gefährlichen Richtung weiter zu operiren. Er machte also in dem Gespräche einen Seitensprung und sagte mit soviel Liebenswürdigkeit als er aufbringen konnte: — „Aber auf die Weisheit zurückzukommen:

wer, liebe Frau Streng, hat Ihnen denn gesagt, daß es Stoa und nicht Boa heißt?"

Wie ein Frühlingswetter lief es bei diesem Tone und dem „Ihnen", mit dem sie angeredet worden war, über die Züge der Alten. — „Ei!" — entgegnete sie daher ebenfalls milder — „das hat mir der Herr von Schindler, der Freund und Schüler des Herrn, gesagt."

Aber schon wieder zuckte ein Blitz und rollte ein Donner, daß die Alte aufschrie und die Ohren zuhielt.

„Wenn nur der Herr zu Hause wäre!" — klagte sie — „dann würde ich mich in mein Bett legen und den Kopf unter die Kissen vergraben. Ach, und du meine Güte, wie der Regen vom Himmel gießt und schüttet."

Der Schneider hatte jetzt seine Arbeit bei Seite gelegt, putzte das Licht und sagte:

„Ich sollte doch am Ende dem Herrn einen Regenschirm bringen."

„Aber wohin?"

„Nun, zur Baronin."

„Ei was! es ist ja heute Mittwoch."

„Richtig! . . . und die Boa . . . ich wollte sagen die Stoa findet nur jeden Sonntag statt."

„Und in den Morgenstunden."

„Aber wo ihn dann finden?"

Die Haushälterin zuckte bedenklich mit den Achseln.

„Vielleicht im Blumenstock?"

„Dafür ist es zu spät. Schlag acht Uhr hat er dort seine Pfeife ausgeraucht, sein Glas Bier getrunken und die Augsburger gelesen."

„Am Ende ist er bei Herrn von Schindler?"

„Das wäre möglich!" — sagte Frau Schnaps nachdenklich. — „Es ist doch eine treue Seele der Herr von Schindler!" — fuhr sie dann gutmüthig fort — „hält fast allein, so jung er auch noch ist, mit dem armen Herrn aus. Hat ihn aber auch schon vor Jahr und Tag, da er noch Akademiker war, so verehrt, daß er alle Tage dem Herrn van Beethoven aufpaßte, um ihn nur zu grüßen, oder einen Blick, einen Druck der Hand von ihm zu empfangen. Später kam er dem Herrn näher und dann waren Spaziergänge mit diesem sein Höchstes."

„Woher hat denn das Alles die Frau Streng erfahren?"

„Ich war zufällig einmal gerade im Zimmer unseres Herrn, als Herr von Schindler es selbst erwähnte und seitdem hat er unsern Herrn auch nicht mehr verlassen. Ja! ja!" — wiederholte die Frau mit scharfer und bestimmter Betonung — „er ist der Einzige, der außer mir in Liebe und Treue aushält ...."

„Und ich?" — frug der Schneider.

„Nun — für den Augenblick — Er auch. Aber

selbst der Hofrath von Breuning, der den Herrn doch länger kennt und ein Jugendfreund von ihm ist, läßt sich wenig mehr sehen."

„Liebe Frau Streng! — versetzte Kugler, denn so hieß der Schneider, der zugleich Beethoven's Diener war, — „es ist aber auch über alle Maßen schwer, mit dem Herrn auszukommen."

„Als ob ich das nicht wüßte!" — entgegnete die Haushälterin, die zu ihrer großen Beruhigung bemerkte, daß sich das Gewitter allmälig verzog, obgleich der Regen noch in Strömen herabgoß. „Freilich!" — fuhr sie dann mit Selbstbewußtsein fort — „gibt es wohl auch Niemand, der den armen tauben Herrn so redlich schätzt und liebt, wie ich, und sich daher auch alles von ihm gefallen läßt. Wohl Hundertmal hat er mich schon fortgejagt . . . bin ich gegangen? . . . oder wenn ich ging? . . . bin ich nicht immer auf der Stelle wiedergekommen, wenn er einsah, daß er mit Niemanden Anderes fertig werden könne?"

„Allerdings . . ." sagte der Schneider gedehnt.

„Nun?!" — rief Frau Schnaps heftig, indem sie sich rasch und mit geröthetem Gesichte Kugler zuwandte — „warum dies ellenlange allerdings?"

„Ei! . . ."

„Heraus mit der Farbe!"

„Ich meine nur, daß sich die gute Frau Streng eben nicht schlecht dabei stehe."

„Wie so?“

„Weil ihr der Herr, so oft er sie gekränkt oder gar fortgejagt, ein reichliches Schmerzensgeld bezahlt hat.“

„So!“ — rief hier die Haushälterin und hielt dies „So“ wenigstens einige Sekunden lang an, während sie beide Arme in die Seite stämmte. — „Und da meint Er wohl, ich mache eine Profession aus dem Zanken und Fortlaufen, um mich an dem armen Herrn reich zu stehlen.“

„Das hab' ich nicht gesagt.“

„Aber gedacht!“

„Auch nicht! Ich meinte nur, . . . man könne sich dabei manches gefallen lassen.“

Frau Streng kehrte dem Schneider hier mit einem Blicke tiefer Verachtung den Rücken und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. Aber Kugler, der von seinem Schneidertische bereits heruntergesprungen war, trat ihr in den Weg.

„Schon wieder beleidigt?“ — sagte er dann. — „Liebe Frau Streng, nehmen Sie es mir nicht übel, mit Ihnen ist es fast so schwer zu leben, als mit Herrn van Beethoven.“

„Wenn Er schlecht von mir denkt . . . .“

„Als ob eine Schlechtigkeit darin läge, Geschenktes sparsam zurückzulegen.“

„Und wenn ich mir diese Schmerzensgelder nun auch sorgsam spare, weiß Er dann, für wen ich das thue?“

„Nun, für die Zukunft.“

„Für wessen Zukunft?“

„Doch wohl für Ihre Zukunft, Frau Streng.“

„Mit nichten!“ — rief die Haushälterin. Dann trat sie dicht zu Kugler heran, legte ihre rechte Hand auf dessen Schulter und sagte leise nach seinem Ohre geneigt:

„Ich lege diese Schmerzensgelder bis auf den letzten Pfennig zurück, damit ich für unseren guten, armen Herrn etwas habe, wenn ihm hie und da das Geld ausgeht, oder sein Bruder Johann ihn plündert, oder die Kosten für seinen Neffen den letzten Kreuzer aufzehren.“

Und wie die Frau dies sagte, leuchteten ihre Augen in schöner Freude auf und eine Thräne glänzte in ihnen.

Kugler war fast selbst gerührt: „Na!“ — rief er — „das ist schön von Ihnen, Frau Streng; da hab' ich alle Achtung! Will auch nicht mehr Frau Schnaps zu ihnen sagen . . . ! und“ — setzte er fast verschämt hinzu — „wenn der Herr auch mir wieder einmal Schmerzensgelder zahlt, leg' ich sie zu den Ihrigen.“

„Schön!“ — sagte die Alte. — „Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!“ — und sie streckte die Hand aus, in die Kugler freudig einschlug.

Beide gingen jetzt zugleich nach dem Fenster und schauten hinaus. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, aber es regnete noch immer mit voller Gewalt.

„Wie mich das ängstigt!“ — hub Frau Streng jetzt wieder an. — „Wenn der Herr nur nicht unterweges ist.“

„Warum nicht gar.“

„Als ob das das erste Mal sein würde, daß er in der Nacht von einem stundenlangen Spaziergange nach Hause käme.“

„Wenn er unterweges war, sah er das Gewitter kommen.“

„Kugler!“ — rief die Alte — „was schwatzt Ihr. Ist denn der Herr jetzt nicht fast immer mit seinen Gedanken ganz abwesend? — Hören kann er leider nichts und sehen thut er auch nichts, weil sein Geist in der Musik vergraben ist.“

„Ja, das ist wahr!“ — meinte der Diener. — „Kommt mir's doch oft vor, als lebte der Herr van Beethoven nur halb auf dieser Welt. Ich hab' einmal ein Mährchen gekannt, da stahl eine Fee einem hübschen jungen Prinzen seine Seele und nun wandelte der arme Königssohn wohl auf der Welt herum, aber das war nur sein Körper, seine Seele lebte bei der bösen Fee, die ihn liebte und Geist und Herz nicht von sich ließ.“

„Na!“ — meinte die Haushälterin — „das Mährchen paßt ziemlich auf den Herrn; nur daß seine Fee eben die Musik ist. Ich hätte auch nichts da-

gegen, wenn nur nicht so viele böse Geschichten daraus entstünden."

„Was denn? daß er alle Morgen sein Schlafzimmer bei dem Waschen überschwemmt? .... alte Geschichte."

„Alte Geschichte! allerdings! Aber heute hat uns der Hausherr wieder gekündigt. Jetzt ziehen wir in diesem Jahre zum sechstenmale aus einer Wohnung in eine andere. Und was thut der Herr gestern früh, als Ihr den Ausgang besorgtet. Er will schreiben und dafür den Tisch frei haben, vergißt aber — in seine Gedanken verloren — daß er das Tintenfaß schon bereit gestellt hat. Ein Strich mit der Hand über den Tisch .... die Bücher und Papiere fliegen auf die Erde .... und das Tintenfaß über den schönen englischen Flügel."

„Auch gut!" — sagte Kugler.

„Den Abend" — fuhr die Haushälterin im Eifer fort — „durchdringt Rauch die ganze Wohnung. Ich sehe überall nach .... 's ist weder hier noch in der Küche Feuer .... da kleff' ich die Thüre des Wohnzimmers und .... Gott sei mir gnädig! der Herr sitzt und componirt ganz ruhig und dicht neben ihm schlägt die Flamme lichterloh auf."

„Drum riecht's heute den ganzen Tag so verbrannt! Aber wo kam denn das Feuer her?"

„Der Herr hatte in Gedanken den brennenden

Fidibus, mit dem er, um besser zu sehen, ein zweites Licht angezündet, in den Papierkorb geworfen."

„Schöne Geschichte!" — meinte Kugler — „da können wir einmal alle mitverbrennen. Aber .... die Frau Streng hat vorhin des Neffen erwähnt, dessen Erziehung den Herrn so viel Geld kostet, ... wie hängt denn das Ding zusammen, ... der hat ja doch noch eine Mutter am Leben."

Die Haushälterin wiegte bei dieser Frage bedenklich den Kopf. — „Das ist eine böse, böse Geschichte!" — sagte sie dann — „die unserem armen Herrn schon gar viel Leid verursacht hat."

„Und darf man sie nicht erfahren?"

„Ich spreche ungern davon."

„Aber es ist doch wohl besser" — meinte Kugler pfiffig — „ich erfahre sie wahrheitstreu aus dem Munde der Frau Streng, als entstellt und mit Unwahrheiten untermischt, von anderen Leuten."

„Das ist allerdings richtig!" — meinte die Haushälterin, und da das Gewitter zurückgekommen oder ein anderes heranzuziehen schien — es blitzte und donnerte wieder stärker — kam ihr eine fernere Unterhaltung mit Kugler um so willkommener, als sie dadurch Blitz und Donner weniger zu hören und zu sehen hoffte.

„Meinetwegen!" — sagte sie daher, mit einem

scheuen Blick durch das Fenster — „aber ich will mein Spinnrad nehmen."

„Und ich eine Pfeife anzünden!" — sagte Kugler.

Beides geschah und als Frau Streng und der Schneider saßen, hub die erstere an:

„Es sind wohl jetzt gerade fünf Jahre, als der eine Bruder unseres Herrn an der Lungensucht starb."

„Hieß der nicht Karl?"

„Ja! und war Kassirer an der National-Bank."

„Reich?"

„Gewiß!" — versetzte die Haushälterin bitter — „aber an Schulden."

„Schulden!" — wiederholte Kugler nachdenklich und schüttelte, in Erinnerung an die eigenen, den Kopf. — „Schulden sind immer ein böses Ding."

„Und doch hinterließ der Herr Karl noch zwei schlimmere Sachen!" — meinte Frau Streng.

„Und was war das?"

„Eine leichtsinnige Frau und einen achtjährigen, schlecht gezogenen Sohn."

„Saubere Erbschaft."

„Da er aber in seinem Testamente seinen Bruder, unseren Herrn, gebeten hatte, die Vormundschaft über das Kind anzunehmen, und der Knabe ebenso hübsch und talentvoll war, wie die Mutter schlecht, so". . . .

„So war unser Herr gutmüthig genug" — ergänzte Kugler — „und nahm die Vormundschaft an."

„Getroffen!“

„Das sieht ihm ganz ähnlich.“

„Aber er übernahm nicht nur die Vormundschaft, nein .... er nahm den Neffen auch gleich an Kindesstatt an, und daraus entstand all' das Unheil!“

„So geht's, wenn man zu gut ist!“ — meinte Kugler.

„Freilich!“ — versetzte Frau Streng mit ihrer bestimmten Art; — „der Mann hatte doch wahrlich schon genug mit sich selbst zu schaffen!.... Aber .... hört nur weiter; es ist sonderbar, von jener Zeit an kam das Unglück Schlag auf Schlag.“

Aber auch draußen fiel eben zum neuen Entsetzen der guten, laut aufschreienden Frau Streng, ein furchtbarer Donnerschlag, der in langem Rollen über den Dächern verhallte.

Kugler war selbst blaß geworden und hatte sich vor Blitz und Schlag geduckt, als fürchte er getroffen zu werden; jetzt aber nahm er, sich seines Schreckens schämend, all' seine Courage zusammen und sagte:

„S' ist nichts, Frau Streng!“

Aber die Haushälterin war eine vorsichtige Frau: einige „Vater unser“ und „Gegrüßet sei'st du Maria“ leise vor sich hinbetend, ging sie zum Spiegel, nahm ein Paar geweihte Palmreiser herab und legte sie, sich wieder an das Spinnrad setzend, auf ihren Schooß. —

„Wenn nur der Herr zu Hause wäre!“ — seufzte sie dabei.

Aber ein: „Also weiter!“ — Kugler's erinnerte sie an ihre Erzählung. Sie nahm also, trotz ihres Herzklopfens, den Faden des Flachses und des Gesprächs wieder auf und sagte:

„Jetzt aber der Streit zwischen unserem Herrn und der Mutter! Die Mutter wollte ihr Kind bei sich haben, unser Herr aber bestand darauf, daß der Bube in ein Institut komme und von seiner Mutter ganz getrennt werde“....

„Warum denn?“

„Nun, des schlechten Lebenswandels wegen, den sie führte.“

„Und was geschah?“

„Was geschah! .... es gab einen abscheulichen, jahrelangen Prozeß, der — damit Ihr's nur wißt, Kugler, — „erst jetzt vor zwei Monaten endete.“

„Du lieber Himmel! mag das Geld gekostet haben.“

„Geld und Zeit und Aerger!“

„Und wie ist das Ding denn ausgegangen?“

„Ei nun, nachdem der Junge während der ganzen fünf Jahre bald bei uns, bald bei der Mutter, bald in einem Institut war....“

„Da wird er gut geworden sein!“ — fiel Kugler dazwischen.

Die Haushälterin machte eine abwehrende Hand-

bewegung und wollte eben sagen: „ein sauberes Früchtchen, das unserem armen Herrn noch böse Tage machen wird!“ als ein neuer Donner, fast wie eine zürnende Bestätigung ihres Gedankens, über ihren Häuptern dahinrollte.

Eine kleine Pause erfolgte, dann hub Kugler, der in dem gegenseitigen Sprechen bei dem leidigen Wetter ebenfalls eine Quelle der Ermuthigung fand, wieder an:

„Aber wie ging denn der Prozeß aus?“

„Der Herr hat ihn gewonnen. Das Kind ist als sein Adoptivsohn anerkannt und draußen bei Herrn Del-Rio im Institut“ — sagte die Frau. — „Aber ein Stück von seinem Leben hat ihm die Sache doch gekostet.“

„Wie so?“

„Nun! einmal hat in jener Zeit der Fürst Lobkowitz bankerott gemacht, und so verlor unser armer Herr noch einmal von dem kleinen Rest der Pension, der ihm geblieben war. Und dann ....“

„Und dann?“

Aber in diesem Augenblicke flammte ein so entsetzlicher Blitz, dem gleichzeitig ein so furchtbarer Donnerschlag folgte, daß Frau Streng unter lautem Schrei das Spinnrad umwarf und erst auf die Kniee, dann auf die Erde sank. Auch Kugler war aufgesprungen und zitterte an Arm und Bein; sein ohnehin bleiches

Gesicht nahm aber die Farbe und den Ausdruck des Todes an, als sich ein schweflicher Geruch um ihn her verbreitete.

„Gott steh' uns bei!" — rief er jetzt, und das Wort starb ihm fast im Munde — „das hat eingeschlagen!"

„Ei du grundgütiger Gott!" — schrie Frau Streng, sich auf den Armen mit dem halben Leibe so rasch erhebend, als sie es vermochte: — „wo? wo? doch nicht bei uus?!"

„Sicher!" — rief Kugler, mit entsetzter Miene um sich schauend, — „riecht Sie nichts?"

„Schwefel! Schwefel!" — stöhnte die Haushälterin und lauschte athemlos, ob von der Straße her kein Feuerlärm erschalle. Aber alles blieb still, nur der Regen, der fort und fort in Strömen vom Himmel goß, schlug prasselnd an die Fenster und der Sturm heulte wie toll durch die Straßen. Auch als Kugler sich soweit ermannt hatte, die Thüre und dann das Fenster zu öffnen, um durch beide nach auflodernden Flammen zu spähen, war alles dunkel und still. Der Schwefelgeruch in Zimmer und Haus — die übrigen Mitbewohner desselben waren auch rebellisch geworden — dauerte indessen noch geraume Zeit fort. Es mußte ein sogenannter kalter Schlag gewesen sein. Jedenfalls war er der Haushälterin dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie an kein weiteres Gespräch

mehr dachte. Sie nahm ihr altes, abgegriffenes Gebetbuch zur Hand, setzte sich in den hintersten Winkel des Zimmers und fing an Wettergebete zu beten. Zu sehen brauchte sie dabei nicht .... sie kannte sie auswendig. Kugler ging ab und zu; er traute dem Landfrieden nicht und fürchtete noch immer, daß jeden Augenblick nachträglich Feuer ausbrechen könne.

So kam Kugler um einen wichtigen Theil dessen, was Frau Streng eben auf dem Herzen gehabt hatte und erzählen wollte. Es war die in psychologischer Beziehung merkwürdige, zugleich aber auch tief in Beethoven's Wesen eingreifende Geschichte mit „van" und „von".

„Van“ und „von“.

Die Sache verhielt sich wie folgt: Der Prozeß zwischen Ludwig van Beethoven und seiner Schwägerin wurde vor den adeligen Gerichtshof „das Nieder-österreichische Landrecht“ gebracht, von demselben instruirt und längere Zeit verhandelt.

Die Meinung, das dem Namen Beethoven vorgesetzte „van“ bezeichne, gleich dem deutschen „von“, ein adeliges Geschlecht, schien in Oesterreich seit alten Zeiten angenommen; daher forderte denn auch der Gerichtshof keinen nähern Ausweis darüber. Es handelte sich ja bei diesem Prozesse nicht um ein Rechtsprincip, nicht um Mein und Dein einer Sache, sondern Ludwig van Beethoven hatte nur den Beweis zu führen, daß seine Schwägerin ein sittenloses Weib sei, folglich auch nicht zur Erziehung ihres Sohnes tauge.

Welch' eine peinliche, welch' eine niederdrückende Aufgabe war dies aber für Beethoven, dem seit

seiner frühesten Jugend nichts höher stand, als sittliche Reinheit! — wie mußte diese Beweisführung ihn in seinem moralischen Gefühle verletzen — ihn, dem das an Sitten und Charakter Zweideutige und Zweifelhafte an einem Menschen schon dermaßen anwiderte, daß er davon nicht sprechen hören mochte, noch weniger in seiner Nähe es duldete. Und nun! .... in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, um einen werdenden Menschen vom sicheren Verderben zu retten, den Lebenswandel einer ihm so nahe verwandten Person vor einem Gerichtshofe zu enthüllen!*)

Welch' ein entsetzlicher, welch' ein niederdrückender Gedanke: seinen in aller Welt hochgefeierten Namen, auf den er so viel hielt und mit gerechtem Stolze blickte, ... den Namen: van Beethoven öffentlich compromittirt zu sehen; — seinen eigenen, leiblichen Bruder gewissermaßen noch im Grabe durch die Enthüllungen zu entehren, die er hier von dem Lebenswandel seiner Gattin geben mußte! Wie aufregend, wie verstimmend, wie bis in das Innerste seines Gemüthes zerrüttend mußte dies doch auf einen so unendlich zart gestimmten und in sittlicher Beziehung zartfühlenden, aber eben deßhalb auch äußerst empfindlichen und leicht gereizten Charakter zurückwirken.

---

*) Schindler: S. 105. Marx: „Beethoven's Leben und Schaffen". II. Thl. S. 216. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 77.

Reizbarkeit ist ja ohnehin jedem Künstler — sei er Dichter, Musiker, Maler, oder Mieme — doppelt eigen; ja auf dieser Reizbarkeit seines Nervensystems basirt zum großen Theile gerade sein Künstlerthum. Sie ist das weit geöffnete Thor, die Eindrücke der Außenwelt in unendlich höherem Maaße aufzunehmen, als dies bei dem gewöhnlichen Menschen der Fall ist; sie ist aber auch zugleich der Schlüssel zu der gesteigerten Stimmung die eben den Sinn für die Kunst erschließt, und, bei entsprechender Begabung, die Schöpferkraft weckt. Aber mit dem Auffassen des Schönen, Großen und Erhabenen — der, Herz und Geist hinreißenden Begeisterung für dasselbe, dem eigenen Erzeugen und Schaffen, ... muß ja diese Reizbarkeit noch unendlich gesteigert werden .... und sie wird es oft bis zu der äußersten Grenze, ja über diese hinaus! Dann freilich, wenn durch Ueberreiz die Seele in allen Kräften und Kraftanwendungen nicht mehr wie Apollo's Leier conson gestimmt ist, mißtönen die Saiten und springen nur zu leicht.

Die Aufregung Beethoven's um jene Zeit war denn auch in der That eine ungeheure. Muth, Kraft, Lust und Stimmung zum Schaffen waren nahe daran, bei ihm unterzugehen; ja sie würden auch, wenigstens für lange, untergegangen sein, wenn nicht gerade eine andere Erdenpein dies verhindert hätte. „Noten in Nöthen!“ war hier des Schicksals unglücklich-glück-

licher Ruf, der den alten Beethoven'schen Geist wach rüttelte und oben erhielt. Wäre der Meister nicht gerade damals auf das äußerste gedrängt gewesen, zu arbeiten, um sich und seinem Neffen, der ihm von Seiten des Gerichtes provisorisch übergeben wurde, zu erhalten, die Welt hätte aus jener unseligen Periode nicht ein einziges großes Werk von ihm aufzuzeigen; denn selbst die achte Symphonie, war glücklicherweise vor Anfang jenes Prozesses concepirt und theilweise ausgearbeitet.

Aber nun folgte schon wieder ein neuer Schlag der freilich aus Beethoven's eigenthümlicher, so ganz und gar unpraktischer Weltanschauung hervorging.

Dem Gerichtshofe ging nämlich plötzlich eine Protestation des Grafen Pallhorst gegen die Rechtszuständigkeit dieses Prozesses vor einem adeligen Gerichte zu. Der Graf machte in seiner Protestation darauf aufmerksam: daß das Wörtchen „van" holländischen Ursprungs sei, nach dortigen Landesgesetzen das Geschlecht nicht adelige, daß es in der Rheinprovinz, in welcher Beethoven geboren, ebenso damit gehalten werde, folglich diesem „van" weder in Oesterreich noch irgend sonst in einem Land die Bedeutung eines Adels-Prädicates beigelegt werden könne und dürfe.*)

---

*) Schindler: S. 106.

Demzufolge wurde nun Ludwig van Beethoven von dem Gerichtshofe aufgefordert, seinen Adel zu documentiren.

Hier aber zeigte es sich, bis zu welcher krankhaft-nervösen Ueberreiztheit dieser unselige Prozeß mit seiner Schwägerin, der Bankerott des Fürsten Lobkowitz, seine Taubheit und die Noth des Lebens Beethoven getrieben. Er kam über die Verweisung seines Prozesses von dem adeligen Gerichtshofe an den nicht adeligen des Wiener Stadt-Magistrates außer sich.

„Mein Adel ist hier und da!“ — rief er, auf Brust und Kopf deutend, im gerechten Vollgefühle seines inneren und künstlerischen Werthes; aber freilich auch in völliger Verkennung der einmal diese Welt regierenden praktischen Lebensverhältnisse.

Den momentanen Ausruf rechtfertigte die ganze Erscheinung Beethoven's; das Beharren bei der Ansicht aber, als sei ihm damit der größte, der unverzeihlichste Schimpf angethan, — als sei diese Behandlung eine Zurücksetzung und Erniedrigung des Künstlers, konnte nur in jener erwähnten krankhaft-nervösen Ueberreiztheit ihre Entschuldigung finden. Lag es doch zugleich in Beethoven's Leidenschaftlichkeit und seltsamen Charakter begründet, daß er nie den richtigen Mittelweg finden konnte. Fort wollte er jetzt, fort! .... Wien und den österreichischen Staat ganz und auf immer verlassen.

Vergebens legten ihm seine Freunde, zumal Stephan von Breuning, die Sache klar und vernünftig auseinander; der Himmelstürmende Titane wollte — seinem Selbstgefühl, seiner Auffassung reinen Künstlerthums und seiner idealen Weltanschauung gegenüber — nichts von kalten Vernunftschlüssen hören. Erst nach langem Kampfe und unerhörten Anstrengungen gelang es seinem trefflichen Rechtsbeistande, dem damaligen Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Bach, ihn zu beruhigen und dem Kaiserstaate zu erhalten.

Waren denn aber damit die zahllosen Unannehmlichkeiten jenes unseligen Prozesses zu Ende?

O nein! — Schlag auf Schlag folgten ja neuer Verdruß, neue Verwickelungen, neuer Zeitverlust, neue Mißstimmungen!

Der adelige Gerichtshof hatte in seinem Urtheil in erster Instanz die Vormundschaft Beethoven's über seinen Neffen anerkannt; .... der Wiener Stadt-Magistrat verwarf dies Urtheil jetzt, und ernannte die Schwägerin Beethoven's zur Vormünderin ihres Sohnes.*) Der Neffe ging abermals von einer Hand in die andere, wechselte somit auch Unterricht und Erziehungsmethode wie seine Röcke, und der Prozeß fing von Neuem an. Endlich ..... nach beiläufig fünf Jahren anhaltender peinlicher Gemüthsbewegung, un-

---

*) Der ganze Vorgang ist historisch. Schindler: S. 103 b. 108.

ausgesetzter und unerquicklicher Debatten bestätigte das Appellationsgericht das erste Urtheil des Nieder-Oesterreichischen Landrechts und Beethoven trug den Sieg davon.

Aber welch' ein Sieg! — — Wie tief und traurig hatte diese Zeit in Beethoven's Leben eingeschnitten.

Dem Irdischen entrückt.

Aber jedes Gewitter tobt sich aus! — Auch Frau Streng bemerkte zu ihrer unendlichen Beruhigung jetzt — sie hatte sämmtliche Wettergebete wohl zwanzigmal hergesagt — daß die Blitze nur noch wie fernes Wetterleuchten blaß und matt am Horizonte zuckten und die Donner kaum mehr zu vernehmen waren. Selbst der Regen hatte nachgelassen und auch Kugler war völlig über den kalten Schlag beruhigt. Der Schwefelgeruch hatte sich verloren und nirgends war eine Spur von Feuer ausgekommen. Nur eins war fatal und räthselhaft: Ludwig van Beethoven war noch nicht zu Hause. Die Unruhe der guten Frau Streng stieg in das Ungeheuerliche. Sie lief alle fünf Minuten an das Fenster, öffnete es und schaute in die Dunkelheit hinaus ... Vergebens! — Sie zog also den Kopf wieder zurück, schüttelte ihn, zupfte an ihrer Haube, nahm aus der kleinen Holzdose, die sie

immer bei sich führte, eine Priese Contenance und lief dann wieder zur Thüre, um der Treppe hinab zu leuchten, wobei sie stets mit ängstlichem Tone wiederholte: — „Es kann ja dem Mann etwas passirt sein!“

Das Gespräch zwischen der Haushälterin und dem mit der Kunst der Schneiderei begabten Diener hob wieder an; aber es kam nur sehr einsilbig heraus und bestand fast ganz aus gegenseitigen Verwunderungen und Angstausrufen über das räthselhafte Ausbleiben des Herrn.

Es schlug auf dem nächsten Thurme zehn Uhr.

„St!“ — machte jetzt Frau Streng mit vom Lauschen angespannten Mienen und streckte den Zeigefinger der linken Hand hoch empor.

„S'ist nichts!“ — sagte Kugler — „der graue Kater schleicht sich auf den Boden.“

„Daß ihn der Böse . . .!“ — murmelte die Haushälterin; obgleich der graue Kater sonst ihr Liebling war.

Abermals trat eine Pause ein. Schritte erschallten auf der Straße.

„Jetzt kommt er!“ — rief die Alte und lief mit dem Licht zur Treppe.

Aber es waren ein Paar Vorübergehende gewesen, die das Gewitter, der Gemüthsruhe wegen, im Wirthshause abgewartet hatten.

Jetzt kehrte Frau Streng mürrisch zurück; denn

die gute Frau konnte auch recht böse werden; zum Beispiel wenn man sie ärgerte, oder beleidigte, oder wenn irgend etwas in der Haushaltung verkehrt und nicht nach ihrem Kopfe ging.

„Aber er soll mir nur kommen!“ — rief sie jetzt, nachdem sie das Licht wieder hingesetzt und beide Arme in die Seite gestemmt hatte, und wandte sich Kugler zu:

„Ist das eine Art, so lange auszubleiben .... und zumal bei einem so furchtbaren Gewitter .... und von einem älteren Mann, der nicht einmal hört und dem also doppelt leicht in der Nacht ein Unglück zustoßen kann .... und daheim seine Leute sitzen zu lassen in Noth und Aengsten .... da soll ja gleich ....“

„Aber, Frau Streng!“ — unterbrach sie Kugler hier und schaute sie an, wie ein Kind, dem die Ruthe droht — „was wollen Sie denn mit mir, ich bin ja in aller Leiblichkeit vorhanden.“

„Ach! Er ist ein Esel!“ — polterte die Erzürnte. — „Hab' ich denn Ihn gemeint? Er könnte mir gestohlen werden; hat doch keine wahre Anhänglichkeit für seinen Herrn, sonst könnte Er jetzt nicht so pflegmatisch ....“ Hier aber stieß plötzlich Frau Streng einen lauten Schrei aus, dem ein: „Jesus Maria! alle guten Geister loben Gott den Herrn“ — folgte.

Kugler sprang entsetzt auf; aber auch er wich vor Schrecken einige Schritte zurück.

Eine gewaltige Gestalt war eingetreten, . . . bleich, mit furchtbar ernsten und harten Zügen . . . eine wilde Energie in dem Ausdruck und doch mit träumerischem Wesen. Die Unterlippe hoch hinaufgezogen, die buschigen Augenbrauen wie in einem Strich . . . die Augen mit dem Ausdruck unergründlicher Tiefe vor sich hinstarrend, . . . durchnäßt von dem Kopfe bis zu den Füßen, . . . ohne Hut . . . um die hohe majestätische Stirne aber das wilde verworrene Haar, das von Regen triefend, in langen starren Streifen herabhing.

„Jesus Maria!“ — wiederholte jetzt die Haushälterin mit gefalteten Händen — „alle guten Geister loben Gott den Herrn! . . . Ist das Ihr Geist, Herr, . . . oder sind Sie es selbst!“

Ludwig van Beethoven hörte sie nicht, aber das Licht, welches ihm der an Arm und Bein zitternde Kugler jetzt entgegenhielt, schien ihn aus einem tiefen und schweren Traume zu wecken. Gedankenvoll fuhr er mit der Hand über Stirne und Gesicht . . . schaute dann aber sogleich deren hohle Fläche überrascht an, da er fühlte, daß sie bei diesem Streichen naß geworden.

„Was ist das?“ — sagte er dann erstaunt.

„Ei du lieber großer Gott!“ — schrie die Haushälterin — „sieht der Mann aus! . . . Ei, du himmlische Güte! . . . Ei, Herr Capellmeister! . . . sind ja

gebadet wie eine Maus, die man in's Wasser geworfen!"

Beethoven, der nachgerade völlig zu sich gekommen, sah die Verwunderung seiner Dienerschaft nicht ohne Befremden; aber noch mehr befremdete ihn sein eigener Zustand. Jetzt fühlte er innerlich und durch Betasten mit den Händen, daß er wirklich durch und durch naß sei.

Frau Streng folgte kopfschüttelnd seinen Bewegungen.

„Ja! ja!" — schrie sie dann — „naß von Kopf bis zur Zehe! . . . Ei, du grundgütiger Gott! . . . und wo ist denn der Hut?"

Da sie bei diesen Worten eine Bewegung nach dem Kopfe machte, folgte Beethoven mit der Hand.

„Der Hut?"

„Ja der Hut!"

Der Meister sann einen Augenblick nach, dann fing er hell zu lachen an:

„So, so!" — rief er dabei — „jetzt entsinn ich mich auf die ganze Geschichte. Ich ging, wie gewöhnlich spazieren, . . . dachte an die große Messe, die ich eben jetzt componire. Da kommt mir denn Gedanke auf Gedanke . . . ich notire, simulire . . . und . . . wenn ich mich recht entsinne . . . überraschte mich dabei ein Gewitter." . . .

„Wenn er sich recht entsinnt!" — rief die Haus-

hälterin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. — „Ei, du himmlische Güte! und da kehrten Sie nicht ein?"

„Was?" — rief Beethoven.

„Warum Sie nicht einkehrten!" – schrie die Frau mit Leibeskräften.

„Dachte nicht daran!" — sagte der Meister achselzuckend, indem er nach seinem Zimmer schritt.

„Und der Hut?" — schrie Frau Streng weiter und zeigte wieder auf den Kopf.

„Der Hut!" — antwortete der Maestro sehr gelassen. — „Den hat, glaub' ich, der Sturm mit fortgenommen!" — und damit machte Beethoven Anstalten, sich an seinen Schreibtisch zu setzen, um die noch nicht notirten musikalischen Gedanken, die sich in seinem Kopfe drehten, schnell auf Papier zu werfen.*)

Jetzt aber war die Geduld der guten Frau Schnaps erschöpft, und Beethoven konnte in der That in diesem Momente von Glück sagen, daß er taub sei, so wetterte die Alte über Unsinn, Tollheit und Unvernunft der Männer. Aber sie rief auch Kugler — mit einigen bezeichnenden Redensarten über sein Maulaffenfeilhalten, wenn es zu handeln gelte — herbei und packte nun mit diesem gemeinsam den gemeinsamen Herrn handgreiflich an, um ihm die nassen

---

*) Thatsache.

Kleider vom Leibe zu nehmen. Anfangs wehrte sich Beethoven und rief:

„Ist Sie des Teufels Frau Schnaps!.... Was soll das sein? .... Laß sie mich schreiben!“

Bald aber mußte er selbst über den Eifer, das zürnende Gesicht und die Mundbewegungen der Alten lachen, an welchen er auf ein Hagelwetter von Vorwürfen und Scheltworten schließen konnte.

Aber die Alte lachte diesmal nicht mit, wie sie wohl sonst von Herzen zu thun pflegte, wenn ihr armer guter Herr einmal für Augenblicke heiter wurde; heute war sie zu besorgt für ihn und seine Gesundheit.

„Und was soll's weiter?“ — rief jetzt Beethoven, als ihm die Alte ein trockenes Hemde brachte.

„In's Bett soll's mit dem alten Kind!“ — rief diese zürnend und deutete auf des Meisters Lagerstätte.

„In's Bett?“ — wiederholte Beethoven — „und mein Schreiben?“

Frau Schnaps gab keine Antwort; aber sie nahm das Licht, stellte es auf den Nachttisch, der an des Meisters Bette stand, ergriff einige Blätter unbeschriebenes Notenpapier — wie es zu Notizen immer bereit lag — und einen Bleistift und legte beides neben das Licht. Dann machte sie ein gebieterisches Zeichen nach dem Bett hin und verließ das Zimmer.

„Sie ist eine Haustyrannin, Frau Schnaps.“ — rief ihr Beethoven lachend nach; aber er folgte doch,

mit Hülfe Kugler's, ihrem wohlgemeinten Rathe, da es ihn jetzt wirklich vor Frost schüttelte.

Kugler hatte indessen dem Meister die Beinkleider noch nicht ausgezogen, als dieser schon wieder der Erde entrückt war, und, seinen musikalischen Gedanken nachhängend, einige ihm vorschwebende Stellen des Gloria vor sich hinbrummte. Frau Streng aber machte unterdessen Feuer in der Küche und kochte mit mütterlicher Sorge einen schweißtreibenden Thee. Als sie diesen ihrem Herrn brachte, entsann sich Beethoven erst, daß er seit Mittag nichts zu sich genommen. Aber der Thee genügte ihm und da sein Körper sehr ermüdet war .... schlief er bald ein.

Aber welch' großes, gewaltiges Meisterwerk war es denn, was um jene Zeit Ludwig van Beethoven so ganz der Erde entrückte? — — Es war die „große Messe“: dieses erhabene Riesenwerk, das er bereits im Jahre 1818 begonnen hatte und vier Jahre später, 1822, vollendete.

Erzherzog Rudolph, der erhabene Gönner und Schüler Beethoven's, war zum Erzbischof von Olmütz ernannt worden. Wenn es nun auch dem Maestro, der vielen conventionellen Rücksichten wegen, die er dabei zu nehmen hatte, von jeher peinlich gewesen, demselben Unterricht zu geben — er brachte seinen durchlauchtigsten Schüler demohnerachtet zu einer bedeutenden Stufe der Ausbildung, auch war dieser der einzige, den Beethoven gleichzeitig in der Harmonielehre unterrichtete — so verband ihn doch die Achtung, die er dem kunstliebenden Prinzen, und die Dankbarkeit, die er seinem Wohlwollen zu zollen

sich verpflichtet fühlte, doppelt mit jenem Sprößlinge des Kaiserhauses.

Beethoven entschloß sich daher, seiner Verehrung gegen jenen Prinzen durch die Schöpfung einer großen, für dessen Installation bestimmten Messe, einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Hatte er doch schon ohnedem seit längerer Zeit den Drang in sich gefühlt, wieder einmal zu jenem Zweige der Tonkunst zurückzukehren, *) welcher der erhabenste, aber auch schwierigste der Musik ist.

Der Gedanke hatte, einmal gefaßt, Wurzel geschlagen und so ging der Meister mit der vollen Macht seines Geistes und seiner ganzen genialen Begabung an das Werk. Aber bei Beethoven war es eigen: er stand geistig zu hoch, als daß bei ihm — trotzdem, daß er Katholik war — ein religiöses Bedürfniß ihn dabei begeistert hätte, wie dies bei Mozart der Fall gewesen, als er sein Requiem schrieb. Nicht eigene Gläubigkeit und nicht Hingebung an den Kirchendienst, sondern die freie schöpferische Phantasie Beethoven's konnte daher einzig diese Messe hervorbringen. Was ihr dann Schwung, Seele, Tiefe und Innigkeit gab, war das eigene und eigenthümliche Schauen des Tondichters selbst, durchglüht von seiner, wenn auch

---

*) Beethoven hatte früher schon einmal eine Messe in C-dur componirt.

nicht confessionellen, doch andachtvollen Hingebung an den Gedanken des Ewigen.*)

Aber was das Bedeutsamste war, das große gewaltige Genie Beethoven's gab sich hier, wenn er an seiner Messe componirte, diesem Schöpfergedanken ganz hin. So fühlte er in jenen Augenblicken, was den wahren Dichter — auch jenen der Töne — macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie stolz und gewaltig schwang sich da der Adler der Sonne des Ruhmes entgegen; — welch' ungeheures Werk thürmte der himmelstürmende Gigant hier auf!

Gleich bei Beginn dieser neuen riesigen Arbeit schien sein ganzes Wesen eine andere Gestalt angenommen zu haben. Der energische Aufschwung des Geistes gab auch dem Körper neue Kraft und Elasticität. Beethoven, den die vorhergehenden so sorgenvollen Jahre, wirklich etwas gebeugt hatten, ging nun wieder straffer. Mochte dem Künstler auch hie und da schwül um's Herz werden, er drang vorwärts. Die ganze heitere Energie, die den Grundton seines Lebens bildete, machte sich wieder nach Innen und Außen geltend, nur daß der, durch seine Taubheit von der Welt und dem Leben fast Abgeschnittene, ... auch

---

*) Siehe über diese Messe: Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II. Thl. S. 238.

Welt und äußeres Leben fast ganz unter den Füßen verlor. Beethoven befand sich zu jener Zeit in einem Zustande absoluter Erdentrücktheit.

Abgeschlossen in sich selbst; als tauber Mann von jedem gesellschaftlichen Umgange fern gehalten; durch die Härten seines Wesens die Freunde zurückstoßend — den treuen, für ihn in heiliger Begeisterung erglühenden jungen Schindler ausgenommen — warf sich Beethoven daher jetzt, wenn ihn sein großes musikalisches Werk gerade nicht in Anspruch nahm, auf das Studium der Geschichte und der Philosophie. Sein großer gewaltiger Geist suchte nach Nahrung, nach Aufrichtung, nach Trost. Er fand dies alles in dem gewaltigen, in dem wunderbaren Epos, das die Weltgeschichte vor seinen Augen entrollte; .... er fand es in den lichten Gedanken philosophischer Geister, — in den unwandelbaren Wahrheiten, die ihre Systeme oft bargen. Aber freilich: diese philosophischen Studien gaben den Ideen Beethoven's allmälig und — ohne daß er es selbst merkte — bei der Trübheit seiner Stimmung und der Schwere seines Geschickes, eine düstere Färbung, die sich natürlich auch auf die Arbeit beim Componiren erstreckte. Er wurde zugleich dadurch systematischer, auch in seinen Tonschöpfungen; aber auch in finsterem Trotz willkürlicher; so daß er die Schranken, in welchen er sich bis dahin gehalten, ver-

ächtlich umwarf und — den Blick in das Unendliche gerichtet — auch schaffend in das Schrankenlose griff.

Es ist wahr, dies Schrankenlose in seinen Compositionen ward jetzt den übrigen Menschenkindern oft räthselhaft; die wild ausschweifende Genialität schreckte fast zurück; der melodische Gedanke verlor über die kühne Constructur an bestimmter Klarheit; die Harmonie wurde oft härter; das Streben nach neuen, überraschenden und bedeutenden Formen absichtlicher .... aber .... um so größer, gewaltiger und imponirender baute sich auch das Riesenwerk dieser Messe auf; voll entzückender Schönheiten und erhabener Gedanken!

Konnte es übrigens unter den gegebenen Verhältnissen anders sein, als daß sie — rückwirkend — einen mächtigen Einfluß auf die musikalische Schreibart Beethoven's übten?

Und so nahm denn in der That Beethoven's Schreibart von dieser Zeit an jene bekannte Richtung, die seinen riesigen Meisterwerken die Eigenthümlichkeit einer Sphynx gibt, die noch bis auf diesen Tag auf einen Oedipus harrt, der ihre Räthsel lösen soll.

Der Gedanke, der weit ausgreifende und sich wieder tief in sich selbst versenkende Gedanke — trat in der Beethoven'schen Musik mit dieser Periode in den Vordergrund.

Was aber ist — ihrer Ursprünglichkeit nach — die Musik?

„Die Musik ist nur unter der Bedingung eine Universalsprache geworden, daß sie eine unpersönliche und nicht an den Verstand gerichtete Sprache bleibe. Sie wendet sich an den Menschen ohne Unterschied der unzähligen Besonderheiten der Menschen nnter einander; sie drückt den Zustand der Seelen aus, nicht den Zustand der Geister und wenn beide allerdings sich — an sich — auf einander beziehen, wie Ursache und Wirkung, so fehlt ihnen doch im musikalischen Ausdruck jede Verbindung, weil in der Musik nothwendig alles Causale verschwindet. Diese Unmöglichkeit, logisch zu sein, ist die negative Eigenschaft .... aber zugleich auch das schönste Vorrecht einer Kunst, welche uns mehr entzückt und tröstet als jede andere, denn sie allein verschafft uns das zwar nur kurze, aber vollständige Vergessen der Wirklichkeit und unserer selbst — jenes Vergessen, dessen auch die Glücklichsten bedürfen, um sich in ihrem Glücke nicht zu langweilen, die Unglücklichen, um ihren Kummer zu lindern, Alle um sich der drückenden Last des Daseins zu entziehen, wenn auch nur auf Stunden oder auf Minuten."

Wie aber gestaltete sich nun die Sache bei Beethoven? — Hier hob sich riesengroß und siegreich der Gedanke! .... aber wo floß die weiche, liebliche Quelle milder, beseligender Gefühle?

Wo konnte er seine Begeisterung schöpfen? .... Nur aus den Tiefen der eigenen Brust, des eigenen Geistes, aus dem Blick auf die ganze Menschheit und in die Schachten ewiger Wahrheiten! — Woher anders? — Bei den Menschen? .... Er floh sie! — Aus der Liebe? .... sie warf nur noch, durch ein hohes, heiliges Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und Julien, ein sanft verglühendes Abendroth über sein Leben! — Aus der Freundschaft? .... er glaubte, nach so viel schmerzlichen Erfahrungen, nicht mehr daran. — Aus der Natur? .... er war älter und kälter geworden und der Blick senkte sich in die Weiten der Unendlichkeit.

In der traurigen Wirklichkeit, die ihn umlagerte und niederdrückte, hatte er keine Zuflucht, als in die Einsamkeit seines Ichs" .... aber dies „Ich" war ein großes, gewaltiges, ein riesiges, an dem er selbst emporwuchs — ernst zwar, hart, scharf, voll Eigenheiten — aber doch zu einem, in die Jahrhunderte hineinreichenden Coloß! — —

Die Composition der großen Messe ging indessen — schon den breiten Dimensionen wegen, in welchen sie der Maestro von Anfang herein anlegte — nur langsam vorwärts. Er lebte vergraben in diesem Schaffen, und nur eines hob ihn zeitweise an das Licht der Geselligkeit empor: es war dies jene musikalische Stoa,

von welcher sein Diener Kugler an jenem Gewitterabende Erwähnung that.

Diese Stoa war ein kleiner, aus einigen Künstlern und tüchtig gebildeten Kunstfreunden bestehender Verein, in welchem die Beethoven'sche Musik, besonders die Kammermusik, die eigentliche unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten und inhaltreichsten musikalischen Poesie, von dem besseren Theile der Wiener Dilettanten und Künstler gepflegt und in Ehren gehalten ward*).

Die Aufgabe des bescheidenen Vereines war: klassische Musik im Kammerstyl, darunter vorzugsweise Beethoven'sche, vor einem kleinen Kreise sinniger Zuhörer vorzutragen. Ein feingebildeter Mann, Herr Carl Czerny gab den Impuls hierzu, und war überhaupt das leitende Princip dieser kunst-historischen denkwürdigen Gesellschaft.

In seiner und in der Wohnung der Frau Baronin Dorothea von Ertmann*) fanden die Zusammenkünfte in den Vormittagstunden eines jeden Sonntags statt, und wurden, mit immer gesteigertem Interesse durch drei Jahre hindurch fortgesetzt.

Herr Czerny genoß des Glückes, daß Beethoven selbst mehrere seiner größten Werke vorher mit ihm

---

*) Schindler. S. 110 bis 112.

**) Beethoven widmete ihr seine Sonate Op. 101.

durchging, öfters auch an seiner Seite der Aufführung beiwohnte, und durch seine Anwesenheit vollends Alles zur begeistertsten Theilnahme und Aufmerksamkeit stimmte.

Im Vortrage der Pianeforto-Partie hatte Herr Czerny die Baronin von Ertmann und die Herren von Felsburg und Pfaller, beide kaiserliche Staatsbeamte, zu würdigen Mitgehülfen. Der Zudrang zu dieser „musikalischen Stoa" — wie Beethoven selbst diesen ihm lieb gewordenen Verein bezeichnete — worin Jeder das Höchste lernen, oder doch wenigstens klare Begriffe davon erlangen konnte, war natürlich, bei der damals allgemein in Wien herrschenden Begeisterung für Beethoven, außerordentlich und manche gleichgestimmten Seelen fanden dort Gelegenheit, sich gegenseitig kennen und achten zu lernen.

Viele fremden Künstler und Kunstliebhaber, die im Auslande nur dunkle Begriffe von dem Wesen der Beethoven'schen Musik erhalten konnten, kamen hierher, — suchten sie auf, die bereits allerwärts berühmt gewordene „musikalische Stoa" Beethoven's, — diese Quelle der reinsten, lautersten Ton-Poesie, wie sie seit den denkwürdigen Tagen des Fürsten Lichnowsky nicht geflossen, nicht mehr so rein und hell geschlürft worden!

Es war in der That eine Art Gottesdienst, der in

diesen Hallen der Kunst gefeiert wurde. Und wer ist denn diese hohe schöne Frauengestalt, die, wie eine Priesterin Apollo's, neben Beethoven steht: das edle Antlitz geruhigt von dem Ausdrucke eines stillen, schmerzlichen Glückes?

Es ist Julie Guicciardi, Gräfin von Gallenberg!

Als einst ihr Gatte ihr zufälliges Zusammentreffen mit Beethoven in dem kleinen Musentempel seines Gutes belauscht, war eine furchtbare häusliche Scene, waren Erklärungen und Erörterungen gefolgt, die einerseits fast zu einer Herausforderung, andererseits nahehin zu einer Scheidung geführt hatten. Der Graf, bis dahin vertrauensvoll und auf die Tugend und edle Lebensauffassung seiner Gattin bauend, glaubte bei diesem Zusammentreffen eine geheime Verabredung voraussetzen zu müssen und ließ nun seiner Eifersucht und Leidenschaftlichkeit um so mehr den Zügel schießen, als er sich bis dahin wirklich mit Edelmuth und Großherzigkeit bezwungen. Ein Mißverständniß drohte — wie so oft in der Welt — das Lebensglück dreier Menschen gründlich zu zerstören; ..... da siegte die Frauenwürde, die ruhige Klarheit und Offenheit Juliens, die sie der vollen Leidenschaftlichkeit des Gatten entgegensetzte.

Daß sie Beethoven einst geliebt, wußte ja der Graf — hatte es aus ihrem eigenen Munde schon vor

der Heirath erfahren; ..... daß sie ihn auch jetzt noch wie einen alten Freund liebe, als Künstler begeistert ehre, als einen der Unglücklichsten unter den Sterblichen aus tiefster Seele bemitleide; — ja, daß sie sich verpflichtet fühle, ihn, dessen Lebensglück sie zertreten, mit milder Hand wenigstens wieder aufzurichten .... dies gestand sie ruhig und freudig. Aber eben so fest und entschieden erklärte sie dem Gatten, daß sie die ihm geschworene Treue, selbst bis in die feinste geistige Beziehung stets unverbrüchlich gehalten habe und halten werde.

Es gibt etwas, das dem edlen Weibe eine wunderbare Allgewalt, eine überzeugende Kraft in Rede, Ausdruck und Sein verleiht, das an Zauber grenzt und in den dunklen Zeiten des Mittelalters wohl auch oft thatsächlich für Zauberei gehalten wurde. Dies Etwas ist die Majestät der sittlichen Reinheit, der einfachen, aber von jeder Ziererei freien Tugend. Julie Guicciardi besaß diese Zauberkraft, dies Kleinod in der Krone weiblichen Seins, ... und ..... sie siegte damit über die Stürme der sie umbrausenden und umtobenden Leidenschaftlichkeit. Der Friede ward auf's Neue geschlossen, ja Graf Gallenberg gestand seiner Gattin den Umgang mit Beethoven in soweit zu, als sie ihn in Freundescirkel treffen und als Freund behandeln werde.

So gestaltete sich denn für Ludwig van Beet-

hoven und die Gräfin Julie jenes schöne, geruhigte Verhältniß, das Beiden wohlthat und sich — ein freundliches Abendroth der Liebe — über des Maestro's jetzt so schwer geprüfte Tage legte.

Auch heute hatten sie sich in der „musikalischen Stoa" gesehen; auch heute hatte sie der heilige Cultus der gleichen Begeisterung vereint; auch heute gab jedem von ihnen ein Blick in des andern Augen die Kraft zu neuem Dasein.

Ihre Liebe hatte, seit dem erstenmale da sie sich gesehen, die ideale Sphäre nicht verlassen.

Aber .... aber! .... es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß in der menschlichen Gesellschaft das Große, Edle, Starke dem im dunklen schleichenden Bösen unterliegt. Der modrige Holzschwamm zerstört das festeste, prächtigste Gebäude — und der Maulwurf, der blind im Finstern wühlt, kann den ganzen Frühlingsschmuck eines Paradieses zerstören.

Haß und Liebe.

„Ist der Doktor noch nicht hier?“ — frug in heftigem Tone eine in gesetztem Alter stehende, auffallend kostbar gekleidete Dame, indem sie rasch die Thüre ihres Salons aufriß und eintrat.

„Nein!“ — entgegnete das Kammermädchen nicht gerade sehr respektvoll.

„Auch kein Diener des Grafen da gewesen?“

„O ja!“

„Und was läßt Pallhorst sagen?“

„Er werde in einer Stunde kommen, aber den Abend nicht bleiben. Madam könnten über ihre Zeit verfügen. Der Herr Graf schickten zugleich zwei Theaterbillets mit“.

„Für seine Loge?“

„Nein, für eine Loge zweiten Ranges“.

Die Stirne der Dame legte sich in Falten; dann sagte sie verächtlich:

„So magst Du hingehen, Clara, ich schenke sie Dir.“

Und Madame warf sich mit finsteren Mienen in die Ecke ihres Divans, während sie Clara ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

Der Salon in welchem dies stattfand, war ein sehr eleganter. Der Boden, von verschiedenen edlen Hölzern eingelegt und gebohnt, glänzte wie ein Spiegel, ja er warf die Bilder der ringsumstehenden Meubels um so mehr zurück, als diese an vielen Stellen leuchtende Flächen vergoldeter Schnitzereien zeigten. Sessel und Divan deckte ein gewirkter in großen bunten Blumen prangender Stoff. Auf den zu beiden Seiten stehenden Consols erhoben sich je zwei schöne Porzellan-Vasen, zwischen welchen schlanke fünfarmige Girandolen von Bronze hervorragten. Ein Krystall-Kronleuchter schmückte die Decke, während gerade unter demselben ein großer runder Tisch mit marmorner Platte stand. Das Ganze hoben rothseidene Tapeten und Vorhänge von gleichfarbigem Sammt.

Einem feinen Blicke konnte das Schwerfällige und Gesuchte dieser Pracht nicht entgehen; ihm mußte sich aber auch dieselbe Bemerkung bei dem Anzuge der Herrin des Gemaches aufdrängen.

Sie war eine hübsche Frau, wenn sich auch die Formen ihres Körpers durch allzugroße Fülle weit von dem Maße wirklicher Schönheit entfernt hatten, und

doch schien es die Dame zu lieben, diese Formen den Blicken nicht zu entziehen. Aber es glänzten und funkelten auch dafür gar prächtige Armringe und Colliers an den betreffenden Stellen.

Was ihr aber, trotz der vorgerückten Jahre, einen eigenthümlichen verführerischen Reiz gab, waren ihre lebhaften lüsternen Augen, deren Blicke, vorzüglich wenn sie dieselben nach neben warf, wie gemacht waren, Herzen zu fangen. Was lag nicht alles in einem einzigen solchen Blick? Frage und Antwort! .... ein ganzes Leben voll Erfahrung, ... das Bekenntniß zu einer Lebensphilosophie, wie sie einst am Hofe Ludwig XV. und der Pompadour üblich war.

Und — in der That! — Frau Betty mußte etwas aus der französischen Geschichte gelernt haben; denn wie hätte sonst die Wittwe eines längst und in sehr schlechten Verhältnissen gestorbenen Kassirers der österreichischen Nationalbank eine solche Wohnung in einer der schönsten Straßen Wien's inne haben — wie in solchem kostbaren Schmucke glänzen können, wie dies doch hier geschah. Freilich waren die, jetzt im Glanze der Kerzen erstrahlenden Schmuckgegenstände, die sie trug, von veralteter Form, wie sie wohl einst unter Maria Theresia Mode gewesen; aber sie waren echt und hatten seiner Zeit Hals und Arme der alten Gräfin Pallhorst geziert. Und den Sohn dieser Gräfin — der freilich jetzt ebenfalls schon Söhne

hätte haben können, wenn er verheirathet gewesen wäre — erwartete Frau Betty denn auch. Aber vor ihm sollte noch jemand Anderes kommen .... ihr alter, jetzt sechsundsiebenzigjähriger Freund, Doktor Fenchel.

Und .... da kam er ja auch wirklich! .... er polterte noch immer wie vor Jahren, als er ihr den Hof machte, die Treppe herauf; — ja er war noch ganz das gleiche, unendlich lebhafte an Kopf und Füßen zappelnde Männchen — Wien's „Grau-Fenchelchen" — mit all seinen Wunderbarkeiten und Eigenheiten. Das Feuer seiner Liebe freilich war erloschen, wenngleich er auch jetzt noch die schönen fleischigen Arme Betty's gern tätschelte; aber mit dem Erlöschen dieser einen Leidenschaft, war jene des Geizes desto mehr in ihm gestiegen, und da Frau Betty in mehr als in einer Beziehung ihn oft brauchte — er ihr auch manche Stunde der Langeweile durch seine drollige Originalität verkürzte, so hielt sie Grau-Fenchelchen an den Ketten und Banden der Habsucht und des Geizes wie einen Sclaven gefangen. Geld hatte sie ja genug, da ihr Verehrer, Graf Pallhorst, jetzt der einzige Besitzer eines außerordentlich bedeutenden Vermögens war, dessen Einkünfte er — soweit ihm dies seine Abgelebtheit und Blasirtheit erlaubten — mit vollen Händen verschwendete.

Grau-Fenchelchen trippelte also jetzt mit einem

freundlichen: „Guten Abend! guten Abend!“ ..... das sein ewiges schalkhaftes Lächeln begleitete, in den Salon.

Aber merkwürdig! selbst in den Gesichtszügen dieses außergewöhnlichen Mannes hatte die Zeit nicht das Mindeste verändert; nur die Färbung seines Antlitzes war etwas röther geworden, was ihm aber, bei dem schneeweißen Haare, gut stand und einen eigenthümlichen Ausdruck von Lebensfrische gab.

„Guten Abend! guten Abend!“ — wiederholte er jetzt noch aufgeweckter, indem er, die Hände vergnüglich reibend, vor Frau Betty trat, die noch immer mit finsteren Mienen in der Ecke ihres kostbaren Divans saß. — „Bringe gute Nachrichten! — gute Nachrichten! ..... müssen aber auch so kein böses Gesicht machen! ..... steht einem so hübschen Weibchen nicht!“

„Hübschen Weibchen!“ — wiederholte Frau Betty, die Achseln verächtlich zuckend — „wenn Sie mir das in den ersten Jahren meiner Ehe mit Karl sagten, da mochten Sie recht haben; ..... aber jetzt!“

„Jetzt! ..... ja jetzt!“ — rief Grau-Fenchelchen, pfiffig drein schauend — „in diesem jetzt liegt ja gerade Ihr Sieg! Ich sage Ihnen, daß Sie jetzt noch schöner sind, als damals!“ ..... „War freilich eine schöne Zeit damals!“ — setzte er schlau lächelnd hinzu — „hi, hi, hi! eine schöne Zeit! ..... schöne Zeit!“

Betty schüttelte abwehrend mit dem Kopfe; aber ihre Stirne glättete sich doch allmählig und es spielte etwas wie ein leises Lächeln um ihre Mundwinkel. Dann sagte sie mit milderer Stimme: — „Doktorchen, Sie schmeicheln!“

„Pah!“ — rief dieser, der sich unterdessen ungenirt neben Betty auf den Divan gesetzt hatte und jetzt ihre Hand küßte. — „Schmeicheln ist meine Sache nicht! . . . . . Dürfen ja nur in den Spiegel seh'n . . . . Spiegel seh'n! . . . . . Wissen's auch selbst recht gut. Herrschen Sie denn jetzt nicht mehr denn je?“

„Herrschen!“ — wiederholte Betty mit einem Ausdruck wirklicher Trauer. — „Ich! herrschen? und darf nicht einmal über mein eigenes Kind verfügen? die Mutter nicht über ihr eigenes Kind!“

„Ei, ei, ei!“ — machte hier Fenchelchen. — „Sind doch die Menschenkinder wunderliche Käutze! — Was liegt Ihnen denn daran . . . . .“

„Was einer Mutter daran liegt, wenn man ihr ihr Kind entreißt?“

„Entreißt! . . . . . entreißt!“ — rief der kleine Doktor, und tupfte mit dem Finger auf die Stirne, als wolle er sagen, daß eine solche Aeußerung etwas weniges auf geistige Schwäche deute.

„Haben Sie vielleicht ein anderes Wort dafür?“

„Ja!“

„Ich wäre begierig.“

„Eine Frau taugt nie dafür, wenn sie allein in der Welt steht, einen jungen Mann zu erziehen ...."

„Schönes Compliment."

„Wahrheit! — Wahrheit, meine Liebe! ohne männlichen Beistand fehlt die nöthige Kraft und Energie! darum hat das Gericht das Kind dem Vormund zugesprochen ....."

„Reden Sie mir von ihm nicht!" — fiel hier Betty ein und ihre Blicke flammten in einem unheimlichen Feuer.

„Nu! nu!" — meinte Fenchelchen, und rieb sich die Hände. — „Er hat Sie durch diesen Prozeß allerdings vielfach gekränkt; aber ....."

„Was aber?!"

„Er meint es mit dem Kinde gut, schickt es in eine Pension ....."

„Kann ich das nicht auch?"

„Aber, Liebste, ... so kostet Sie's doch nichts! .... kostet nichts!"

Aber hier fuhr Frau Betty leidenschaftlich auf, und, einen verächtlichen Blick auf den Doktor werfend, rief sie stolz: — „Mein Herr Doktor, es sind nicht alle Menschen so habsüchtig und geizig wie Sie!"

„Habsüchtig und geizig!" — wiederholte Grau-Fenchelchen und schüttelte sich, die Hände umeinanderdrehend, vor Lachen. — „Habsüchtig und geizig .... was vernünftig ist! — Sparen Sie immer dies

Geld und legen sie es sich zurück! ..... Kein Mensch kann mit Bestimmtheit auf die Zukunft rechnen!"

„Sie haben einen Geldsack an der Stelle des Herzens! ..... wissen nicht, wie es einer Mutter thut, der man das eigene ..... das einzige Kind aus den Armen reißt."

„Würden Sie es in ein Institut gethan haben, so hätten Sie es jetzt auch nicht bei sich."

„Ich würde meinen Sohn aber bei mir behalten haben."

„Und ..... der Herr Graf?" — frug Grau-Fenchelchen hier und sein Lächeln ging in das Sarkastische über — „ich glaube eben nicht, daß er davon sehr entzückt gewesen wäre. Darf man doch dem hämischen, bissigen, launigen, Welt und Menschen überdrüssigen Herrn nicht einmal von dem Jungen sprechen."

Betty seufzte tief auf: sie wußte wie schwer sie dies goldene Joch drücke.

„Nu! nu!" — meinte Fenchelchen jetzt wieder heiter und Frau Betty wie beschwichtigend sanft über den runden Arm streichend — „s' ist alles nicht so schlimm, wie sich's die Menschen immer gleich ausmalen! ..... Jetzt sparen wir das Geld für Pension und Erziehung ..... und ist der Junge mündig, ..."

„Eine schöne Vertröstung!" — rief Frau Betty

halb schmerzlich, halb spöttisch — „jetzt ist er vierzehn Jahre alt!“

„Nun, so besuchen Sie ihn manchmal, ... oder er besucht Sie!“

„Als wenn das nur so ginge. Sie wissen ja so gut, wie ich, welche Befehle mein sauberer Schwager gegeben hat. Ich soll — ich darf ihn nicht sehen! Die Mutter darf ihr Kind nicht sehen!!“

„Wenn man sich aber daran nicht kehrt?“

„Wie so?“

„Wenn es nun Leute gäbe, die dies harte Gebot zu umgehen wüßten?“

„Doktor!“ — rief hier Frau Betty freudig auffahrend — „wollen ..... können Sie es möglich machen?“

Grau-Fenchelchen schwieg; aber seine kleine Figur schien vor Vergnügen in sich selbst hineinschlüpfen zu wollen. Den Kopf unter schelmischem Lächeln zwischen die Achseln ziehend, daß das Haarzöpfchen hoch emporstand, die Hände reibend und mit den Füßen trippelnd, obgleich er noch immer saß, sagte er jetzt pfiffig: — „Was waren denn heute Abend meine ersten Worte? ..... Bringe gute Nachrichten! ..... gute Nachrichten!“

„Sie martern mich, Doktor!“

„Nun denn; ..... wenn Sie wollen, bring' ich Ihnen den Knaben noch heute Abend auf eine Stunde!“

Ein Freudenschrei entfuhr der Mutter. — „O thun Sie es! thun Sie es!“ — rief sie dann.

„Aber!“ — setzte der Doktor mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen hinzu .....

„Was aber!“

„Sie müssen einiges Geld daran wenden. Ich muß die Leute des Herrn Del Rio bestechen.“

„Wie viel wollen Sie!“ — rief Betty aufspringend mit vor Freude strahlendem Gesicht.

„Ich bedarf immer sechs Dukaten!“

Betty eilte in das Nebenzimmer.

Wieder zog Grau-Fenchelchen den Kopf kichernd in die Schultern. Er berechnete im Geiste wie viel ihm bei dem Geschäfte übrig bleiben würde.

„Hier!“ — rief jetzt Betty und schüttete dem Doktor mit heiteren Mienen das Geld in die vor Begierde leise zitternde Hand. — „Und nun, um welche Zeit bringen Sie mir mein armes, seiner Mutter beraubtes Kind?“

„Sie wissen, ich bin Arzt bei Del Rio.“

„Ja!“

„Da mehrere Kinder nicht unbedeutend krank sind, habe ich heute Abend noch einmal die Krankenzimmer und Schlafsäle zu besuchen. Ich komme somit auch zu ihrem Sohne und zwar heute allein, da Del Rio mit seiner Familie auf der Hochzeit seiner Schwester ist

und somit auf keinen Fall vor Mitternacht nach Hause kommt, — wie er mir dies selbst gesagt!"

„Nun?!"

„Der Knabe ist unterrichtet und der Hausmeister gewonnen. Der Kleine schlupft mit den Kleidern in das Bett ..... Kleidern in das Bett! ..... und jener hält einen Wagen bereit. Bis elf Uhr ist alles abgemacht ..... alles abgemacht ..... und der Junge wieder in seinem Bett!"

„Doktor!" — rief Frau Betty entzückt und reichte Grau-Fenchelchen beide Hände hin — „wie soll ich Ihnen dies danken?"

„Nun! nun!" — sagte dieser schmunzelnd, indem er sich zugleich auf Betty's schöne Hände herabbeugte und sie beide küßte — „das wird sich finden. Ihre Freundschaft, schönes Frauchen ....."

Das Rollen eines vorfahrenden Wagens unterbrach ihn.

„Das ist der Graf!" — rief Betty erschrocken. — „Schnell! machen Sie daß Sie wegkommen. Er kann nicht leiden, wenn ich Besuch habe! ..... Gehen Sie hier durch die Nebenzimmer, der kleinen Treppe hinab! ..... Hier ist der Schlüssel! ..... Sie können mir dann auf demselben Wege mein Kind zuführen."

„Und der Graf?"

„Bleibt heute nur ganz kurze Zeit."

„Gewiß?"

„Sicher! . . . . . aber jetzt schnell hinweg . . . . . ich höre schon seine und des Dieners Tritte,"

„Nun denn, auf Wiedersehn! . . . . Wiedersehn!" — lispelte Grau-Fenchelchen und verschwand, Betty eine Kußhand zuwerfend, durch die eine der Seitenthüren.

Es war gerade noch zur rechten Zeit, denn wenige Minuten später flog die Hauptflügelthüre auf und — gestützt mit der einen Hand auf seinen Stock, mit dem anderen Arm auf einen reich galonirten Diener, trat ein Greis von neun und dreißig Jahren ein. Es war Graf Pallhorst . . . . Wien's hervorragendster Roué . . . . Ludwig van Beethoven's erbittertster Feind.

Aber ist es denn möglich, daß sechszehn Jahre eine solche Veränderung hervorrufen können?

War dies wirklich der schöne, seiner Zeit so lebenslustige junge Mann, der in dem wüsten Club — „die Höhle" genannt — einst den Geiger und die Harfnerin eingeführt? . . . . war dies jener junge Graf Pallhorst, der damals der Lustigste unter den Lustigen, der Tollste unter den Tollen, ... der Löwe des Tages war?

Wie hinfällig war doch jetzt diese Gestalt! . . . . wie veraltert und verbraucht dieser Körper! . . . . wie abgestumpft dieses Nervensystem! . . . . wie übersättigt in allen Genüssen dieser ganze innere Mensch.

Die Kraft und Fähigkeit, das Leben zu genießen, hat zwar die Natur jedem ihrer Geschöpfe ertheilt;

sie hat insbesondere dem Menschen ein sehr reiches Maß davon verliehen; .... aber kein anderes Geschöpf verliert auch seine Kraft zu genießen, und die Fähigkeit sich seines Lebens zu freuen, so leicht und so oft, als der Mensch .... namentlich wenn ihm das Geschick schon in der Wiege das gefährliche Geschenk des Reichthums zuwarf. Wird dann, wie dies bei Pallhorst der Fall war, die Genußfähigkeit mißbraucht, der Geschmack durch Ueppigkeit und Eigensinn verwöhnt, die Einbildungskraft überreizt und überladen, der Becher der Freude Tag für Tag bis auf die Neige geleert .... so wird die Genußfähigkeit des Körpers nur zu schnell ermatten und die Seele eine solche Erschöpfung, eine solche Leere, eine solche Müdigkeit, ein solcher Ueberdruß und Ekel erfüllen, daß das Leben mitten in allen weiteren Genüssen und wären sie noch so raffinirt und noch so gesteigert .... eine unerträgliche Last, eine wahre Tantalusqual wird. Da beugen sie sich nun herab zu Dir, die Zweige mit den lieblichsten Früchten .... Deine Seele verschmachtet vor Hunger, ... aber wenn Deine Hand sich nach den Zweigen ausstreckt, treibt der Wind die Fruchtbeladenen zurück ... und .... Du greifst verzweiflungsvoll in das Leere.

Pallhorst's Haare zeigten noch nicht den Schnee des Alters; denn wenn auch hier und da sich Grau ablagerte, so gab die Kunst die natürliche Farbe zurück. Seine Züge trugen noch die unverkennbaren Spuren

früherer Schönheit, die stolzen aristokratischen Lineamente, die auf den ersten Blick den Mann von hoher Geburt verkündeten; aber es lag doch auch etwas unendlich Wüstes, Blasirtes und Gehässiges in denselben; jener unverkennbare Lebensüberdruß, der sich selbst beständig auf die Folter spannt und sich selbst zur rächenden Furie wird.

Die übrige äußere Erscheinung — wenn auch in Kopf und Rücken gebückt, auf Stock und Diener gestützt — war fein, wie immer, und zeigte den Mann der hohen Aristokratie an; aber das blasse Antlitz mit den tiefen Furchen und den aus ihren Höhlen unheimlich hervorstarrenden Augen imponirte nicht mehr, es flößte nur das Gefühl der Angst, der Beklommenheit ein; .... dies arme Leben konnte ja schon bei einem leidenschaftlichen Aufwallen einer Laune, ... wie ein Licht ohne Oel bei einem Windstoße, erlöschen!

Das war Graf Pallhorst, der einzige Erbe des unermeßlichen Vermögens seiner Mutter .... und so trat er jetzt ein.

Betty fröstelte zusammen; aber sie kannte ihre Pflicht, ihre Stellung, ihre goldenen Ketten und — man mußte sagen: sie trug sie mit Geschick und Anmuth.

Wunderbar genug war es ja, daß hier gemeinsamer Haß einen Bund der Liebe geschlossen. Pallhorst, der Ludwig van Beethoven's Leben Schritt für Schritt — mit der steten Absicht ihm zu

schaden, ihn zu vernichten — verfolgte, hatte nämlich Frau Betty, durch den unseligen Prozeß um das Kind derselben, kennen lernen; allerdings von einer Seite, die ihm eine Annäherung leicht erscheinen ließ .... aber vor allen Dingen als eine erbitterte Feindin des, auch von ihm in den Tod gehaßten, Mannes. Er näherte sich daher dieser Frau, machte mit ihr gemeinsame Sache, bewog damals den adeligen Gerichtshof zur Abweisung Beethoven's — als eines Nichtadligen — an den Wiener Magistrat, und erlangte dadurch die Dankbarkeit der Schwägerin Beethoven's in einem Maße, das ihm ein vertrauteres Auftreten möglich machte. Das Resultat war das Verhältniß, in dem jetzt beide seit zwei Jahren zu einander standen. Betty war des Grafen Pallhorst anerkannte Geliebte .... wohl mehr Freundin. Aber wie viele verletzende Dornen streckten ihre Spitzen aus diesem scheinbaren Rosenbande.

Lieben? — wie konnte das ausgebrannte und verkohlte Herz Pallhorst's noch lieben?! .... und wie hätte eine, noch in so derber Lebenslust befangene, noch so kräftige und hübsche Frau, wie Betty, Geschmack an einem so lebensfatten, launigen und abgelebten Menschen finden können, wie der Graf war?

Beide verbanden daher nur zwei Dinge: der gemeinsame Haß gegen Ludwig van Beethoven, dessen Blüthe für sie und ihn unersättlicher Durst nach

Rache war — lag doch für Ludwig schon in diesem Verhältniß ein fortgesetztes furchtbares Aegerniß — und dann ein gegenseitiger Egoismus.

Pallhorst's verwöhnte und überreizte Phantasie konnte ohne ein weibliches Wesen nicht sein; sein so früh altgewordenes Herz bedurfte unbedingt auch jetzt noch eines Spielzeuges, sein Geist irgend ein Wesen, das durch Heiterkeit, Witz und Unterhaltungsgabe die eigene, grauenhafte Leere ausfülle und ihm die Stunden der Lagenweile vertreibe. Betty war für alles dies wie geschaffen und .... ward denn nicht auch ihrem Egoismus dadurch genügt, daß ihr der Graf eine fast fürstliche Existenz bot? — Es war allerdings eine goldene Sclaverei .... aber .... von was hätte Betty denn sonst leben sollen? .... und sie wollte nicht nur leben, sondern auch gut leben und .... genießen, was zu genießen war! — — —

Pallhorst hatte sich jetzt auf den Divan niedergelassen, der Diener sich entfernt und Betty saß neben ihm; ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit und um ihre Mundwinkel spielte ein allerliebstes neckisches Lächeln. Sie erzählte dem trübe und gelangweilt dreinschauenden Grafen eine sehr nette Geschichte der Chronique scandaleuse Wiens, deren Pointe in der That so pikant war, daß selbst über Pallhorst's Züge etwas wie ein leichter Schimmer boshafter Freude lief. Aber es war dies nur ein Moment, dann trat die alte Schlaffheit wieder ein.

Betty — im Geiste bei ihrem Kinde und innerlich verzweifelnd über die, ihr jetzt so unbequeme Anwesenheit des langweiligen Grafen — erschöpfte sich trotzdem in den scherzhaftesten Tages-Berichten, deren Quellen stets Grau-Fenchelchen und ihr Friseur waren. Der Graf hörte stumpf zu ohne ein Wort zu zu sprechen, nur seine Blicke liefen manchmal mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck, der zwischen Aerger und Neid schwankte, über die schöne volle Gestalt.

„Und wollen Sie nicht heute ein Spielchen machen, Graf?" — sagte jetzt Frau Betty, nachdem sie alle ihre schönen, mit beißendem Spott gewürzten Geschichten ohne Erfolg mitgetheit, und ein halbunterdrückter Seufzer über die nutzlose Anstrengung entwandt sich ihrer Brust.

Der Graf schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er finster:

„Ich muß zu Hofe! Aber es ist unerträglich dumpf bei Ihnen .... öffnen Sie doch ein Fenster!"

Betty stand auf und wollte gehen; aber sie wande sich rasch und sagte mit einem Ausdrucke liebenswürdiger Theilnahme:

„Wird Ihnen auch die Nachtluft nicht schädlich sein?"

„Schädlich!" — entgegnete der Graf ärgerlich und stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf — „schädlich! ....

als ob ich ein kranker Mensch wäre, der kein Lüftchen vertragen könnte. Aber Sie können es nicht unterlassen .... Sie müssen immer widersprechen."

„Nicht doch, mein Bester!" — sagte Betty mit sichtlicher Ueberwindung sanft und ruhig. — „Es war nur liebende Sorgfalt."

Pallhorst lächelte spöttisch, dann sagte er:

„Meine Gesundheit ist freilich für Sie ein Kapital!"

„Pfui!" — rief Betty erblassend, ging und öffnete das Fenster.

Eine kleine Pause entstand. Pallhorst gähnte.

„Wie Sie heute wieder unterhaltend sind!" — rief er dann mit scharfer Ironie.

„Wenn Sie mich kränken — wenn Sie meine freundliche Besorgniß um Sie . . ."

„Nur keine Empfindeleien!"

„Wenn Sie meine Liebe . . ."

„Ich glaube, es ist doch zu kühl!" — unterbrach sie der Graf fröstelnd.

Betty biß sich auf die Lippen, ging und schloß das Fenster. Aber ihr praktisches Wesen hatte auch schon die richtige Haltung wieder gefunden. Heiter, als ob nichts vorgefallen, eilte sie zu Pallhorst zurück, warf sich lachend neben ihn auf den Divan und überhäufte den Freund mit so drolligen Schmeicheleien, flüsterte ihm so anziehende Dinge in das Ohr, daß in der That etwas Leben in ihn kam und die trüben

Wolken mehr und mehr von seiner Stirne schwanden. Aber mitten in diesem Kosen suchte doch ihr Blick die Uhr und ihr Geist mühte sich ab, ein Mittel zu finden, um den Grafen sobald als möglich zu entfernen.

Plötzlich fuhr sie auf: sie erinnerte sich einer wichtigen Sache, die sie dem Grafen hatte mittheilen wollen und die ihr — über die frohe Erwartung, ihr Kind heute noch sehen zu können — ganz aus dem Gedächtniß gekommen war.

„Mein Gott!“ — rief sie dabei — „da hätte ich beinahe vergessen, Ihnen lieber Graf, etwas Wichtiges mitzutheilen.“

„Wichtiges?“

„Ja! was uns Beide sehr interessirt.“

„Und das wäre?“ — frug der Graf mit der alten Abgespanntheit.

„Mein Schwager kommt noch immer mit der Gräfin Gallenberg zusammen.“

„Wie?!“ — rief Pallhorst auffahrend, und es ging wie durch Zauber eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor: seine Blicke belebten sich, seine schlaffen Züge gewannen für Augenblicke Spannung, ja ein Anflug der alten Energie durchzuckte den ganzen Menschen: — „Wie?!“ — rief er wiederholt — „sie sehen sich wieder?“

„Das ist gewiß!“

„Und wo?“

„Bei der Baronin von Ertmann, die häufig Sonntag Morgens musiciren läßt."

„Und der Graf?"

„Weiß zwar darum; aber er soll es doch im Grunde nicht gerne sehen."

„Und was dann mehr?" — rief Pallhorst mit der Miene der Enttäuschung.

„Was mehr?" — wiederholte Betty. — „O! wer wirklich liebt, wird wissen, was da mehr zu thun ist!"

„Und was denn?"

„Eifersucht zu wecken."

Pallhorst zuckte die Achseln.

„O, wenn ich nur ein Mann wäre!" — fuhr Betty eifrig fort — „und in einer Stellung wie Sie, Herr Graf."

„Warum das?"

„Nicht eine Sekunde verlöre ich, meiner gerechten Rache Lauf zu lassen."

„Ich bin begierig zu hören, auf welche Weise."

„Sie kennen Gallenberg?"

„Ja!"

„So eilen Sie unter irgend einem Vorwand zu ihm."

„Ich sehe ihn heute Abend bei Hofe."

„Vortrefflich!"

„Und?"

„Suchen Sie sich ihm recht eng anzuschließen . . . drängen Sie sich in seine Freundschaft . . . wenn dieß auch nicht mit Einemmale geschehen kann. Besitzen Sie aber erst einmal sein Vertrauen, dann rasch, aber vorsichtig das Gift der Eifersucht in sein Herz gegossen."

„Betty!" — rief der Graf und seine Augen funkelten unheimlich.

Aber Betty fuhr fort:

„Ich weiß, daß noch alte Wunden da sind, die man aufreißen kann. Eifersucht macht ohnedem blind, . . . selbst die besten, die vernünftigsten Menschen. Beethoven dagegen ist bis zum Uebermaß empfindlich und heftig."

„Er muß sich mit Gallenberg schießen oder . . ."

Der Graf war, so gut er konnte, aufgesprungen. Jetzt glühte sein bis dahin so bleiches Gesicht; aber auch Betty's Augen leuchteten.

„Der Gedanke ist gut!" — rief er dann — „bei Gott, ich bin Ihnen dankbar dafür!"

Und er ging nach dem Tische, nahm die Schelle und klingelte.

„Vorfahren!" — herrschte er dem eintretenden Diener zu.

„So wollen Sie schon weg?" — frug Betty wie überrascht.

„Ja, liebes Kind!" — entgegnete Pallhorst mit

einer Art diabolischer Freundlichkeit. — „Ich will sogleich zu Hofe . . . kann nicht erwarten, bis ich meinen Freund Gallenberg sehe. Jetzt bekommt doch das Leben wieder etwas Färbung für mich. Hm!“ — brummte er dabei vor sich hin, indem er den Arm seines Dieners nahm, der abermals eingetreten, um zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei — „Hm! wir haben es noch nicht vergessen, mein lieber Maestro: „Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!“ — Nun ich denke, werden's auch nicht vergessen, bis wir vollständig gerächt sind!“

„Und Sie sagen mir kein Lebewohl?“ — frug hier Betty mit dem Anscheine zärtlicher Betrübniß — „oder sehe ich Sie heute noch?“

„Nein, mein Kind!“ — entgegnete der Graf — „heute sehen wir uns nicht mehr; aber morgen will ich hier speisen, damit wir mit Ruhe das Weitere besprechen können. Ich habe noch einen sehr schönen und kostbaren Perlenschmuck, den bringe ich Ihnen mit.“

„Herr Graf! . . .“

Pallhorst winkte ab und verschwand auf Stock und Diener gestützt unter der Thüre.

Aber wie erleichtert athmete nun Betty auf, als sie die Tritte der Männer verhallen und den Wagen wegrollen hörte.

„Gott sei gelobt und gedankt!“ — rief sie mit beiden Händen nach der Brust fahrend aus, als wolle sie dieselbe von der Last erleichtern, die bis dahin auf ihr ge-

ruht. — Es ist doch wahrlich eine wahre Sclaverei, in die ich mich hier begeben habe! Diesem kranken, rückenmarkzehrenden, launigen Menschen zu Gefallen zu leben .... welche Aufgabe!" — — Plötzlich aber nahm ihr Gesicht den Ausdruck der alten, ihr so eigenen unverwüstlichen Lebenslust wieder an, und, rasch sich auf der Stelle umdrehend, rief Betty heiter: „Was liegt daran! Sind es auch schwere, oft recht drückende Ketten, die ich trage, so sind sie doch von Gold! Wenn Pallhorst stirbt, was wohl bald sein dürfte, bin ich eine reiche Frau ... denn ... ich kenne sein Testament und ... gespart habe ich mir auch schon ein schönes Sümmchen ... der Perlenschmuck ..."

Es pochte leise an die Thüre.

„Herein!" — rief Betty.

Aber die Thüre ward nur ganz leise geöffnet und durch die Spalte ließ sich eine schwache und schüchterne Mädchenstimme vernehmen:

„Blumensträußchen! ... Kaufen Sie keine Blumensträußchen?"

Betty's ganzes Gesicht flammte freudig auf. Es überraschte sie gar nicht, daß noch bei einbrechender Nacht eine solche kleine Blumenhändlerin zu ihr kam; rasch eilte sie zur Thüre. Hier aber hielt ihr schon ein bleiches, schlecht gekleidetes Mädchen, das ein Körbchen mit Bouquets in der einen Hand trug, mit der andern ein solches hin.

Die Dame nahm es und trat in den Salon zurück; nach einigen Minuten verließ die kleine Blumenhändlerin das Haus; aber sie murmelte etwas wie „elf Uhr“ ... „kleine Treppe“ ... wiederholt vor sich hin, als dürfe sie es nicht vergessen.

Wie das Mädchen um die nächste Ecke bog, hielt an derselben ein Wagen, aus welchem ein kleiner alter Herr und ein Knabe ausstiegen. Das Mädchen ging, vor sich hinmurmelnd, weiter; der Alte mit dem Knaben trat durch eine Seitenthüre in das Hinterhaus ein, in welchem, nach der Hauptstraße zu, Frau Betty wohnte.

Eine volle Stunde später, verließ Grau-Fenchelchen mit dem Knaben die Gemächer Betty's wieder. Auf der Schwelle der Thüre, die nach der Nebentreppe führte, küßte Betty ihr Kind noch einmal leidenschaftlich und mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirne; aber während sie wie segnend ihre Hände auf sein blondes Haupt legte, flammten ihre Augen zugleich mit einem Blitze des Hasses auf, und leise murmelte sie die Worte! „Gehe hin .... und räche Deine Mutter!“

Kyrie eleïson.

Der Frühling war angebrochen und schmückte mit liebender Sorgfalt die Erde wie eine geliebte Braut. Die Saaten sproßten, die Lerchen schmetterten in den Lüften, der Wald ward grün, der Dichter aber sang frohen Muthes:

„Natur die holde Schläferin,
Ist endlich nun erwacht;
Der Wintersmann mit argem Sinn
Hielt sie so lang bewacht!

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick so rauh und wild,
Er fing sie ein, die Jungfrau zart,
In Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr sodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Fest sollst Du schlafen hier fortan,
Ich schwör's bei meinem Bart!““

„Lang schlief sie nun im weißen Bett,
Fest zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerstätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz sacht
Und sah so warm sie an;
Da ist die holde Maid erwacht,
Erlöst aus Winters Bann.

„Sie machte sich ihr güld'nes Haar
Schneefedern drinn sie fand;
D'rob lächelte sie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!"

Und ist es in der That nicht etwas wunderbar Liebes mit diesem Frühlingserwachen?

„Wenn spät in der Nacht, todt müde und von langer Wanderschaft erschöpft, ein Herzensfreund an deine Pforte klopfte, als du selbst schon im süßen Schlummer lagst, und die Deinigen ihm ein gastliches Lager bereiteten, auf welchem er nach kurzem Gruße in tiefen Schlaf versank; wenn du dann am Morgen, vor sein Lager geführt, den lang entbehrten Freund schlummernd und in wohlthätiger Ausgleichung der Lebenswellen tief athmend liegen sahst — o, wie unGeduldig harrtest du da seinem Erwachen entgegen, um an seine Brust zu fliegen und die traute Stimme endlich einmal wieder zu hören. Oft kehrtest du, leise die Thüre öffnend, zu seinem Schlafzimmer zurück, ob er denn immer noch nicht erwacht sei, getheilt zwischen dem

Wunsche: ihn nicht zu stören und doch ihn recht bald erwacht zu sehen! Als du aber einmal so in der halb geöffneten Thüre lauschend standest, hoben sich seine Augenlieder, wie vor des Kindes gespannten Blicken zum Erstenmale der Vorhang des Theaters sich aufrollt. Mit einem „Willkommen!“ flogst du an seine Brust, und auf des Bettes Rande sitzend begannst du das zärtliche Examen sich wiederfindender Freundschaft. Kleinigkeiten, Knabenstreiche, Reiseabenteuer der gemeinsam verlebten Jugend wurden wieder und wieder erzählt. Ueber die lange Trennung hinweg ward schnell der Faden des gemeinsamen Denkens und Empfindens wieder angeknüpft.“

So und nicht anders ist es dem Menschen, der Sinn und Liebe für die Natur hat, bei ihrem Frühlingserwachen! Die Zeit von dem Schmelzen des letzten Schnees bis zu dem Sprengen der ersten Knospenfessel, zum Flattern des ersten Falters durch die noch laublosen Wälder, ist ihm ein Lauschen am Lager des erwachenden Freundes. Wenn aber die Knospen gesprungen, wenn Busch und Baum, und Wald und Flur sich mit jenem reizenden ersten Frühlingsgrün zu schmücken beginnen, die befiederten Sänger ihre Kehlen stimmen, und die ersten Blumen und mit diesen die ganze Natur ihre Augen aufschlägt, dann werfen auch wir uns dem alten lieben Freunde selig in die Arme und feiern das Jubelfest eines glücklichen Wiedersehens.

Auch Beethoven war für die Natur nicht gleichgültig geworden — auch in seiner Brust regte sich mit jedem Frühjahre der unüberwindliche Drang: die Stadt zu verlassen, hinauszuziehen auf das Land, und sich der wieder auflebenden Mutter aller Dinge an das Herz zu werfen. Er that es auch diesmal und zog nach Döbling.

Aber es lag dennoch auch hier ein gewaltiger Unterschied zwischen dem sonst und jetzt. Beethoven selbst war ja ein Anderer geworden, lebte ja nur noch theilweise in dieser Welt. Sonst sprach sein Geist mit der Natur und die Natur gab seinem Geiste Antwort, öffnete ihm in und durch diese Antworten unendliche Fundgruben großer musikalischer Gedanken. Jetzt — dieser Erde fast ganz entrückt — stürmte er zwar auch noch durch Feld und Wald, durch Thal und Flur .... aber .... seine Taubheit, vereint mit den Schicksalsschlägen der letzten zehn Jahre, hatten ihn ja zu einer solch' entschiedenen Abgeschlossenheit in sich selbst gebracht, daß sein Blick nur noch nach innen oder weit aus in das Unendliche gerichtet war. Er bedurfte der frischen Luft, der Bewegung in ihr, der freien Natur; aber dies Bedürfniß war nur ein rein körperliches, sein Geist nahm wenig Antheil mehr daran: er lebte in anderen Sphären. Neben dem Schaffen seiner großen Messe beschäftigten ihn philosophische Probleme, Blicke auf den Entwicklungsgang der Menschheit und das

Ziel ihrer Vollendung, dabei jetzt noch ein neuer großer Gedanken, der mit diesen Beschäftigungen auf das Innigste zusammenhing, die Idee: Göthe's Faust in Musik zu setzen.

Er fühlte, daß wenn irgend ein Sterblicher dieser Riesenaufgabe gewachsen, ... er es sei!

Ueberhaupt beschäftigte er sich jetzt viel mit Göthe; obgleich beide Größen persönlich nichts miteinander anzufangen wußten, wie das schon ein früheres Zusammentreffen Beider in Töplitz bewiesen hatte.*) Dagegen behaupteten Göthe's Gedichte, nicht allein durch den Inhalt, sondern auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über ihn. „Ich werde" — sagte er einst selbst — „gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonie schon in sich selbst trägt!" **)

Bei Göthe's Faust kam noch der großartige leitende Gedanke und die hier ruhende Lebensanschauung dazu. Der Vorsatz also: dies großartige und gewaltige Gedicht in Musik wiederzugeben und die Composition der Messe nahmen seine Seele so ganz in Anspruch, daß

---

*) Marx: Beethoven's Leben und Schaffen. II. Thl. S. 180. Schindler: S. 84. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. pag. 62.

**) Marx: II. Thl. S. 125.

er sich um den Ueberzug nach Döbling so wenig bekümmerte, als die Schwalben, die vor seinem Fenster schreiend vorbeischwirrten.

Glücklich für ihn, daß sein zweites Ich — sein begeisterter Schüler und Verehrer, Schindler, ihm liebevoll helfend und rathend zur Seite stand, für ihn dachte und handelte; während Frau Streng und Kugler die untergeordneten weltlichen Dinge besorgten.

So waren die beiden letzteren eben beschäftigt in der zu Döbling neu gemietheten Sommerwohnung die aus Wien mitgebrachten Sachen auszupacken und einzuräumen.

Die Fenster und Thüren des freundlichen Logis standen weit auf, so daß die frische, kräftige Frühlingsluft von allen Seiten eindringen konnte, und sie that es auch und trug ihren Dank für dies artige Zuvorkommen dadurch ab, daß sie den köstlichen Duft der nahen Blüthenbäume auf ihren leichten Schwingen mit herübertrug. Die Sonne strahlte dabei so warm und behaglich, die Vöglein versuchten, ob sie die alten Lieder noch nicht vergessen, die Käfer summten und schwirrten und Kugler, der bleiche Schneider und Diener Beethoven's, sang — während er einen Korb Notenhefte und Bücher nach dem anderen aus dem unten stehenden Wagen in die Wohnung herauftrug — mit zirbender Stimme:

„Natur die holde Schläferin,
Ist endlich nun erwacht,
Der Wintersmann mit argem Sinn,
Hielt sie so lang bewacht!“

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick so rauh und wild,
Er fing sie ein, die Jungfrau zart,
In Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr sodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Fest sollst du schlafen hier fortan,
Ich schwör's bei meinem Bart!““

„Lang schlief sie nun im weißen Bett,
Fest zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerstätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz sacht
Und sah so warm sie an;
Da ist die holde Maid erwacht,
Erlöst aus Winters Bann.

„Sie machte sich ihr güld'nes Haar;
Schneefedern drinn sie fand;
D'rob lächelte sie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!“

„Aber Kugler!“ — rief jetzt Frau Schnaps aus dem Fenster der Küche herunter — „was ist Euch denn heute in den Kopf gefahren?“

„Warum?“ — frug Kugler erstaunt hinauf, indem er eben wieder einen Notenpack nehmen wollte.

„Ich schreie mich heiser nach Ihm; aber Er hört mich nicht über Seinen lamentabelen Singsang!“

„Lamentabelen Singsang!“ — wiederholte Kugler gekränkt — „was das wieder für Redensarten sind. Als ob sich unsereines nicht eben so gut, wie die Mücken, die da in der Luft tanzen, des schönen Frühlingstages freuen dürfte.“

„Ja wohl!“ — rief Frau Schnaps keifend — „das fehlt auch noch, daß Er, während ich alle Hände voll zu thun habe, mit den Mücken in der Luft tanzt. Leicht ist Er freilich genug dazu!“

„Was?!“ — schrie jetzt Kugler beleidigt. — „Leicht? .... soll das eine Anspielung auf mein Handwerk sein, Frau Schnaps?!“

„Ich heiße nicht Frau Schnaps!“ — rief es oben und die Hand der Haushälterin, die eben einen Küchentopf hielt, hob zu einem kräftigen Wurfe nach des Schneiders kahlem Kopfe aus. Aber Kugler war schon unter den Wagen geschlüpft und schrie nur noch:

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Er ist ein Esel!“ — demonstrirte Frau Streng.

„Allerdings bin ich das!“ — rief Kugler unter dem Wagen hervor — „sonst wär' ich längst nicht mehr in einem Dienste, den ich mit Ihr theilen muß. — — Wenn ich nicht dem armen, tauben Herr van Beethoven zu Gefallen bliebe ....“

Kugler vollendete nicht; aber er schielte mit dem

linken Auge unter dem Wagen hervor, um zu erkennen, welchen Eindruck diese Worte auf die Haushälterin machten. Und allerdings senkte sich denn auch bei ihr die Hand mit dem Topfe und die Stirne fing an, sich zu glätten.

„Dem zu Gefallen mag's diesmal noch vergeben sein!“ — sagte sie jetzt — „aber dann thu' Er auch für unseren armen Herrn, was seines Amtes ist.“

„Hab' ich denn vielleicht nichts gethan?“ — frug jetzt der Schneider, indem er unter dem Wagen hervorkroch. — „Ich bin ganz lahm von dem Bücher und Noten schleppen.“

„Ist was rechtes!“

„Müssen aber doch auch hinauf.“

„Erst kommt die Küche, damit ich heute Abend dem Herrn etwas kochen kann.“

„Und was hab' ich mit der Küche zu thun?“

„Nehm' Er den Korb, Kugler, leg' Er all die Leuchter, Lichtscheeren, Löffel und Geschirre hinein und bring' Er mir das Zeug herauf, damit ich es auspacken und aufstellen kann.“

„Wo ist denn das Gerümpel?“

„Kugler?!“

Kugler zuckte zusammen, denn er dachte an den Topf in der Hand der Frau Schnaps. Aber diesmal war es nur eine Mahnung.

„Hat Er denn gar keine Augen im Kopfe?“ — frug

es jetzt ungeduldig von oben herab. — „Steht doch mit der Nase vor der Kiste, wo die Küchengeräthe drinnen sind."

„O du Himmel!" — rief jetzt Kugler — „ich glaube gar, Frau Streng, Sie hat jedes Stück von dem alten Plunder extra eingewickelt."

„Ja!" — rief Frau Schnaps scharf — „nur Ihn hab' ich dabei vergessen! — glaubt Er liederlicher Mensch denn, daß mir das Eigenthum meines Herrn so gleichgültig sei, wie Ihm? — — Meint Er, ich hätt's nicht gesehen, wie Er des Herrn Stiefeln und Schuhe mir nichts, dir nichts, in die große Kiste geschmissen, als ob das Schund wäre?

„Aber ...."

„Halt Er's Maul!" — rief die Haushälterin zornig. — „Ich selbst habe sie alle wieder heraus geholt und, während Er gefaulenzt hat, in Papier eingewickelt."

„Was hab' ich?" — rief Kugler hinauf.

„Gefaulenzt!" — rief Frau Schnaps und der Topf kam wieder zum Vorschein. Wie der Blitz war Kugler abermals unter dem Wagen verschwunden.

„Das ist gelogen!" -- schrie er wild — „ich habe zu der Zeit, dem Herrn bei seinem Hieherkommen eine Freude zu machen, von meinen paar armseligen Kreuzern, das Blumensträußchen gekauft, das auch schon oben im Wasser steht."

Eine kleine Pause entstand.

„Hat Er das wirklich gethan, Kugler?" — frug es jetzt oben in milderem Tone.

„Ja," — rief es unter dem Wagen hervor — „so wahr Gott im Himmel lebt!"

„So komm Er herauf!" — sagte Frau Streng, und es lag fast etwas wie Rührung in ihrer Stimme. — „So wollen wir Frieden machen."

„Und der Topf?"

„Ich hab' ihn weggestellt."

„In Wahrheit?"

„Bei allen Heiligen!"

Kugler schlüpfte vorsichtig unter seiner Wagenburg hervor.

„Aber jetzt thu' Er auch, was ich Ihm gesagt habe!" — befahl die Haushälterin — „denn sonst wird es Abend und wir sind mit dem Einräumen der Wohnung noch nicht fertig."

Kugler gehorchte und die Arbeit ging ihren Gang ruhig fort, nur änderte Frau Streng ihren Plan in so fern, daß sie die Küchengeräthschaften noch eingepackt stehen ließ, um doch lieber vor allen Dingen das Zimmer Beethoven's in Ordnung zu bringen.

Und sie hatte wohl daran gethan, denn zu ihrem Schrecken kam dieser in Begleitung seines Freundes und Schülers, des Herrn Schindler, schon nach einer Stunde in Döbling an.

„Ach, du meine Güte!“ — rief sie Kugler entsetzt zu, als sie die beiden Männer aus der Ferne herankommen sah — „da kommen sie ja schon! .... Ach, du lieber Himmel, und wir sind noch nicht zur Hälfte mit der Einrichtung fertig! .... Was wird der Herr sagen? .... was fang ich an? .... Das wird ein schönes Donnerwetter geben!“

„Na, na!“ — machte Kugler — „verzweifle Sie nur nicht gleich, Frau Streng. Wir haben unsere Pflicht gethan .... und wenn er auch wieder tüchtig schreit und wettert, aufessen kann er uns doch nicht.“

„Aber es muß doch etwas ganz Besonderes sein“ — meinte die Haushälterin — „was ihn so früh herausführt. Er versprach mir fest und theuer, erst den Abend zu kommen.“

„Nun, es wird sich ja zeigen!“ — entgegnete Kugler.

Beethoven und Schindler waren unterdessen dem Hause, in welchem sich die neue Sommerwohnung befand, näher gekommen; hatten sich aber schon auf Herrn Schindler's Stirne düstere Falten gelagert, so schaute Beethoven geradezu wie ein grimmiger Löwe drein.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ — stöhnte bei diesem Anblicke Frau Schnaps, und bekreuzte sich; Kugler aber ergriff in der Angst den Nachttisch seines Herrn und trug ihn in den Keller.

Beethoven und Schindler waren unterdessen eingetreten; aber schon unten an der Treppe schrie Beethoven:

„Wo ist das verfluchte Volk! .... wo ist die Schnapsin? wo ist der Halunke von Kugler?"

Aber weder die Haushälterin, noch der im Keller mit zusammengekrümmtem Leibe sitzende Schneider — Kugler hatte vor Schrecken Bauchweh bekommen — waren im Stande zu antworten.

„Wo ist das liederliche Pack!" — schrie Beethoven wieder. — „Ich lasse sie beide einstecken, ich lasse sie hängen, wenn sich auch hier mein Kyrie nicht findet!"

Schindler legte sanft und begütigend seine Hand auf Beethoven's Arm; aber der Maestro wehrte ihn unwillig zurück:

„Was? ruhig soll ich auch noch sein?" — rief er im höchsten Zorn — „wenn mir dies Satansvolk mein Kyrie gestohlen hat? ...."

Aber das war doch für die ehrliche Frau Schnaps zu viel. Jetzt färbten sich auch ihre Wangen von Zornesgluth und muthig hervortretend schrie sie Beethoven in's Ohr, daß die ganze Bevölkerung eines Kirchhofes davon hätte erweckt werden können:

„Was soll ich gestohlen haben?"

„Mein Kyrie!" — schnaubte Beethoven.

„Herr erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!" — stöhnte Kugler im Keller.

„Was für ein Kyrie!“ — schrie die Schnaps erstaunt.

„Von meiner großen Messe!“ — rief Beethoven und schlug sich wie in Verzweiflung vor die Stirne. — „Herr Gott und alle Welt! . . . Wenn Sie nicht so dumm wäre, so müßte Sie begreifen, daß man etwas, was man einmal componirt hat, wenn es verloren gegangen oder gestohlen ist, nicht so leicht wieder componiren kann! . . . Ach! . . . und es war mir so gelungen!“ — Und er rannte nach seinem Zimmer, wo auf dem englischen Flügel ganze Stöße von Notenheften lagen und . . . suchte; aber mit solcher Verzweiflung und in solcher Hast, daß er kaum sah, was auf oder in den Heften und Blättern stand.

Eine Parthie nach der andern flog aus seiner Hand auf die Erde: rechts, links, dahin, dorthin, wie es eben kam . . . aber das Kyrie fand sich nicht.

Schindler gab sich unterdessen Mühe, der Haushälterin, die noch an Arm und Beinen vor Alteration zitterte, die Sache begreiflich zu machen.

Der Fall war allerdings unaussprechlich unangenehm und wirklich der Art, daß man Beethoven seinen Zorn und seine Verzweiflung nicht übel nehmen konnte: von dem herrlichen Riesenwerke seiner großen Messe fehlte seit zwei Tagen die ganze Partitur des ersten Satzes, das Kyrie eleïson — das: „Herr erbarme dich!“ mit welchem die Messe beginnt.

Es war ein Meisterstück an Gedanken und Arbeit und gar nicht zu ersetzen . . . denn . . . wie der Meister selbst gesagt: etwas einmal Geschaffenes ganz neu aus der Erinnerung mit derselben Meisterschaft wiederzuschaffen . . . bleibt für den gewaltigsten Geist eine ebenso peinliche als fast unmögliche Aufgabe.

Die Erklärung Schindler's beruhigte denn auch Frau Streng und so machte sich nun Alle an das Suchen. Auch Kugler kam zum Vorschein und nun wurden die Wohnung, die Schränke, die Kisten, die mitgebrachten und noch durch einander stehenden Möbles, kurz, was nur da war, nach dem — aus großen Bogen bestehenden — Notenhefte durchsucht, welches das Kyrie enthalten sollte.

Das unselige Kyrie fand sich nicht.

Beethoven wetterte, daß die Wände zitterten.

Das Heft mit dem Kyrie kam nicht zum Vorschein.

Beethoven drohte wiederholt: die Schnapsin und den Kugler aufhängen zu lassen.

Das Kyrie elëison fand sich nicht.

Endlich war alles zum drittenmale durchsucht: Beethoven sank erschöpft auf einen Stuhl, — Schindler ging unruhig auf und ab — Frau Schnaps heulte und Kugler, der trotz dem Teufelslärm Hunger bekommen hatte, war in die Küche geschlichen, um sich ein Stück Brod und eine Wurst zu

holen; denn er hatte vorher schon entdeckt, daß sich unter den eingewickelten Küchengeräthschaften auch einige Wiener Würstel befänden.

Auf den Zehen schleichend suchte er den bewußten großen Korb, um dann seinen Imbiß im Keller einzunehmen und von den Schrecken des Tages auszuruhen.

Endlich war der Korb entdeckt; er langte hinein und suchte zwischen eingewickelten Leuchtern, Lichtscheeren, Tassen und dergleichen Sachen.

„Ha!" — rief er jetzt leise — „da fasse ich etwas Weiches; das wird ein Würstel sein!"

Er zog die Hand heraus; aber noch hatte Kugler seine Beute nicht in Sicherheit gebracht, als er — von einer furchtbaren Ohrfeige getroffen — rücklings auf die Erde taumelte.

„Hab' ich dich erwischt, Halunke!" — rief zu gleicher Zeit die Donnerstimme Beethoven's. — „Was hat da wieder gestohlen werden sollen?"

„Ach!" — stöhnte Kugler bleich und entsetzt, indem er mit beiden Händen die unglückliche Wange zuhielt, die so eben mit Beethoven's rechter Hand in so unangenehme Berührung gekommen war, ein Jammergesicht schneidend. — „Ach! . . . Euer Gnaden . . . 's ist nur ein Würstel! . . . und ich hab" . . .

Aber in demselben Momente stieß Beethoven einen Schrei aus, der das ganze Haus durchdrang.

Freund Schindler und die Haushälterin stürzten todtenbleich herbei, Kugler war in die Knie gesunken; ... Beethoven aber stand wie versteinert da und hielt den Herbeieilenden in der einen Hand die Wurst, in der andern das mit Fett beschmutzte Papier entgegen, in dem diese eingewickelt gewesen. Seine Augen starrten dabei vor Entsetzen auf beide Gegenstände hin, ... als erblickten sie dort das Haupt der Medusa.

Schindler, die Haushälterin und Kugler begriffen von allem dem nichts, bis der Erstere den Muth faßte, herantrat und nach dem Papier langte. Da aber entfuhr auch ihm ein Schrei des Entsetzens:

„Allmächtiger Gott!" — rief er — „das Kyrie!!"

„Herr, erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!" — betete der Schneider zähneklappernd.

„Ach! ... du grundgütiger Gott!" ... stotterte Frau Schnaps und sank jetzt ebenfalls auf die Kniee.

Beethoven aber hielt noch immer die Hände mit der Wurst und dem Papier wie erstarrt vor sich ausgestreckt, während ihm nach und nach das Bewußtsein wiederkehrte, das ihm der Schreck in der That auf Augenblicke geraubt hatte. Aber mit dem Bewußtsein kam auch die Sprache wieder:

„Unglückselige!" — donnerte er jetzt der Frau Schnaps entgegen — „was hat Sie da mit meinem Kyrie gemacht?"

„Ach! ... ach!" — schrie Frau Schnaps, noch

immer auf den Knieen liegend und in ihrer namenlosen Angst und Verzweiflung dem Meister die gerungenen Hände entgegenstreckend, während sie ganz vergaß, daß Beethoven taub sei. — „Gnade und Erbarmen Herr!... ich hab' ja nicht gewußt, daß... die Bogen waren so groß und schön... so ganz gemacht zum Einwickeln... und das Heft lag auf der Erde... unter alten Sachen!"

Aber Beethoven's Gedanken hatten jetzt eine andere Richtung genommen.

Während die Schnaps noch so jammerte und flehte, und Kugler — gleichfalls noch auf den Knieen liegend — unter Zähneklappern eine ganze Litanei abbetete, stürzte der Maestro — dem Beispiele seines Freundes Schindler folgend — über die Körbe und Kisten her, welche die Leuchter, Lichtscheeren, Tassen, Gläser, Stiefeln, Schuhe, Würste u. s. w. enthielten, zu deren Schutz das Kyrie der großen Messe verbraucht worden war.

Mit dem Eifer, mit dem wohl sonst Goldsucher ihre Felder durchwühlen, wickelten jetzt die beiden Männer alle diese Dinge aus; die theils noch ganzen, theils aber auch zerrissenen großen Papierbogen mit Entsetzen glatt streichend und sorgfältig zurücklegend. Endlich war das Werk vollbracht... und... o Freude!... es fehlte nicht ein Blatt von der vermißten Partitur!

Beethoven und Schindler athmeten tief auf

... wie Bergeslast fiel es von ihren Herzen. Als sich aber Beethoven jetzt umdrehte, und die Schnapsin und den Kugler mit ihren Sündermienen noch auf den Knieen liegen und an Arm und Beinen zittern sah — — — mußte er unwillkürlich in jenes furchtbare Lachen ausbrechen, das — nur ihm eigen — die Wände eines Hauses erzittern machen konnte.

Und Beethoven lachte so gräulich — und die Scene erschien jetzt so drollig, — und Jedes war über das Wiederfinden so glücklich, — daß auch Schindler unwillkürlich lachen mußte, — und der Schneider, dem noch die Wange brannte, — und Frau Schnaps, der noch zugleich die Thränen in Bächen über die dürren Wangen liefen.

Aber Beethoven gaudirte sich an den beiden Sündern:

„Hängen sollte ich euch Beide freilich lassen!“ — schrie er jetzt in der glücklichsten Laune; — „aber ihr seid mir den Strick nicht werth! Wer indeß von euch noch einmal bei mir Noten angreift, dem haue ich selbst und mit eigner Hand die zehn Finger ab! Und nun“ — fuhr er fort — „macht das Haus fertig, damit ein ehrlicher Mensch heute Nacht darin schlafen kann. Wir aber, Schindler, wollen im nächsten Wirthshause eine Flasche Gebirgswein trinken, denn ich fühle doch, daß mir der Schreck in die Glieder gefahren ist.“

Und Beethoven und Schindler gingen von

dannen; Frau Schnaps und Kügler erhoben sich langsam.

„Frau Schnaps!“ — sagte der Schneider dabei: „Werd' ich jetzt noch geschimpft, weil ich die Stiefeln und die Schuhe des Herrn nicht eingewickelt habe?“

„Halt Er das Maul!“ — entgegnete die Haushälterin — „ich bin wie gerädert, und geb' Er mir lieber dort die Flasche einmal her . . . ich muß einen Schluck nehmen . . . sonst fall' ich um.“

„Kyrie elëison!“ — sagte Kugler und ging, den Befehl der Frau Streng zu erfüllen. — „Heute hab' ich in der That erfahren, was das heißt: „Herr erbarme dich unser!“ *)

*) Der ganze Vorfall ist geschichtlich.
Schindler: S. 119. Oulibicheff: pag. 63.

„Gutsbesitzer“ und „Hirnbesitzer.“

Ludwig van Beethoven war aus der „musikalischen Stoa“ sehr verstimmt nach Hause gekommen. Es hatte heute für diesen Winter die letzte derartige künstlerische Unterhaltung bei der Baronin von Ertmann stattgefunden — der Frühling deckte ja schon die Erde mit seinem Blüthenschnee — und ..... Gräfin Julie Gallenberg war, aller Gewohnheit zuwider, nicht anwesend gewesen.

Beethoven konnte sich dies Wegbleiben auf keine Weise erklären. War er doch selbst aus Döbling nach der Stadt gekommen, um ja diese einzige Stunde des Zusammenseins mit seiner geliebten Julie nicht zu versäumen. Er wußte auch, wie viel die Gräfin auf dies kurze, aber Beiden zur beruhigenden Gewohnheit gewordene Zusammensein hielt. Und es war wohl noch dazu für lange Zeit das letztemal!

War Julie krank? — War etwas vorgefallen? — Beethoven hatte die Baronin gefragt; sie hatte zu Beiden den Kopf geschüttelt; aber .... es war dem Meister vorgekommen, als wenn dies Kopfschütteln von einer gewissen Verlegenheit begleitet gewesen wäre. Er war besorgt, unruhig, mißstimmt, ... und doch mußte noch ein fataler Gang gemacht werden: sein Advokat erwartete ihn, um ihm das Endurtheil über einen Prozeß mitzutheilen, den er leider wieder zu führen gehabt hatte.

Prozeß! — schreckliches Wort im Geschäftsleben .... hundertfach entsetzlich für einen Künstler! .... und nun noch gar ein solcher Prozeß!

Fürst Kinsky war gestorben. Er war — wie bekannt — einer jener vier hochherzigen Männer, die einstens Beethoven's Berufung an den Hof des Königs von Westphalen dadurch zurückschlugen, daß sie dem großen Maestro, dem Stolze Wiens, einen jährlichen Gehalt von viertausend Gulden in Bank=zetteln auswarfen. Das Finanz=Patent hatte diesen Gehalt gewaltig geschmälert; Fürst Lobkowitz hatte seine Zahlungen einstellen müssen und Beethoven verlor also auch hier den betreffenden Antheil. Jetzt, bei dem Tode des Fürsten Kinsky, verweigerten dessen Erben sogar auch den Theil, den sie zu zahlen hatten. Beethoven stand auf dem Punkte sich auf das

Wenige beschränken zu müssen, was ihm noch von Erzherzog Rudolph blieb.

Glücklicherweise war die heutige Auskunft besser: der Rechtsanwalt des Meisters theilte ihm mit, daß er seinen Prozeß gewonnen und die Kinsky'schen Erben gerichtlich verpflichtet seien, ihm auch ferner jährlich etwas weniges mehr ..... als dreihundert Gulden zu zahlen.

Dreihundert Gulden! was waren sie damals für Beethoven, der allein für die Erziehung seines Neffen — den zu einem guten, edlen und tüchtigen Menschen heranzubilden jetzt seines Lebens Ziel und Aufgabe war — nahe an zwölfhundert, für seine Haushaltung eilfhundert, für seine Bedienung an neunhundert Gulden brauchte.*)

Ach! das Joch der Erdensorgen lagerte sich immer mehr und mehr auf seinen Nacken. Er hatte dies niemals deutlicher gefühlt, als jetzt, da er von seinem Advokaten nach Hause kehrte. Aber es ging heute wie immer bei ihm; je mehr die Hand des Schicksals diesen gewaltigen Charakter zu beugen suchte, desto mächtiger erhob sich seine Energie.

„So werde ich mir die größten Entbehrungen auferlegen!" — sagte er zu sich selbst — „an der Erziehung des Knaben darf nichts fehlen."

---

*) Wegeler und Ries: S. 140.

Beethoven's Mittagessen bestand in den nächsten Tagen aus einem Glas Bier und einigen Semmeln.*)

Aber sind denn nicht Licht und Schatten unzertrennlich? Von dieser Zeit an trat eine gewisse Kargheit in Beethoven's Wesen mehr und mehr hervor. Und wie hätte dies nicht sein sollen? Bewies sich nicht auch das Geschick karg genug gegen ihn?

Dem tauben, fast ganz allein in der Welt stehenden Mann, der nur noch im Reiche seiner musikalischen Schöpfungen und seiner stillen philosophischen Träume lebte, schrumpften nachgerade die Bedürfnisse des Lebens sowie dessen Anforderungen zu einem Minimum ein. Aber der gewaltige Geist Beethoven's, der sich schon seit seiner frühesten Jugend an den großen Charakteren des classischen Alterthums emporgerichtet — der seit seiner Kindheit Tagen bis auf die Stunde, in der er jetzt stand, noch nicht aufgehört hatte, den Schlägen des Schicksals Trotz zu bieten — hatte selbst etwas von jener antiken Größe angenommen.

Hoch aufgerichtet in den Stürmen des Schicksals — wie der himmelanstrebende Fels im schäumenden Meere — fest, kühn und trotzig dem Unabwendbaren in das Antlitz schauend, hatte sich Ludwig van Beethoven daran gewöhnt, dies Leben nicht als Zweck, sondern

---

*) Thatsache.

als Mittel zu immer höherer Vervollkommnung und das Schicksal als eine höhere, größeren Zwecken untergeordnete Macht zu betrachten. Aber er hielt auch, seinem starren eisernen Charakter entsprechend, diesen Gesichtspunkt — den die Alten Vertrauen auf die Vorsehung nannten — in allen Lagen und Zufällen des Daseins unerschütterlich fest. Der große, unermeßliche Gewinn für ihn lag nun aber darin: daß er dadurch den Schlüssel in der Hand hatte, mit dem er sich aus den Labyrinthen des Lebens herausfinden und — wie sein Ideal Platon — im Besitze einer bewunderungswürdigen Seelenruhe bleiben konnte.

Körperliche Entbehrungen waren ihm daher auch nichts, wenn nur die Gedanken, für die er lebte, unangetastet blieben.

Nun hatte aber Beethoven einst — noch während des Prozesses um die Vormundschaft über seinen Neffen — an das betreffende Gericht geschrieben:

„Mein Willen und Streben geht nur dahin, daß der Knabe die bestmöglichste Erziehung erhalte, da seine Anlagen zu den frohesten Hoffnungen berechtigen, und daß die Erwartung in Erfüllung gehen möge, die sein Vater auf meine Bruderliebe baute. Noch ist der Stamm biegsam, wird aber die Zeit versäumt, so entwächst er in krummer Richtung der Hand des bildenden Gärtners, und die gerade Haltung, Wissenschaft und Charakter, sind auf ewig verloren.

Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines Kindes.“*)

Und was er hier gesagt, war Beethoven Ernst, wie alles was er ergriff und that. Die volle Größe seines Herzens und seines Geistes bewährte sich aber darin: daß Beethoven jetzt den Sohn seines Bruders — der ihm doch so viel Sorgen und Kummer gemacht und ein ganzes Vermögen gekostet — in voller Wirklichkeit als seinen eigenen Sohn betrachtete und adoptirte. Ja! — und wer wußte von dieser Größe, als sein würdiger Freund Schindler? .... er betrachtete von jetzt an die wenigen Ersparnisse, die er in einigen Bankaktien vor den gierigen Blicken seiner Brüder hatte zu retten vermocht, nicht mehr als sein Eigenthum, sondern als ein, **seinem angenommenen Bruderskinde gehöriges Vermögen.**

Das Joch der Erdensorgen lag von nun an oft genug mit eiserner Schwere auf dem Nacken des Meisters .... es beugte diesen Nacken nicht. Mit stolzer Seelenruhe und jener, allen Stürmen und Schicksalsschlägen trotzenden ihm eigenen heiteren Lebensenergie trug derjenige es, vor dem sich Kaiser und Könige gebeugt, der in Fürstenpaläsen gewohnt, um dessen Freundschaft die Großen der Erde gebuhlt.

---

*) Schindler: S. 108.

Beethoven saß eben in seiner Stadtwohnung — Frau Schnaps, die in Döblingen weilte, glaubte ihn in einer guten Restauration — und speiste, die Zeitung lesend, zu Mittag. Ein Brödchen hatte er bereits verzehrt, ein zweites lag noch vor ihm und daneben stand ein Glas Bier.

Aber es mußte etwas ganz eigenthümlich Interessantes sein, was er eben las, denn ein ironisches Lächeln flog über seine sonst so ernsten Züge.

„Also hatte mein lieber Bruder Johann doch recht," — sagte er jetzt, und nahm einen Schluck Bier — „als er mir vor einigen Tagen die Versicherung gab, daß ich es in der Welt nie so weit bringen würde .... als er! Sagt doch die Zeitung selbst, daß man ihn zu einem Ehrenamte gewählt hat. Nun ja!" — setzte der Maestro, die Achseln zuckend, hinzu und brach sein zweites Brödchen an — „warum auch nicht. Er ist ja, durch die Apotheke, die ich ihm einst kaufte, ein reicher Mann geworden, der sogar eine Equipage hält. Ich gönne es ihm .... ist er doch immer mein Bruder! ..... Freilich, ein Bischen, liebevoller und weniger stolz dürfte er wohl gegen mich sein, denn .... was er ist, ... ist er eben doch nur durch mich."

„Ich hätte ihn heute zum Beispiel recht gerne einmal gesprochen, und daß er dicht neben meiner Wohnung in dem großen Hotel abgestiegen ist, weis ich so

gut, als er mein heutiges Hiersein kennt. Er fuhr ja gerade mit seinem eleganten Wagen in den Gasthof ein, als ich zur Baronin ging; auch sah er mich recht gut!"

Beethoven legte die Zeitung nieder und nahm abermals einen Schluck Bier, dann sagte er ruhig vor sich hin:

„Es gibt doch nichts Kindischeres als der Stolz!.... Auf welchem Verdienste beruht er denn? .... Statt sich zur Vernunft zu erheben und darin seine Würde und seinen Werth als Mensch zu erkennen, faßt der Stolze sich in der Ichheit, legt sich Vorzüge bei, die ihm ganz und gar nicht zukommen, macht diese gegen andere geltend, und verlangt dafür Anerkennung und Achtung."

„Ja!" — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in der er die Reste seines mehr als bescheidenen Mittagsmahles vollends verzehrte — „wenn die Menschen wüßten, was Stolz im edlen Sinne ist! Hier ist er das Bewußtsein der eigenen Würde, die dem Menschen als vernünftigem, freiem und gottähnlichem Wesen zukommt; .... aber dieser Stolz freilich wird sich auch nur darin äußern, daß der Mensch diese Würde in jedem Verhältnisse behauptet."

In diesem Augenblicke trat Kugler — der seinen Herrn heute von Döbling in die Hauptstadt begleitet

hatte — ein, und überreichte Beethoven eine Visitenkarte; der Maestro las:

„Johann van Beethoven.“

„Gutsbesitzer.“

Ludwig lächelte mitleidig; dann zog er einen Bleistift aus der Westentasche, drehte die Karte um, und schrieb darauf:

„Ludwig van Beethoven.“

„Hirnbesitzer.“

Als dies geschehen, reichte er sie mit ernster Miene Kugler dar, und sagte:

„An meinen Bruder zurück. Er logirt im Gasthofe neben an.“

Dann nahm Beethoven ruhig seinen Hut und ging, noch ein Geschäft zu besorgen. Im Gehen aber murmelte er vor sich hin:

„Und der Geldsack ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und ob er auch dumm ist überall,
Dem Reichthum wird alles vergeben,
Und worauf kein Verstand der Verständigen fällt,
Das übet in Einfalt ein Dummkopf um's Geld!“

Rache.

Grau-Fenchelchen stand eben vor dem alten Kleiderschranke, der sich, als eines der wenigen, durchaus nöthigen Meubles in seinem Zimmer befand, und untersuchte genau — das gute Männchen war jetzt noch in Hemdärmel — welcher von seinen zwei alten und schlechten Röcken wohl der abgetragenste sei, ... denn .... diesen wollte er heute anziehen. Er mußte durchaus einen neuen Rock haben; da es nun aber zu seinen unerschütterlichen Grundsätzen gehörte, sich niemals Kleider selbst zu kaufen, so mußte er suchen durch jämmerliches Aussehen irgend ein mitleidiges Herz dahin zu bestimmen, ihm einen Rock, oder doch wenigstens das Tuch dafür, zum Geschenk zu machen.

Die Untersuchung und Vergleichung der beiden schäbigen Röcke wurde aber durch eine besondere Eigenheit des Zimmers, in welchem sich der Doktor befand,

sehr erleichtert. Es war nämlich außerordentlich hell in diesem Gemache, da sich an den Fenstern nicht das Geringste befand, was den Zutritt des Lichtes hätte hindern können. Von Vorhängen, Rouleaux oder dergleichen luxuriösen Dingen war ja keine Spur zu sehen .... und .... mit Recht!

„Sind denn die Menschen nicht toll?“ — rief Grau-Fenchelchen jedesmal, wenn ihn Jemand über diese fast allzugroße Einfachheit beredete und dabei vielleicht gar behauptete: Vorhänge seien die Seele eines Zimmers. „Sind denn die Menschen nicht toll?“ — rief er dann. — „Erst machen sie Löcher in die Mauern ihrer Häuser, damit Luft und Licht in dieselben eindringen soll, und dann hängen sie diese Löcher mit langen bunten oder weißen Lappen wieder bis unten zu, daß es wahrlich für Luft und Licht ein Kunststück wäre, auch nur ahnungsweise einzudringen.“

Man sieht, Grau-Fenchelchen war nicht nur Mediziner, sondern auch Philosoph. Dies bewies übrigens auch noch die übrige Einfachheit in seiner häuslichen Einrichtung, von der herab, bis zu dem Fasse des Diogenes, eben kein sehr großer Schritt nöthig war.

Ein sehr einfaches, in einem Alkoven stehendes Bett, ein Tisch von rohem Holze, drei alte Stühle und besagter Kleiderschrank bildeten die ganze fahrende Habe dieses Zöglings des edlen Asklepios. Doch

nein! .... noch ein einziges Meubel befand sich hinter dem Bette, aber so aufgestellt, daß es Niemand sehen konnte, und dies Möbel war .... eine schwere eiserne an den Boden festgeschraubte Geldkiste.

Ob sich aber Geld in dieser Truhe befand oder nicht, das konnte man nicht wissen: denn einstens hatten Diebe — als der kleine Doktor gerade über Nacht zu einem auswärtigen Kranken gerufen worden war — bei ihm eingebrochen, die Kasse mit undenklicher Mühe abgeschraubt und bis auf die stille Straße hinter dem Hause fortgeschleppt. Als sie die Kiste aber hier voll Siegesfreude über den gelungenen Diebstahl erbrachen .... fanden sie dieselbe leer, bis auf einige Steine, die Grau-Fenchelchen in seiner Schlauheit hineingelegt hatte. Wollte sich doch der Doktor damals bei dem Wiederfinden der erbrochenen Kiste fast todt lachen, weil er die Diebe so schön irre geführt. — „Aber sie ist ja ohnedem immer leer!“ — setzte er dann jedesmal hinzu, wenn er die Geschichte erzählte.

Auch die einfach angestrichenen Wände des Zimmers waren kahl, so daß seine Wohnung in der That fast das Aussehen einer Zuchthauszelle hatte. Und doch .... gerade diese so entsetzlich ungemüthliche und unpoetische Kahlheit und Einfachheit konnte Grau-Fenchelchen entzücken, wenn er die Hände reibend, hier auf und abtrippelte: warum? — sie gaben ihm

das Bewußtsein, eine Menge Geld für unnöthigen Tand gespart zu haben. Das Glück der Staubgeborenen ist und bleibt ja ein eingebildetes; was dem einen Entsetzen ist, ist dem anderen Genuß! Grau-Fenchelchen schwelgte mit wahrer Seligkeit, wenn es ihn nichts kostete .... und dann zugleich .... weil es ihn nichts kostete; aber der Glückliche schwelgte auch aus dem gleichen Grunde, wenn er darbte!

Jetzt also prüfte er mit scharfem Blicke die beiden Röcke, die er nebeneinander auf die Lehnen zweier seiner Stühle gehängt hatte.

„Schwere Sache! .... schwere Sache! —“ sagte er dabei vor sich hin, mit dem Kopfe schüttelnd, eine Bewegung, die das Haarzöpfchen, wie in neckischem Uebermuthe, nachmachte. — „Beide alt, — beide schlecht .... aber hier ....“

Er verglich jetzt die Kragen, die, durch das Zöpfchen eingefettet, beide wie Spiegel glänzten.

„Der da ist schlechter! ....“ fuhr er dann entschieden fort — „und doch an diesem sind die Aermel abgenutzter .... Aermel abgenutzter .... auch viele Flecken .... viele Flecken ....“

Grau-Fenchelchen trat jetzt einige Schritte zurück und wiederholte die Beobachtung aus der Ferne. Endlich hatte der Befleckte gesiegt; der Doktor schlüpfte mit stillem Vergnügen in denselben und verschloß den

anderen sorgfältig in dem Schranke. In dem gleichen Augenblicke klopfte es leise an die Thüre.

„Herein!“ — rief Fenchelchen.

Die Thüre öffnete sich und die Gestalt eines, auf den ersten Blick als hektisch zu erkennenden Bauern trat ein.

„Guten Morgen!“ — sagte der Mann, mit den eingefallenen Wangen, auf welchen ein scharf umschriebenes Roth brannte, indem er hüstelte. — „Ist Er der Doktor?“

„Doktor! — ja Doktor!“ — entgegnete Grau-Fenchelchen freundlich und rieb sich vergnügt die Hände; denn sein geübter Blick sagte ihm sofort, daß dies einer jener wohlhabenden Landleute aus der Nähe der Hauptstadt sei.

„Ich wollt' Ihn halt fragen . . . .“

„Wegen dem Husten?“

„Ja!“ — entgegnete der Bauer erstaunt — „weiß Er's denn schon?“

„Freilich! freilich! lieber Mann!“ — entgegnete Fenchelchen — „warum wär' ich denn sonst der Doktor. Aber s'ist recht, daß Er zu mir gekommen ist, kein Anderer hätte die Krankheit so schnell erkannt.“

„Wirklich?“

„Keiner!“

„Und kann Er mich denn auch curiren?“

„Ich will meinen!“ — rief Fenchelchen und

klopfte mit seiner heiteren und vertraulichen Weise, die so ganz geeignet war, auch für ihn Vertrauen zu erwecken, dem Manne auf die Schulter. — „Mir stirbt kein Kranker, weder am Nervenfieber, noch an der Lungenentzündung, noch an der Hektik! .... Hundert und hundert Kinder hab' ich schon von der häutigen Bräune gerettet! .... kann's nur zu Haus sagen .... nur zu Haus sagen!"

Der Bauer sah Grau-Fenchelchen, das sein Wirken in ein so blendendes Licht zu setzen wußte, erstaunt und überrascht an.

„So kann Er wohl auch meinem Sohn helfen?" — frug er dann hüstelnd.

„Was hat denn der?"

„Sie haben ihm am Sonntag bei einer Schlägerei halt fast den Kopf gespalten!"

„Weiter nichts?!" — rief Grau-Fenchelchen kichernd. — „Halten eben den Kopf für keinen edlen Theil! .... aber ich werde kommen, wenn Ihr mir Ort und Namen sagt."

„Zwettel heiß ich! —" sagte der Bauer — „aus Meidling."

Fenchelchen nahm jetzt einen alten, an ihn gerichteten Brief aus der Schublade des Tisches und schnitt aus der nicht beschriebenen, keineswegs aber mehr weißen Rückseite zwei Zettel: einen für die Notiz und einen für das Rezept. Einen neuen anständigen

Bogen Papier zu nehmen, würde er für große Verschwendung gehalten haben. Dann schrieb er beide Dinge nieder.

Der Bauer sah mit weitgeöffnetem Munde und dem Ausdrucke gemüthlicher Dummheit zu, während seine rechte Hand instinktmäßig in die Tasche fuhr, in welcher er sein Geld trug. Gleich darauf reichte Fenchelchen Zwettel das Rezept, während der letztere drei blanke Zwanziger aufzählte.

Aber Fenchelchen schüttelte mit unendlicher Freundlichkeit den Kopf, tupfte, ein Späßchen machend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand dem dreinglotzenden Bauer wiederholt auf die Brust und rief: „Zwettelchen, Zwettelchen! seid ein verflucht pfiffiger Kerle .... drei Zwanziger! .... seid aber beim Stadt-Doktor! .... Stadt-Docktor! .... müßt noch einen drauflegen!

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren: — „Noch einen Zwanziger?" — sagte er dann langsam.

„Ja, Männchen!" — rief Grau-Fenchelchen schelmisch. — „Seid ja ein reicher Mann!"

Der Bauer gehorchte widerstrebend. — „Und Er curirt mich auch?"

„Gewiß, gewiß!" — sagte Fenchelchen, die Zwanziger vergnügt einstreichend.

„Und was ist's?"

„Pillen!" — sagte der Doktor, dabei, dem Bauer

mit der alten Freundlichkeit auf die Achsel klopfend. — „Ausgezeichnete Pillen sind es! Alle Morgen und alle Abend zwanzig Stück! .... und morgen komm' ich nach Meidling!"

Und immer mit freundlichem Kopfnicken und heiterem Händereiben auf den Bauer eindringend, zwang er diesen mit wahrer Herzlichkeit rückwärts zur Thüre hinaus.

„Dummköpfe!" — sagte er dann, als sich diese wieder geschlossen. — „Dummköpfe sind die Menschen alle, von dem Bauer bis zu dem Fürsten. Nur verblüffen muß man sie .... und man hat sie alle im Sack! .... alle im Sack! .... Die Medizin ist ja keine geheime, sondern eine öffentliche Wissenschaft, an deren Wohlthat, jeder, der sich mit ihr vertraut gemacht hat, in gleicher Weise Theil nimmt. Daher ein Einzelner nicht mehr wissen und leisten kann, als jeder Andere, der auf dem gleichen wissenschaftlichen Standpunkte mit ihm angekommen ist .... angekommen ist! .... Aber" — und hier schlupfte Fenchelchen's Kopf unter behaglichem Kichern fast wieder zwischen die Achseln. — „Mundus vult decipi .... ergo decipiatur!"

Es klopfte abermals und auf des Doktors Zuruf trat ein Mann von mittlerem Alter ein. Auch er sah krank aus: aber es war wohl mehr die Krankheit drückender Lebenssorgen, die auf ihm ruhte, als ein

körperliches Unwohlsein .... Hunger vielleicht abgerechnet.

„Ei! ei!“ — rief bei seiner Ansicht Grau-Fenchelchen vergnügt — „mein lieber, guter Herr Schirmer .... bringen die vierteljährigen Zinsen, von dem Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen? .... Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen?“

„Mein bester Herr Doktor ....“ hub der Eingetretene traurig an.

Aber Grau-Fenchelchen ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Weiß es schon! .... weiß es schon! .... rief er mit anscheinender Lustigkeit — „sind ein pünktlicher Mann; hätt' Ihnen sonst auch das Geld nicht geliehen.“

Der Mann mit dem vergrämten Gesichte seufzte tief auf: — „Herr Doktor“! sagte er dann und hielt in seiner Verlegenheit Grau-Fenchelchen seine Schnupftabakdose hin.

Fenchelchen nahm eine Priese, dann sagte er kichernd:

„Wissen Sie auch, mein lieber Herr Schirmer, für was die Schnupftabakdosen in der Welt sind?“

Schirmer trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne: — „Ich denke wohl“ .... stotterte er.

„Ich will es Ihnen sagen!“ — rief Fenchelchen freundlich: — „die Tabaksdose ist für manchen Men-

schen ein wichtiges Ding. Sie bewirkt wenigstens, daß er in Gesellschaft nicht ganz blödsinnig erscheint."

Des Mannes Verlegenheit wuchs sichtlich.

„Sie wissen" — sagte Schirmer jetzt — „daß ich Dichter bin, und daß es mir und meiner Familie . . . ."

„Ich weiß! ich weiß! mein lieber, bester, schönster Herr Schirmer!" — rief Fenchelchen immer heiter, indem er dabei Händereibend im Zimmer auf und ab lief — „ich weiß es ja! obgleich die Dichter neun Mütter und einen Vater haben, so ist doch oft schlecht genug für sie gesorgt. Hilft aber alles nichts! . . . . alles nichts! . . . . muß die Zinsen von meinem Kapital haben."

„Das sollen Sie auch!" — sagte der Mann.

„Nun?"

„Nur heute nicht!"

„Muß sein, Charmantester! — muß sein!" — rief Fenchelchen — „der Ordnung wegen. Können ja etwas von Ihren unschätzbaren Gedichten an einen Verleger verkaufen!"

„Verleger!" — seufzte der Dichter. — „Die sind heut zu Tage wie ausgetrocknete Quellen."

„Schlechter Vergleich! . . . . schlechter Vergleich!" — rief Grau-Fenchelchen lachend. — „Verleger sind wie alte geschminkte Damen."

„Wie? . . . ."

„Alte geschminkte Damen!.... Verstehen Sie's nicht?"

Schirmer, dem der Kopf nach ganz anderen Dingen als nach Witzen stand, schüttelte denselben.

„Nun so will ich es Ihnen sagen!" — rief der Doktor. — „Beide legen auf; jene, wenn das Alte abgesetzt ist, — — diese, um das Alte abzusetzen."

In diesem Momente klopfte es abermals an der Thüre, und auf des Dokters Zuruf trat ein nettes Mädchen ein.

„Sieh da, Jungfer Clara!" — sagte der Arzt. — „Was gibt's? was gibt's? Frau Betty doch nicht unwohl?"

„Wenigstens gewaltig aufgeregt!" — sagte das Kammermädchen schnippisch. — „Sie läßt Sie bitten, doch auf der Stelle zu ihr zu kommen!"

„Gut!" — entgegnete der Arzt — „ich komme gleich!"

Clara ging.

„Und nun?" — sagte Fenchelchen dem Dichter zugewandt.

„Haben Sie mit den Zinsen noch vierzehn Tage Nachsicht!"

„Geht nicht, geht nicht!" — rief Grau-Fenchelchen, Hut und Stock nehmend. — „Seh'n Sie sich um .... bin ein armer Mann .... schlechte Praxis, schlechte Praxis .... muß mir einen neuen Rock

kaufen .... warte mit Schmerzen auf die Zinsen!"

„Aber ...."

„Liebster, Bester!" — rief Fenchelchen voll Freundlichkeit und schob den Dichter, wie vorhin den Bauer, mit der größten Liebenswürdigkeit von der Welt der Thüre zu. — „Will Ihnen noch drei Tage Zeit geben; dann aber das Geld .... oder Kündigung des Kapitals ...."

„Das hieße Zwangsverkauf meines Häuschens!"

„Nicht Zwang .... nicht Zwang!" — sagte Fenchelchen, der schon mit Schirmer bis vor seine Zimmerthüre gelangt war, freundlich — „steht ja ganz in Ihrem freien Willen! — Aber jetzt, Adieu, mein Verehrter! Adieu! — Bin gerufen worden, wie Sie wissen. Jeder muß in seinen Geschäften pünktlich sein."

Und mit diesen Worten schloß Fenchelchen seine Thüre ab, legte noch ein großes Vorhängeschloß an dieselbe, rüttelte an beiden Schlössern, um sich noch einmal zu überzeugen, daß er auch wirklich geschlossen habe, und eilte dann der Treppe hinab. — —

Eine halbe Stunde später war Herr Doktor Fenchel bei Betty van Beethoven.

Betty war in der That sehr aufgeregt und unruhig. Pallhorst war seit drei Tagen nicht bei ihr gewesen. Sie frug den alten Freund, der für sie überall seine Kundschafter hatte, ob er ihr über dies seltsame Benehmen des Grafen keinen Aufschluß geben könne?

ob der Graf krank sei? ob etwas besonderes vorgefallen? ob man in der Stadt von keinem Duell spreche?

Grau-Fenchelchen war aber, über alle diese Dinge diesmal so unwissend, daß sich Betty über ihn ärgerte.

„Man kann Sie zu nichts mehr gebrauchen!“ — sagte sie jetzt, verdrießlich zu dem Fenster hinausschauend. — „Sie werden Alterschwach!“

Der Doktor zog wieder einmal den Kopf wie eine Schildkröte ein, rieb die Hände und rief heiter:

„Nicht ich! nicht ich! aber mein Rock!“

„Was habe ich mit Ihrem Rock zu schaffen.“

„Sehr viel!“

„Ich wüßte nicht!“

„Er ist so schlecht, so alt und abgeschabt, daß ich nirgends mehr hingehen kann .... hingehen kann!“

„So kaufen Sie sich einen neuen.“

„Kann nicht .... Praxis ist zu schlecht.“

„Und was klagen Sie das mir?“

„Soll ich nicht für Sie alle mögliche Dinge besorgen? überall hinlaufen? .... überall hören? .... nach dem Grafen, ... nach Ihrem Sohne ..... nach .... da! schauen Sie einmal, Vortrefflichste, kann ich das mit diesem Rock?“

Betty blickte um: Grau-Fenchelchen stand

aber jetzt wirklich so erbärmlich in Kleidung, Haltung und Gesichtsausdruck vor ihr, daß sie ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Es ist wahr," — sagte sie — „ich selbst muß mich Ihrer schämen."

„Hätt' ich einen besseren Rock, so würde mich auch Herr Del Rio als Arzt behalten."

„Und will er das nicht?"

„Ich sehe ihm für sein vornehmes Institut zu ärmlich aus."

„So würde ich auch Ihre Vermittlung bei meinem Kinde verlieren?"

„Allerdings!" — sagte Fenchelchen die Achseln zuckend.

Eine Pause entstand. Betty's Züge verfinsterten sich mehr und mehr. War es ihr doch nur durch den kleinen schlauen Doktor möglich gewesen, ihren Sohn von Zeit zu Zeit heimlich zu sehen, oder ihm durch Fenchelchen in's Geheime Geld in Ueberfluß zuzustecken. Sollte der Doktor die Kundschaft des Del Rio'schen Institutes verlieren, blieb ihrem Mutterherzen jede Vermittelung mit dem Sohne abgeschnitten.

So klug war sie freilich, um zu wissen, was ihr alter Freund — den sie durch und durch kannte — mit der ganzen Geschichte beabsichtigte; aber sie wußte auch, daß ihn sein, mit dem Alter bis zum Widerlichen gewachsener Geiz in der That nicht erlauben

werde, einen neuen Rock zu kaufen. Ihr Entschluß war daher rasch gefaßt. Plötzlich zu der alten Heiterkeit zurückkehrend, beauftragte sie ihn unter Scherz und Lachen, sich auf ihre Rechnung einen Rock machen zu lassen, bat ihn aber zu gleicher Zeit, ihr alsdann auch sofort den Gefallen zu thun und Erkundigungen über das räthselhafte Ausbleiben Pallhorst's einzuziehen.

Grau-Fenchelchen's Augen leuchteten in Seligkeit.

„Soll geschehen! .... soll geschehen! ....“ rief er, küßte Betty's beide Hände und eilte von dannen.

Indeß verstrich Stunde auf Stunde, ... Grau-Fenchelchen kam nicht zurück. Betty's Unruhe mehrte sich sichtlich. Sie lief in ihrer Wohnung, bald hier, bald dahin, ergriff bald diesen, bald jenen Gegenstand; rief Clara und schickte sie wieder weg; .... es war ein ganz eigenthümlich beengendes, ja selbst niederdrückendes Gefühl was sie überkam.

Jetzt wieder stand sie am Fenster und schaute der Straße entlang nach dem Doktor, oder der Equipage des Grafen, oder einem, in der Pallhorst'schen Liverée daher eilenden Lakaien spähend. Aber nichts der Art ließ sich sehen; dagegen erschrack sie fast, als in diesem Augenblicke ein Knabe, den sie schon die Straße daher hatte laufen sehen, unangemeldet und athemlos hereinstürzte und ihr einen Zettel hinhielt.

Es war ein schmutziger Wisch Papier auf dem in flüchtigen Zügen, von der Hand des Doktors geschrieben, die Worte standen:

„Eilen Sie, so schnell als möglich, mit dem „ersten besten Miethwagen nach dem Gute des Grafen „Gallenberg. Von dort aus, eine halbe Stunde „nach St. Pölten zu, liegt ein kleiner Wald. Wenn „Sie denselben noch zeitig genug erreichen, kann „vielleicht großem Unheil vorgebeugt werden. Ihre „ganze Zukunft steht auf dem Spiele."

Dr. F.

„P. S. Dem Ueberbringer eine kleine Belohnung."

Betty erbebte. Hatte das Duell zwischen Gallenberg und ihrem Schwager stattgefunden? — War Beethoven gefallen? ..... war die Entziehung ihres Sohnes und ihre eigene öffentliche Beschimpfung gerächt? — War Pallhorst an der Sache betheiligt? ..... warum alsdann gegen alle Absprache? ..... und wie? ..... Warum hatte er ihr kein Wort darüber mitgetheilt?

Alle diese Fragen drängten sich Betty mit einemmale und so stürmisch auf, daß sie einen Moment wie versteint dastand; aber auch nur einen Moment. Dann erinnerte sie sich der Worte: „Ihre ganze Zukunft steht auf dem Spiele!" — warf dem Knaben ein Geldstück hin, schellte, befahl Clara nach einem Wagen zu laufen und eilte selbst, Hut und Shwal zu nehmen.

Eine viertel Stunde später war Frau Betty auf dem Wege nach dem Gute des Grafen Gallenberg und dem beschriebenen Walde.

Sie befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung. Nicht als ob der räthselhafte Vorfall ihr Herz berührt hätte — es sei denn durch den süßen Gedanken, daß ihr vielleicht an ihrem Todfeinde, an Ludwig van Beethoven, Rache geworden! Sie war nur einerseits gespannt und aufgeregt; andererseits calculirte ihr kalter Verstand — mit einem peinlichen Hin- und Herrathen nach dem Rechten — über das auf dem Spiele stehen ihrer Zukunft!

Frau Betty hatte eigentlich nie dasjenige gehabt, was man so gewöhnlich hin „Herz" nennt. Derbe Sinnlichkeit bildete von jeher die Grundlage ihres Wesens und dominirte ihr ganzes Sein. Als es mit der Zeit einen ernsteren Kampf mit dem Schicksale erforderte, diese Vergnügen und diese Genußsucht genügend zu befriedigen, trat bei ihr der kalte, berechnende Verstand als einziges Hülfsmittel zur Erreichung dieser Lebensaufgabe bedeutend hervor. Es ging ihr wie so vielen derartigen Menschen: sie wollen zuerst ihres Lebens sicher sein, und dessen Fundament steigend sicherer gründen. Mit hellem Auge und immer wacher Klugheit blickte sie daher mit dem Zunehmen der Jahre vor sich, mit Interesse nur dasjenige beachtend, was

sie als Baumaterial zu einer angenehmen Existenz gebrauchen konnte.

Jetzt hatte sie eine solche erobert .... und diese sollte auf dem Spiele stehen? daß sie das warum und wieso nicht jetzt schon errathen konnte, machte ihr die augenblickliche Fahrt zur unerträglichen Pein.

Sie versprach doppeltes, dreifaches Trinkgeld, wenn sie schnell an Ort und Stelle käme.

Endlich war das Gallenberg'sche Gut erreicht.

Sie sah im raschen Vorbeifahren einen bepackten Reisewagen vor dem Schlosse stehen. Er war noch nicht bespannt; aber ein Postillon mit vier Pferden stand neben demselben .... augenscheinlich den Befehl zum Anspannen erwartend.

Jetzt ging es der Straße nach St. Pölten entlang. Eine viertel Stunde und es zeigte sich in nicht allzugroßer Ferne das Wäldchen.

Auch an dessen Saum stand ein Reisewagen. Es blieb also kein Zweifel übrig: hier war der, durch den Grafen Pallhorst zwischen Ludwig van Beethoven und dem Grafen Gallenberg aus Rachsucht provocirte Zweikampf im Gange.

Aber was sollte Betty dabei?

Warum hatte ihr Pallhorst von der ganzen Sache nichts Näheres mitgetheilt, wie doch zwischen ihr und ihm die Verabredung war? Konnte nicht am Ende gar ihre Dazwischenkunft hemmend eingreifen?

Sie war im Begriff dem Kutscher „Halt“ zu gebieten ..... da ..... „Ha! das war ein Schuß ..... noch einer!“

Betty erbleichte. Die Würfel waren gefallen! ob blutig? ob tödtlich? und für wen?

„Zufahren! zufahren!“ — rief Betty, fast athemlos dem Schlage hinaus.

Aber die erschreckten Pferde bäumten sich schnaubend, als ob eben der Schatten des Todes kalt und eisig an ihnen vorübergleite.

Der Kutscher, der nun wohl auch merkte, um was es sich handle, hieb auf sie. Sie bäumten sich noch einmal, bliesen wild durch die Nüstern, schüttelten die Mähnen, zogen an und flogen im Galopp davon.

Als der Wagen den Saum des Waldes erreicht, hielt er. Betty sprang heraus. Ein Bauernknabe hatte sie erwartet und winkte ihr. Sie folgte ihm so rasch sie konnte, stumm und jetzt wieder mit jenem seltsamen Gefühle der Angst, das sie schon diesen Morgen einmal überkommen. Sie sprach sich indessen selbst Muth ein; denn sie war überzeugt, ihren Schwager in seinem Blute schwimmend zu finden. Wie sollte der, allen Welthändeln fremde Mann der Töne, dem, in allen edelmännischen Uebungen so bewährten Grafen Gallenberg gewachsen sein?

Jetzt öffnete sich der Waldweg ... eine Lichtung erschien, ... richtig! ... dort unter der großen ge=

waltigen Eiche befanden sich Menschen!... Triumph! ihr scharfes Auge erkannte sogleich Gallenberg und neben ihm den Fürsten Nicolaus von Galitzin. Der Graf.... ha!.... er beugte sich jetzt über einen dunklen Gegenstand, der am Boden und... wenn sie recht sah... mit dem Haupte in dem Schooße des Doktor Fenchel lag. Noch einige Männer gehörten zur Gruppe.

Betty hielt einen Augenblick inne, die Füße versagten ihr den Dienst: Ludwig van Beethoven, ihr Schwager, ihr Todfeind, der Räuber ihrer Ehre und ihres Kindes... war also gefallen!

Sie bedurfte wirklich einiger Minuten, um sich zu fassen. Es war eine Freude, die ihr Herz und Seele durchdrang, und doch fühlte sich diese Freude wie ein kalter Schauer an. Aber man hatte sie bemerkt; sie mußte jetzt vorwärts.

Als Doktor Fenchel sie kommen sah, legte er das Haupt des Hingestreckten in den Schooß eines Dieners und überließ den Verband einem anderen Manne — wahrscheinlich einem zweiten Doktor.

„So ist er noch nicht todt!" — dachte Betty und biß sich auf die Lippen.

„Sie kommen zu spät!" — sagte Fenchel in diesem Augenblicke die Hände reibend, aber doch ohne das ihm sonst so eigene Lächeln.

„Ist er todt?“ — frug Betty halblaut, und ihre bleichen Lippen zitterten.

„Noch nicht!“ — entgegnete der Arzt — „aber er hat höchstens noch eine Stunde.“

„Und wird mich mein Schwager noch erkennen?“ — frug Betty finster.

„Wer?“ — meinte der Arzt.

„Nun, Beethoven?“

Der Doktor nahm die Dame schweigend bei der Hand und führte sie näher. Aber Betty's Füße waren wie mit Blei ausgegossen. Es kam ihr vor, als höbe sich dicht bei dem Sterbenden der Schatten eines Dämons aus der Erde, der in der rechten Hand eine Wage emporhalte.

Aber es war nichts als eine vorüberziehende Schwäche, die auf Momente die Sehkraft ihres Auges verdunkelte. Jetzt faßte sie sich wieder, schlug — schon der gegenüberstehenden Herren wegen — die Augen auf, . . . aber in demselben Augenblicke entfuhr ihr ein Schrei . . . es war nicht Beethoven, der da bleich, mit Blut bedeckt, sterbend vor ihr lag . . . wohl aber . . . Pallhorst.

„Was ist das?!“ — rief sie jetzt, ebenso todtenblaß, als der neben ihr Hingestreckte, und in ihren weitgeöffneten Augen wechselte schnell der Ausdruck höchster Ueberraschung mit dem des Zornes und der Wuth. Ihr Herz verlor an dem Grafen nichts . . .

aber ihrer Rachsucht war das Opfer entgangen . . . ihrer glänzenden Zukunft die Spitze abgebrochen.

„Was ist das?“ — wiederholte sie, mit dem Ausdruck einer Megäre, — „wer ist der Mörder des Grafen?“

Aber in diesem Augenblicke wendete sich Graf Gallenberg ab.

„Kommen Sie!“ — sagte er zugleich zu dem Fürsten Galitzin — „gehen wir. Die Scene wird unwürdig. Das ist die Schlange, von der all' dies Unheil ausgeht.“

„Aber sie ist hübsch!“ — entgegnete der Fürst und folgte nur langsam dem Grafen, indem er noch verschiedenemale nach Betty zurückblickte.

Pallhorst war unterdessen etwas zu sich gekommen. Als er Betty erblickte, rief er sie leise bei ihrem Namen.

Sie kniete zu ihm nieder.

„Ich habe mich“ — flüsterte Pallhorst — „in der eigenen Schlinge gefangen. Die Sache . . . mit Beethoven und der Gräfin . . . war unschuldig! . . . Der Graf . . . war beleidigt . . . und forderte . . . Ich wollte Ihnen davon nichts sagen . . .“

Pallhorst konnte nicht weiter reden. Der Blutverlust führte eine neue Ohnmacht herbei.

Betty brütete in stiller Verzweiflung. Ihre Lippen bluteten, so biß sie sich auf dieselben. Sie hatte also

in dem Grafen ihre Existenz selbst geopfert. Sie sprach kein Wort, ließ sich aber durch Dr. Fenchel leiten. Dieser schlug den Weg nach dem Gallenberg'schen Gute ein; denn dahin sollte, nach Gallenberg's eigenem Befehl der Sterbende durch seinen Hausarzt gebracht werden.

Als sie in den Wagen gestiegen, der Betty heraus gebracht, ward Fenchelchen, dem die Situation, in die man ihn gegen seinen Willen hineingezogen, unaussprechlich odieus war, etwas gesprächiger. Er erzählte — obgleich Betty kein Wort davon hörte — daß man ihn, als er um Erkundigungen einzuziehen in das Palais des Grafen Pallhorst gekommen, gezwungen, als Arzt eine eilige Tour mitzumachen.

Betty hörte nicht. Fenchelchen rückte unbehaglich hin und her. Er hatte es, trotzdem daß er Arzt war, mit solchen Dingen nicht gerne zu thun.

„Ich trage die Schuld an des Grafen Tod!" — sagte jetzt Betty im tiefen Nachdenken mit sich selbst sprechend, halblaut vor sich hin.

„Ei, ei, ei!" — entgegnete Fenchelchen — „was soll das nun heißen: Sie sind an nichts schuld; ... der Mensch ist überhaupt an nichts schuld. Es gibt gar keinen freien Willen und somit auch keine Zurechnungsfähigkeit für den Menschen ... gibt keine, gibt keine."

Betty verharrte in ihrem düsteren Brüten.

„Sie glauben's nicht?“ — fuhr Fenchelchen fort, der sich jetzt selbst gerne sprechen hörte, um die peinliche Stimmung zu überwinden, in der er sich befand. „Wir sind in keinem Augenblick Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig, als wir Herren sind darüber: daß unsere Nieren eben absonderen, oder nicht absonderen sollen ... nicht absonderen sollen. Der Organismus kann sich ja nicht selbst beherrschen ... nicht selbst beherrschen, das thut das Gesetz der materiellen Zusammensetzung.“

In diesem Augenblicke fuhr der vierspännige Reisewagen vorüber, den Betty vorhin vor dem Schlosse des Grafen Gallenberg hatte halten sehen. Er war schwer bepackt, was auf eine weite Reise schließen ließ. In seinem Inneren saß ein Herr und eine sehr bleiche, bleiche Dame: der Graf und die Gräfin.

Betty bemerkte in ihrem Brüten nichts von dem Allem: sie dachte an ihre nächste Zukunft und wie sich diese nun gestalten werde.

Fenchel fuhr fort:

„Ist alles nichts! ist alles nichts! ... gibt acute Hirnkrankheiten — ohne Fieber — wie es chronische gibt. Wer stiehlt, sei es nun, weil ihn der Hunger oder eine andere menschliche Begierde krank macht; wer in eifersüchtiger Aufwallung den Mann tödtet, der ihm sein Mädchen, seine Frau, zur Untreue verführte,

oder den Förster, dessen Strenge er zu fürchten hat, . . . der ist so gut krank vor Hunger, vor Habgier, vor Eifersucht oder Furcht, wie das Mädchen, das in Folge einer krankhaften Entwicklung zur Brandstifterin wird, oder wie jene Frau, die während der Schwangerschaft einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen vergeblich bekämpft. Ist alles Krankheit! . . . alles Krankheit! Zurechnungsfähig im alten Sinne ist kein Mensch! . . . kein Mensch!" . . .

Sie waren auf dem Gute angekommen; man wieß sie nach einem Pavillon. Da sich ein Priester darin befand, bereit dem Sterbenden das Sakrament zu ertheilen, und der Wagen mit dem verwundeten Grafen, des langsamen Fahrens wegen, noch nicht eingetroffen war, blieb Betty haußen.

Der Gedanke: ob Pallhorst sie auch wirklich, wie er ihr oft gesagt, in seinem Testamente bedacht, beschäftigte sie.

Endlich kam der Wagen. Der Sterbende wurde leise und sorgfältig herausgehoben und in den Pavillon getragen. Hier, zwischen den corinthischen Säulen, die die Kugel eines Rondells trugen, war ein Ruhebett angebracht, auf welches man den Grafen niederließ. Er war fast schon eine Leiche.

„Und keine Hoffnung mehr?" — frug Betty, die jetzt ebenfalls eingetreten war, den Arzt des Grafen Gallenberg.

„Keine!“ — sagte dieser bestimmt. — „Er hat nur noch Minuten.“ — Und sich zu dem Geistlichen wenwendend bat er diesen mit der Ertheilung des Sterbesacramentes zu eilen.

Der Priester näherte sich dem Ruhebette; alle Uebrigen traten ehrfurchtsvoll zurück. Das kalte Wehen des Todes erfaßte sie und schüttelte ihre Herzen mit dem Gedanken an den eigenen Hintritt.

Der Priester begann sein Werk . . . aber . . . der finstere Engel der Vernichtung begann auch das seine. Der Todeskampf hob an und prägte sich schrecklich . . . furchtbar . . . Entsetzen erregend in den von allen Lastern verzerrten Zügen des Grafen aus.

Alle Anwesenden sanken betend auf die Kniee; auch Betty, die am ganzen Leibe zitterte; — Fenchel war leise hinausgeschlichen. —

Der Priester betete eintönig — der Sterbende röchelte — — warf das Haupt in unbändiger Angst bald hier, bald dorthin . . . während die Finger wie krampfhaft auf der Decke, die man über ihn gebreitet, griffen, . . . als suchten sie einen rettenden Halt.

Plötzlich schlug der Graf die Augen auf . . . das Bewußtsein kehrte zurück . . . aber in demselben Augenblicke schrie er auch wie wahnsinnig: „Ha! . . . Verflucht! . . . verflucht! . . . sein Geist!“ — bäumte sich, daß die Verbände rissen und das Blut in Strömen

hervorstürzte — that einen pfeifenden gellenden Athemzug — — — und war nicht mehr.

Sein Blick war in dem letzten Momente auf die Büste von weißem Marmor gefallen, die seinem Lager gerade gegenüber stand, es war die Büste: Ludwig van Beethoven's!

Vergessen!

„Vergehen und vergessen!“ — wie unendlich viel liegt doch in diesen beiden kleinen Wörtchen!

Was gibt es denn auf der Welt und in diesem Leben, was in dem ganzen Universum, das nicht — wenigstens anscheinend — vergeht und vergessen wird? Alles wechselt, Alles ist wandelbar, ist dem Einflusse der Zeit unterworfen.

Sterne, die vor Jahrhunderten da oben am Himmel leuchteten, sind erloschen! Welten und Sonnen verschwanden aus dem Reigen der lichtblitzenden Himmelsfunken, wie die Rose verwelkt im Kranze ihrer duftigen Schwestern. Und ist unsere Erde nicht selbst der Schauplatz ewigen Wechsels? Wo sonst auf ihr des Meeres Wogen rollten, da wirbelt der Sturmwind jetzt Wolken Staubes auf, und wo ehedem blühende Fluren dem Sterblichen entgegenlachten, da ziehen jetzt mit schwellenden Segeln reichbeladene Schiffe.

Wenn aber Himmel und Erde dem Sturme nicht zu widerstehen vermögen, in welchem die Zeit in ewigem Wechsel dahinbraust, um wie viel weniger noch wird die kleine Menschenwelt einer unaufhörlichen Umgestaltung fremd bleiben?

Wer erlebte diese Wahrheit nicht in und an sich selbst? wer erlebte sie nicht in und an seiner Umgebung?

Reiche kommen und gehen; Throne werden aufgebaut und stürzen zusammen; neue Gesetzgebungen, eben erst mit Jubel begrüßt, verdrängt der Hohn der nächsten Jahre!

Aber was läge daran, wenn dieser Wechsel nur immer zum Guten wäre — ein Zeichen des Fortschrittes, ein Merkmal des ewigen Ringens nach Vollendung.

Die Sterne da oben erlöschen; aber andere tauchen aus der unendlichen Tiefe des Himmels hervor, und das bewaffnete Auge ist Zeuge, wie aus den Nebeln des Urstoffes neue Welten sich bilden.

Die Oberfläche der Erde hat ihre Gestalt verändert: aber ... ist sie denn nicht wohnlicher für den Menschen geworden? Ernährt nicht jetzt der kleinste Raum mehr, als sonst weite Strecken? Hat der Mensch sie nicht gezwungen, ihm alle ihre Gaben mitzutheilen? aus ihrem innersten Schooße ihm Schätze zu spenden? Hat er nicht Wege sich gebahnt, über

ihre höchsten Höhen und durch ihre unwirthbarsten Einöden? Hat er nicht die den Verkehr hemmenden Räume überwunden? und durch die Erfindung einer blitzesschnellen Bewegung und Mittheilung die weitesten Fernen nahe gebracht?

Die großen, von grausamen Eroberern gewaltsam zusammengebrachten und zusammengehaltenen, Rohheit und Barbarei nährenden Reiche mußten in kleinere Staaten zerfallen, damit jede Nation ihre Eigenthümlichkeit entwickeln und somit die gemeinsame Bildung der Menschheit befördern konnte.

In den, durch endlose Kriege und Verheerungen, durch Knechtschaft und geistige Verdunkelung herabgewürdigten Völkern, mußte die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande — nach Wahrheit, Freiheit und Menschenwürde — erwachen und die Edelsten unter ihnen ringen und trachten, ihrer Rechte, ihrer Bestimmung sich bewußt zu werden; es mußte der Wahn und der Irrthum sich steigern, damit die Vernunft aus ihrem Schlummer erwache: den Geist erleuchte, das Herz erwärme, die Sitten veredele und das Leben im allgemeinen läutere und hebe.

Darum folgte eine Gesetzgebung der anderen, und jede drang tiefer ein in den Geist der Humanität.

So ist es im großen Ganzen und von den Höhepunkten der Geschichte auf die Vergangenheit herabgesehen.

Aber wie ganz anders gestalten sich scheinbar die Dinge oft, wenn wir uns mitten im Gedränge und Gewoge der Gegenwart umschauen! Treten uns da nicht gar häufig Zeiten entgegen, wo der höhere Sinn und das edlere Wesen der Menschheit vollständig unterdrückt und zurückgedrängt scheinen? Wie schwer ist es dann, daß die Menschen recht abwägen, was man aufopfern müsse, gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die rechten Mittel nicht zu verschmähen!

Freilich sollte dasjenige, was die Menschen einmal für groß, edel und schön erkannt haben, auch für alle Zeiten in ihren Augen groß, edel und schön bleiben; aber leider darf auch hier die Mode mitreden, dies Schooßkind menschlicher Schwachheit!

Alles ist dem Wechsel unterworfen!... so war es denn auch die Gesinnung und der musikalische Geschmack der Wiener.

Mit Staunen, mit Begeisterung, mit Jubel und Entzücken hatte man seiner Zeit die deutsche Musik, die deutsche Oper und ihre strahlenden Größen: Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven begrüßt.

Für letzteren gab es sogar in Wien einen wahrhaften Cultus, der an Vergötterung streifte.

Waren es nicht die ersten der Nation, die Ludwig van Beethoven geradezu auf den Händen trugen? Standen an der Spitze seiner zahllosen Verehrer nicht

alle Größen des Adels, der Wissenschaft und Künste? Gehörten ihm nicht die Herzen Aller? War es nicht der Stolz des geringsten Wieners: Beethoven zu seinem Mitbürger zu zählen?

Seit Gluck's und Mozart's Tod schwärmte man in Wien für die deutsche Oper; seit Händel und Haydn für die deutschen Oratorien; seit Beethoven für die Symphonie! Aber den Sieg der Siege trug doch letzterer zu den Zeiten des Congresses davon; — zu jenen Zeiten, da Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, ja die ganze Masse der diplomatischen und militärischen Congreß-Größen um seine Gunst sich mühten; — da er, wie ein „Groß-Mogul" in den Sälen des Erzherzogs Rudolph und des Fürsten Rasumowsky, die Huldigungen der Potentaten Europas entgegen nahm. Zu jenen Zeiten des großen Beethoven-Conzertes, da sich jauchzend alle Welt erhob, ihn, Ludwig van Beethoven, als die unumschränkte Majestät, als den erhabensten Herrscher im Reiche der Töne anzuerkennen!

In der That! Beethoven stand von jener Zeit an, der öffentlichen Meinung gegenüber, wie ein Fürst da! — Nie hatte bis dahin ein Musiker diese schwindelnde Höhe stolzer Anerkennung erreicht, ... nie wird sie einer jemals wieder erreichen!

Und wie stand es denn jetzt, zehn Jahre später, in Wien?

Die deutsche Musik war bei den Wienern der italienischen erlegen!....

Ludwig van Beethoven war .... über Rossini.....von der Menge vollständig vergessen!

„Seit einigen Jahren — sagt in dieser Beziehung sein Freund und Biographe, Capellmeister Schindler, — „hatte die italienische Oper in Wien Besitz genommen von jenen der Tonkunst geweihten Hallen, in welchen seit Gluck's Zeiten deutsche Musik gehegt und gepflegt wurde, und wenn gleich die Zeichen der Zeit in den letzten zehn Jahren bereits sehr dem Sinnlichen und Materiellen sich zuzuneigen schienen, so regte sich doch noch in der Masse des Wiener Publikums so viel edler Stoff, daß, wollte man nur an dem Vaterländischen mit Ernst und Treue festhalten, es niemals gelungen wäre, dasselbe von dem heimischen Boden zu verdrängen, oder richtiger: zu vertreiben! hatte die deutsche Oper doch noch so manche feste Stütze unter ihren Priestern, die bei einem allgemeinen Zusammenhalten noch lange dem fremden Andrange widerstanden, und das Haus vor dem nahen Falle bewahrt hätte. Die Administration aber schien die Zeit und ihre Anforderungen nicht recht erfaßt zu haben, um mit Umsicht nachzugeben, und so am Wesen der Sache eigentlich nichts zu ändern. Somit wurde das Publikum ungeduldig, und als das erste ita-

lienische Solfeggio in jenen Kunsthallen sich vernehmen ließ, war auch die Verabschiedung der deutschen Oper so gut als unterzeichnet.

Jetzt riß der Strom Alles bewußtlos mit sich fort: geht es der Hölle oder dem Himmel zu? . . . Niemand fragte, denn alles war ja von den Rossini'schen Rouladen trunken, bezaubert, außer sich!"

Und Beethoven?! . . . . Als Herrscher in seinem Reiche war er von der Menge, der vornehmen wie der bürgerlichen, so gut als vergessen, . . . vergessen —, als hätte er nie existirt! und keine andere Ehrenbezeugung wurde ihm mehr zu Theil, als die äußere Achtung, ein ehrfurchtsvolles Beiseitetreten selbst der höchsten Personen, wenn er seines Weges ging.

Wie tief, wie furchtbar mußte dieser ominöse Zustand der Dinge in Beethoven's Herz einschneiden; wie namenlos schwer mußte er auf seiner Seele lasten. Er verstand und begriff es ja nicht das Wesen dieser armseligen, nur immer an der leichtgekräuselten Oberfläche des Lebens schwimmenden Menschen, die jetzt — nach der stürmischen Napoleonischen Zeit — ihre Restaurations-Periode feierten. Sie wollten sich wieder einmal recht wohl sein lassen nach alter Art: ihre Nerven beruhigen, ihren Geist entspannen, die edle Musik als eine gefällige liebliche Sklavin betrachten, die ihnen die Langeweile artig vertreibe, wenn sie —

nach eingenommenen schwelgerischen Diners — in ihren Theaterlogen zur Verdauung ausruhten.

Rossini wurde ihr Abgott .... Beethoven wurde verlassen und ....vergessen!*)

Aber mit welchem ungeheuren bis dahin nie dagewesenen Aufwande zog auch die italienische Oper gegen die deutsche in das Feld?!.... durch welche eminente Kräfte bahnten sich die schmeichelnden, von sinnlichem Reize getragenen Melodien Rossini's den Weg zu der Weltherrschaft? Die damals in Wien anwesende italienische Opern-Gesellschaft zählte zu ihren Mitgliedern: Lablache, Donzelli, Rubini, Paccini, Ambrogi, Ciccimarra, und die Damen: Fodor-Mainville, Dardanelli, Ekerlin, Sonntag und Caroline Unger.

Wen sollte da der Zauberrausch wundern, der fast ganz Wien in jenen Zeiten umstrickte? — — Beethoven, der große, der gewaltige Beethoven, ward darüber so total vergessen, daß selbst „die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates", die bereits zehn Jahre bestand, und in diesem Zeitraume schon mehrere einheimische und fremde Künstler zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte, — jetzt nachträglich und unter der Hand auf den Gedanken

---

*) Schindler: S. 143 u. ff. Marx: a. a. O. II. Th. S. 262 und 318. Oulibichcff: pag. 81.

kam, daß es doch eine Schande für sie selbst sei, wenn sie ihren großen Mitbürger Ludwig van Beethoven nicht auch zu ihrem Ehrenmitgliede mache. So that sie es denn endlich. Aber die Kränkung schnitt Beethoven so tief in die Seele, daß er das Diplom sogleich zurückschicken wollte. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu bereden: es stillschweigend und ohne Antwort hinzunehmen. *)

Aber freilich? ward er denn auch verstanden, der große, gewaltige, der Erde entrückte Genius? .... er, der in seinen colossalen Tonschöpfungen mit kühner Hand die eisernen Pforten aufriß, die in das Reich des Ungeheuren und Unermeßlichen führen?! Glühende Blitze zucken durch dieses Reiches finstere Nacht und zeigen Riesengestalten die gespenstrisch auf- und abwogen, die uns enger und enger einschließen, die uns zu vernichten drohen .... und doch plötzlich in den Himmel heben.

Freilich schauderten sie und schauern noch zurück, die kleinen Seelen, vor dem allgewaltigen, vor dem gigantischen, vor dem furchtbaren Geiste, der bei Beethoven's großen Werken oft wie aus einer Wetterwolke heraustritt und die Gemüther mit zermalmender Wucht erfaßt.

---

*) Schindler. S. 135. Das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm hatte er bereits in den Herbstmonaten des Jahres 1822 erhalten.

Freilich verstehen sie sie nicht, diese wunderbaren contrapunctischen Verschlingungen, die sich doch wieder zu einem so herrlichen Ganzen verknüpfen.

Freilich rauschen ihnen diese tönenden Meereswogen wie eine geniale Rhapsodie vorüber; aber wo wäre denn das Gemüth, das die holden Syrenenstimmen jener in bunter Mannigfaltigkeit prangenden Sätze nicht erfaßten und tiefer und immer tiefer in diese Geisterwelt hineinlockten. O seht, seht! Wie hier seltsame Gestalten einen gespenstischen Tanz beginnen; — wie sie bald funkelnd, bald blitzend, auseinanderfahren und sich in Gruppen jagen und verfolgen. Horche entzückte Seele, der zauberhaften Sprache dieses Geisterreiches und lerne sie verstehen, alle die großen göttlichen Ahnungen, Gedanken und Gefühle, die sich hier erfassen, und mit magischer Gewalt emporheben über der Erde kindischen Tand; die dich — wenigstens auf Momente — mit Staunen und Entzücken blicken lassen in die Tiefen des geistigen Lebens eines der größten, gewaltigsten und genialsten Menschen! — — —

Beethoven hatte eben die Augen aufgeschlagen. Sein Schlaf war heute kurz und unruhig gewesen: theils, weil er bis nach Mitternacht componirt, theils auch, weil die Stürme der kalten Winternacht so wild und unwirsch um das alte baufällige Haus getobt, in dem er hoch oben wohnte. Aber es war jetzt noch zu dunkel und zu kalt im Zimmer, um aufzustehen: zu

dunkel, weil es erst sechs Uhr war und die Wohnung ohnedem, selbst an hellen Tagen um die Mittagszeit, kaum so viel Licht durch die kleinen Fenster erhielt, daß man bequem lesen konnte; — zu kalt, weil Frau Schnaps mit Vorbedacht noch kein Feuer in den Ofen gemacht hatte: Beethoven sollte nicht schon wieder aus den Federn.

Der Maestro drehte sich daher noch einmal auf die Seite, drückte die Augen zu und versuchte zu schlafen.

Eine viertel Stunde später kniete Frau Schnaps vor dem Ofen und bemühte sich Feuer anzumachen. Die gute Frau blies und blies, aber es wollte nicht ziehen, und der Rauch schlug in dichten Wolken zurück, so daß auch sie sich mit geschlossenen Augen zurückbiegen und die Thränen aus diesen sich wegwischen mußte.

In diesem Augenblicke kam Kugler, der die Semmel zum Frühstück geholt hatte, die Treppe herauf. Aber das arme blasse, eingefallene Schneiderlein keuchte und schnaufte gewaltig bei Ueberwindung der zwei und siebenzig Stufen, die zu der Wohnung seines Herrn führten.

„Ach Gott!" — stöhnte er jetzt, als er Frau Streng ansichtig wurde, und blieb nach Athem schnappend auf der obersten Stufe stehen — „wenn das verfluchte Logis ..... nur nicht so grausam

hoch wäre. Ich ..... ich hole mir ..... hier noch die Schwindsucht!"

„Und ich ersticke in dem verfluchten Rauchfang noch!" — rief Frau Schnaps wild. — „Da seh' nur ein Mensch, wie das wieder raucht! .... Alles voll: Vorplatz, Küche, Zimmer! .... Ach, du meine Güte, das wird wieder eine schöne Geschichte geben, wenn der Herr erwacht. Dann bin ich wieder an allem Schuld! .... verstehe kein Feuer anzumachen .... hab' keine Aufmerksamkeit .... kein Gefühl für ihn ...."

Eben schellte es im Ziumer mit furchtbarer Gewalt.

„Da haben wir's!" — rief Frau Streng entsetzt und sprang auf. — „Jetzt geht's wieder los!"

„Das sich Gott erbarm'!" — stöhnte Kugler und kratzte sich seufzend hinter den Ohren.

„Frau Schnaps! Frau Schnaps!" — ertönte jetzt Beethoven's Stentorstimme aus dem Schlafzimmer heraus — „in allen Drei-Teufels Namen, will Sie mich ersticken! oder hält Sie mich für einen Schinken, daß Sie mich so einräuchert!"

„Grundgütiger Gott!" — sagte Frau Streng fast weinend zu Kugler — „das geht jetzt, so lang wir hier wohnen, alle Morgen so!"

„Aber warum ziehen wir denn nicht aus?" — frug Kugler.

„Warum?" — wiederholte die Haushälterin und schnitt Kugler ein Gesicht, das, durch seinen blöd-

sinnigen Ausdruck, des Schneiders eigenen Blödsinn darthun sollte. — „Warum? .... darum!“

„Frau Schnaps!“ — donnerte es wieder aus dem Schlafzimmer. — „Heidensapperment! mach' Sie mir die Fenster auf .... oder ich ersticke!“

Die Haushälterin holte noch einmal tief Athem, raffte ihre Energie zusammeu und ging in die Löwenhöhle.

Beethoven hatte allerdings vollkommen recht. Das ganze Schlafzimmer war so voll Rauch, daß man kaum athmen konnte.

„Aber was macht Sie denn wieder!“ — schrie jetzt Beethoven in voller Verzweiflung, — „ist jetzt bald tausend Jahre alt und kann noch kein Feuer anmachen?“

Die Haushälterin zuckte die Achseln.

„Ist wieder nicht Ihre Schuld!“ —

Frau Streng schüttelte mit dem Kopfe.

„So sag' Sie's dem Hausherrn.“

„Ja wohl!“ — brummte die Alte vor sich hin. — „Dem groben rohen Menschen, der selbst den Herrn Beethoven wie einen Taglöhner behandelt.“

„Was?“ — schrie Beethoven, der natürlich nichts gehört hatte.

Frau Streng schwieg und öffnete das Fenster.

„Ich ziehe heute noch aus!“ — rief Beethoven. — „Nach dem Frühstück sucht Sie mir ein anderes Logis! Hört Sie, Frau Schnaps, ... und nicht so

hoch, nicht so dunkel, wie hier! .... etwas Sonne .... und vor allen Dingen keinen Rauch!"

Die Alte seufzte tief auf und stellte das Licht auf den Tisch.

„Hat Sie mich verstanden, Schnapsin!" — rief Beethoven weiter.

Ein langer trauriger Blick fiel aus den Augen der Haushälterin auf ihren Herrn. Dann ging sie nach dem Conversationsbuche, das auf dem Schreibtische in der Nebenstube lag, nahm den Bleistift und schrieb hinein:

„Der gute, gnädige Herr hat wohl vergessen, daß uns der Hauseigenthümer nicht hinausläßt, weil wir noch zwei Quartal Miethzins schuldig sind."

Beethoven las; dann warf er das Buch weit von sich, seufzte tief auf und legte sich schweigend auf die andere Seite.

In den Augen der Frau Schnaps standen, als sie das Buch wieder aufnahm, ein Paar dicke heiße Thränen.

„Ach!" — sagte sie mit gepreßter Stimme — „wie gerne wollte ich die Miethe von meinen Ersparnissen bezahlen; aber der Unmensch von Hausherr fordert ja den ganzen Jahreszins .... und .... dann haben wir nichts zu essen."

Beethoven that, als schlafe er wieder ein und da sich der Rauch etwas verloren hatte und durch das offene Fenster eine schneidende Kälte eindrang, schloß es die Haushälterin jetzt wieder und schlich hinaus.

Des Meisters Brust hob sich schwer. Er dachte an seinen lieben Bruder Johann, den „Hirnfresser", wie er ihn nannte, der ihm diese Wohnung gemiethet hatte, weil sie sehr billig war und er daher an seinem lebenden Kapital etwas sparte. Aber nur einen Augenblick verfolgte er diesen Gedankengang. „Pah!" rief er dann, warf sich auf die andere Seite und concentrirte seine Gedanken mit der ihm eigenen Energie auf die großen, gewaltigen musikalischen Ideen, die ihn um jene Zeit beschäftigten, und die als neunte Symphonie so kolossal in's Leben traten. Göthe's Faust stand jetzt vor seiner Seele, und auch aus den Tiefen dieser im Erdenjammer gequälten Brust tönte es: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Und die Gedanken wurden in seinem Geiste Töne und sprachen im großartigsten Sinne den Kampf der nach Friede ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalten aus, die sich zwischen den Menschen und das Glück der Erde stellen.

Nach einer Stunde schellte Beethoven abermals: es trieb ihn aus dem Bette, seine Gedanken zu Papier zu bringen.

Er forderte Licht und Frühstück. Frau Schnaps brachte das erstere und eine wohl verschlossene Blechbüchse. Als sie dieselbe auf den Nachttisch gestellt, nahm Beethoven einen kleinen Schlüssel aus seiner fast ganz leeren Geldbörse und öffnete die Büchse.

Ein kräftiger erquickender Duft stieg aus ihr empor: sie enthielt gebrannten Kaffee. Mit ernster Miene und großer Aufmerksamkeit zählte jetzt Beethoven genau sechszig Bohnen ab, die er auf ein Häufchen legte. — „Eine Tasse!“ sagte er dabei, schob das Häufchen etwas zurück und zählte noch einmal eben so pünktlich sechszig Bohnen: „zweite Tasse!“ sagte er jetzt.

Frau Schnaps strich den Kaffee — versteht sich jedes Häufchen aparte — ein; Beethoven schloß unter ernstem Schweigen die Büchse und die Haushälterin trug sie an ihren Platz. Jetzt kam Kugler und brachte die Kleider; die Waschscene nahm ihren Verlauf. Der Maestro lief dabei, wie immer, im Hemde, brummend und componirend auf und ab, notirte auch mehr wie einmal etwas dazwischen. Dann kam die Schnapsin, wischte knurrend das Wasser am Boden auf und nun, der Meister war jetzt angekleidet, ging es fest an das Arbeiten.

Aber kaum war eine Stunde ruhiger Muße vergangen, als auch Frau Schnaps wieder eintrat. Diesmal war sie zum Ausgehen angekleidet und hatte den Marktkorb am Arme. Es lag dabei etwas in ihren Zügen, was bei ihr selten war: ein Ausdruck, der halb auf Verlegenheit, halb auf eine gewisse Rührung schließen ließ.

„Nun, was will Sie denn schon wieder!“ — rief Beethoven, als er sie sah.

Frau Schnaps machte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand das Zeichen des Geld=zählens.

„Was?“ — rief Beethoven auffahrend — „ist Sie des Teufels? schon wieder Geld? Ich hab' Ihr ja erst vorgestern zwanzig Gulden gegeben?“

„Nicht vorgestern“ — schrieb Frau Schnaps in das Conversationsbuch — „sondern vor drei Wochen!“

„Das ist eine Lüge!“ — schnaubte Beethoven. — „Sie hat das Geld eingesteckt .... Sie betrügt mich .... Sie stiehlt mir mein Geld!“

„Herr van Beethoven!“ — rief Frau Streng erblassend, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Wo ist das Geld?“ — rief der Meister, noch immer Zorn sprühend. — „Ich traue keinem Men=schen mehr! .... sind alle meine Feinde .... sind alle Verräther! Weil ich ein armer, tauber, unglück=seliger Mann bin, glauben alle ein Recht zu haben, meiner zu spotten, mich mit Füßen zu treten, mich zu belügen, zu betrügen und zu plündern! .... Aber ich lasse mich nicht mehr verrathen und verkaufen.... ich jage auch Sie und den Halunken Kugler zum Teufel und bediene mich selbst und koche mir selbst!“ ....

„Aber ich gehe nicht!“ — schrieb Frau Schnaps.

„Das wollen wir sehen!“

„Ich gehe doch nicht!“ — schrieb Frau Schnaps noch einmal.

„Warum?“ — rief Beethoven funkelnden Auges.

„Weil ich Sie liebe und verehre und Mitleiden mit Ihnen habe.“

„Dummes Zeug!“ — rief der Meister — „mich liebt keine Seele auf der weiten Gotteswelt!“

„Aber ich!“ — sagte Frau Streng und deutete auf ihr Herz. Dann griff sie in ihre Tasche, zog ein kleines Buch heraus, schlug es auf, legte es vor den Maestro und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle. Beethoven las: es war das Haushaltungsbuch der Alten, in welchem mit der größten Pünktlichkeit auch die letzten zwanzig Gulden verrechnet waren.

„Nun meinetwegen!“ — sagte er dann finster — „aber Geld bekommt Sie doch keines?“

„Warum?“ — schrieb die Haushälterin.

„Weil ich keines mehr habe!“ — schrie Beethoven auf's neue zornig. — „Ich habe mein größtes und gelungenstes Werk, die große Messe, den großen und kleinen europäischen Höfen für ein Honorar von 50 Ducaten im Manuscript durch Schindler anbieten lassen. Nur sechse haben subscribirt*), und

---

*) Thatsache. Nur vier Höfe, nämlich: der russische, der preußische, der sächsische und der französische nahmen den Antrag an. Auf das fünfte Exemplar subscribirte Fürst Anton von

von keinem hab' ich noch Geld. Jetzt weiß Sie wie's steht und jetzt mach's Sie's wie die Andern, geh' Sie... und laß Sie mich auch im Stich!"

„Nein!" — sagte Frau Streng hier kopfschüttelnd und zwei große Thränen liefen über ihre Wangen.

„Was?" — frug Beethoven rauh, um die Bewegung seines eigenen Innern zu bewältigen.

Frau Schnaps schrieb: — „Jetzt geh' ich erst gar nicht von meinem lieben, alten Herrn. Aber ich habe eine Bitte an Ihn?"

„So? welche?"

„Ich kann zwar die große Messe nicht kaufen, an die ich ohnedem von wegen dem Kyrie nur mit Schrecken denke; aber ich kann vielleicht Ihnen und Sie mir helfen."

„Wie?"

„Der Herr van Beethoven werden verzeihen, wenn ein armer Dienstbote profitiren will."

„Mach' Sie's doch kurz."

„Wenn Sie mir ordentliche Zinsen dafür bezahlen

Radziwill, Gouverneur von Posen, und auf das sechste Herr Schelble für den Cäcilien-Verein in Frankfurt a. M.

Preußen ließ durch seinen Gesandten, den Fürsten von Hatzfeld, dabei anfragen: ob Beethoven statt des Geldes nicht lieber einen Orden empfangen wolle; aber Beethoven besann sich keinen Augenblick und antwortete mit kräftigem Nachdrucke: „fünfzig Dukaten!" Schindler: S. 122. 123.

wollen" — schrieb die Alte mit zitternder Hand in das Conversationsbuch — „will ich Ihnen, bis wieder Geld eingeht, zwei Hundert Gulden vorschießen."

Ueber Beethoven's Züge lief ein brennendes Roth, während Frau Streng blaß und mit der Miene eines Menschen dastand, der auf die Verkündigung seines Urtheils wartet, das ihm Begnadigung oder Tod bringen kann.

Eine lange Pause entstand.

„Schnapsin!" — rief endlich Beethoven und seine Stimme zitterte. — „Sie kann bleiben ... und Ihr Geld nehm' ich auch .... versteht sich mit den Zinsen! Aber jetzt mach' Sie, daß Sie hinauskommt, ... sonst ...."

Aber Frau Schnaps war jetzt überglücklich, stürmisch faßte sie des großen Meisters Hand und während sie dieselbe inbrünstig küßte, fielen ihre heißen Thränen auf dieselbe; Beethoven zuckte zusammen.

„Laß Sie doch die Dummheiten!" — sagte er mit erzwungener Rauhheit.

„Nein, nein!" — rief jene fröhlich, und den Bleistift ergreifend, schrieb sie auf's Neue:

„Jetzt hab' ich noch eine Bitte!"

„Und?"

„Schreiben Sie ein paar Zeilen an den guten Herrn Schindler, Ihren würdigen Schüler und Freund, der soll heute Mittag mit Ihnen speisen. Ich

sorge für's Essen und auch für einen guten Schill, frisch aus der Donau. Ich muß meinen lieben, guten Herrn einmal wieder fröhlich sehen."

Beethoven las und lachte.

„Nun, meinetwegen!" — sagte er dann. — „Sie hat mich nun einmal unter den Pantoffel gebracht, Schnapsin, und da seh' ich schon, muß ich machen, was Sie will."

Und Beethoven nahm Papier und Feder und schrieb:

„Lieber Schindler!"

„Die Frau Schnaps schießt für den Unterhalt „das Nöthige vor. Kommt daher heute gegen zwei Uhr „zum Mittagsmahl. Es sind auch gute Nachrichten „da — unter uns — damit der Gehirnfresser nichts „davon vernimmt."

„Beethoven".*)

„Und nun!" — rief die Haushälterin in Freude strahlend — „will ich Ihnen das Geld bringen, dann bestelle ich das Briefchen und heute Mittag sollen Sie Ihre Lust an dem Schill haben."

Und Frau Schnaps that, wie sie gesagt. — —

Es war bereits zwei Uhr vorüber, als Beethoven gemeinsam mit Herrn Schindler, der sich jetzt bereits die Stelle eines Musik-Direktors am Theater der

*) Schindler: S. 159. 160.

Josephstadt erworben hatte — hinter dem vielbesprochenen Fisch saß. Beethoven, den das Hochgefühl, in seiner Verlassenheit doch einige Menschen gefunden zu haben, die noch mit begeisterter Liebe an ihm hingen, nach langer Zeit einmal aus seiner Melancholie und seinem finsteren Wesen herausgetrieben, war heiter, und wie er zu sagen pflegte „aufgeknöpft." Die Conversation freilich war, wie immer, schwer zu führen und bedurfte auch hier der schriftlichen Vermittelung; aber Beethoven nahm sie heute meist auf sich. Neben ihm saß ja der einzige Mann, dem er noch Vertrauen schenkte, der ihn verstand und von dem er so ganz wieder verstanden wurde. Mit Wärme und Begeisterung sprach er sich über seine neue Schöpfung aus, zu der ihm Göthe's Faust theilweise die Idee gegeben. Aber das hinderte ihn nicht auch eine Composition des Drama's selbst in Aussicht zu stellen. Man sprach lange über diese Gegenstände, dann frug Musik-Direktor Schindler nach den „guten Nachrichten", die in dem Briefchen, das ihn zum Mittagessen gerufen, angedeutet waren.

„Ja so!" — rief Beethoven — „die hätt' ich bald vergessen!"

Er sprang dabei auf und holte verschiedene Briefe hervor, die er aus London erhalten. Einer davon war von seinem Schüler Ferdinand Ries, der jetzt in England lebte und dort als Pianist und Com-

poniſt großes Aufſehen machte; ein anderer war von der „Philharmoniſchen Geſellſchaft“ in London. Sämmtlich luden ſie Beethoven dringend und unter glänzenden Bedingungen ein, ſo bald als möglich einmal nach England zu kommen, wo er mit Enthuſiasmus empfangen werden würde. Die Aufführung ſeiner großen Werke ſtellte dabei eine reiche Einnahme in Ausſicht.

„Und was denken Sie zu machen?“ — frug Schindler durch das Buch.

„Was ich zu machen denke?“ — rief Beethoven und ſeine Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung blitzten lebhaft auf. — „Nun, ich werde unter jeder Bedingung im kommenden Herbſte die Reiſe dahin antreten; und Sie, Schindler, Sie müſſen mich begleiten!“

Schindler willigte mit Freuden ein.

„Dann“ — fuhr Beethoven animirt fort — „führt uns die Reiſe auch durch die Rheinprovinzen. Ich ſehe mein liebes, herrliches Heimathland wieder; in Bonn beſuchen wir Wegeler und ſeine liebe Frau, einſt meine kleine Schülerin Eleonore von Breuning, Vater Ries und den würdigen Simrock! .... O, es wird ſchön und .... ehrenvoll iſt die Einladung auch.“

Schindler nickte dem Meiſter freundlich zu; aber ſeine Seele durchſchnitt ein tiefes Weh: ſein klarer

Blick sagte ihm ja, daß auch dießmal aus der Reise nichts werden würde, einmal des körperlichen Zustandes wegen, in dem sich Beethoven befand und dann .... es gingen bereits schon jetzt so böse Nachrichten über seinen Neffen um .....

In diesem Augenblicke trat Kugler ein, und meldete vermittelst einer Visitenkarte, die Gräfin Schafgotsch, eine alte Bekannte und Verehrerin des Maestro's.

Beethoven empfing sie in seiner kleinen, dunkelen, räucherigen Wohnung, bei seinem noch nicht vollendeten Mittagessen mit eben so großer Unbefangenheit, als bewege er sich, wie seiner Zeit, im Palaste Lichnowsky's. Der Gräfin freilich hielt es schwer ihr Staunen über die elende Umgebung des großen Mannes zu unterdrücken; doch was war man bei Beethoven nicht alles gewohnt! Auch dies konnte ja eine geniale Laune des sonderbaren Mannes sein. Hatte er doch erst im Frühjahre des vergangenen Jahres die herrliche Wohnung, die ihm Baron von Pronay auf seiner schönen Villa in dem freundlichen Hetzendorf eingeräumt, über Hals und Kopf verlassen, nur — weil der Baron, so oft er ihm begegnete, zu tiefe Complimente vor ihm machte!*)

Bei Beethoven war Alles möglich; die Gräfin fand sich daher auch bald in diesen Anschein der

*) Thatsache. Schindler: S. 132.

Dürftigkeit. Ach! sie konnte ja nicht ahnen, daß der Mann ihrer Bewunderung hier nicht aus dem Elend herauskommen konnte, weil er seinem rohen und schmutzigen Hausherrn den halbjährigen Hauszins noch schuldig war; — sie konnte nicht ahnen, daß das Mittagessen, das noch zum Theile vor ihm auf dem Tische stand, von dem Gelde bestritten sei, was heute Morgen die Haushälterin vorgeschossen. Es fiel ja Niemanden ein, die Zukunft des außerordentlichen Mannes sicher zu stellen und behaglich zu machen. Es dachte ja keine Seele auf Gottes weiter Welt daran, ihn für seine allbewunderten Arbeiten zu erfrischen, und sorgenfrei zu halten!

Beethoven war ja von der Welt vergessen! Und doch brachte ihm das Schicksal hier eine der schönsten Minuten in seinem Leben.

Die Gräfin Schafgotsch kam nämlich aus Warmbrunn in Schlesien; aber nicht nur die Sehnsucht, Beethoven wieder zu sehen, hatte sie heute veranlaßt, den Meister aufzusuchen, sie brachte ihm auch etwas mit, was ihm willkommen sein mußte. Es war dies seine erste Messe mit einem neuen, von einem dortigen Musikdirektor, Herrn Scholz, verfaßten deutschen Texte.

Als dies Beethoven erfahren, griff er rasch nach dem Manuscript, öffnete es und durchflog seine Zeilen.

Tiefe Stille trat ein. Schindler und die Gräfin

blickten mit liebevollem Interesse auf den gefeierten Mann, dessen Haar die Stürme des Lebens bereits gebleicht, in dessen markirten Zügen die Marmorfaust des Schicksals den Ausdruck so manch' großen Schmerzes, eines so tiefen, schweren Leidens, ausgeprägt.

Und Beethoven las und las mit steigender Aufmerksamkeit und Theilnahme. Als er aber zu dem „Qui tollis" kam, da liefen ihm — der sonst nie weinte — plötzlich Thränen aus den Augen. Er mußte, überwältigt von seinen Gefühlen, aufhören, aber leuchtenden Auges, den Blick begeistert nach Oben gewandt, rief er aus:

„O welch' unbeschreiblich schöner Text! — Ja, so habe ich gefühlt, als ich dies schrieb!" *)

Und Beethoven blieb den ganzen übrigen Tag schweigend und in sich gekehrt. Eine neue Saite in seinem Inneren war wunderbar angeschlagen worden und tönte ebenso wunderbar nach. Die Gräfin empfahl sich; auch Schindler rief sein Beruf ab: Beethoven war wieder allein — — — und er konnte es ungenirt bleiben — — — denn — — — Wien hatte ihn ja vergessen!

---

*) Thatsache.

Die drei Hatti-Scherife.

Ludwig van Beethoven — der nun seit zehn Jahren taub — hatte seine neunte Symphonie, diesen musikalischen Riesenbau, diesen Coloß der Colosse, vollendet.

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!" — hatte ihm das eigene Schicksal zugerufen, war ihm aus Göthe's großartigster Schöpfung in wunderbarem Echo wiedergeklungen!

Der Gedanke seiner neunten Symphonie war der im großartigsten Sinne aufgefaßte Kampf: der nach Licht, Freiheit und Göttlichkeit ringenden eigenen Seele, gegen den Druck des Irdischen, des Niederen, des an den Staub Fesselnden.

Aber welch' ein edler Trotz, welch' eine männliche Energie des Widerstandes zeigt sich hier gegenüber diesem gewaltigen Feinde aller Staubgeborenen.

Kampf — ein einziger langer Kampf war Beethoven's ganzes Leben; Kampf — ein einziger langer Kampf, ist auch das deine! Horch! . . . rauscht es hier nicht vorüber an deinem Ohr? In einzelnen Lichtblicken erkennen wir das wehmüthig süße Lächeln des Glücks, das uns zu suchen scheint, nach dessen Besitz wir ringen und von dessen Erreichen uns jener tückische, mächtige Feind zurückhält, mit seinen nächtigen Flügeln uns umschattend, so daß wir in finsteres Brüten versinken, das sich aber bald wieder zum trotzigen Widerstande zu neuem Ringen gegen den freuderaubenden Dämon zu erheben vermag.

So auch bilden Gewalt, Widerstand, Aufringen, Sehnen, Hoffen, fast Erreichen, wieder Verschwinden, neues Suchen, neues Kämpfen die Elemente der rastlosen Bewegung dieses colossalen Tonstückes.

Aber wer? . . . wer? . . . und wäre er ein Halbgott, ist immer und immer diesem Riesenkampfe gewachsen? Ruft nicht selbst Faust, in einen Zustand gänzlicher Freudlosigkeit herabgesunken, ermattet aus:

Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf:
Ich möchte bitt're Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen!
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen mindert.

Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen!
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Und wer hat nicht in seinem Leben Momente gehabt, in welchem seine Seele ebenso aufschrie, wie hier Faust? Beethoven gewiß! .... Und diese Momente eines gänzlich freudlosen in sich Zusammensinkens nach gewaltigem Kampfe, mit welcher furchtbaren Genialität treten sie Dir in dieser Tonschöpfung entgegen. Wie wächst diese dürstere freudlose Stimmung, zu riesenhafter Größe an! Scheint sie nicht das All zu umspannen, um in furchtbar erhabener Majestät Besitz zu nehmen von der ganzen Welt?

O nur ein Beethoven — so gräßlich geschlagen in seiner Taubheit, so vernichtet in fast allen seinen Hoffnungen und Erwartungen, so einsam, so ausgestoßen, so verlassen von der Welt — o nur ein Beethoven konnte dies componiren.

Und doch? ist es nicht eine wilde Lust, die uns plötzlich mit den Rhythmen des Scherzo's ergreift? Ist es nicht eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgerissen werden zum Taumel, zur Betäubung?

Es ist als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor ihr flöhen, um in steten rastlosen Anstrengungen ein neues unbekanntes Glück zu erjagen. Es ist die Stimmung des Faust in den Worten:

Von Freude sei nicht mehr die Rede; . . . .
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichen Genuß! —
„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit"
Uns glühende Leidenschaften stillen!

Aber nein! nein! die Tiefen der Sinnlichkeit hat Beethoven nie gekannt. Groß, rein, himmlisch-besänftigend lösen jetzt die Töne den Trotz des Titanen, den wilden Drang der menschlichen Natur. Der gewaltige Geist des Maestro's erhebt sich zur höchsten Stufe sittlicher Reinheit; aber in dieser Erhebung liegt auch die Erinnerung an die Ideale, an das Glück früherer Zeiten:

„Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille."

Und mit dieser Erinnerung verschwistert sich eine süße Sehnsucht. Es ist das Sehnen der Liebe, das ja immer in des Meisters Herz gewohnt; aber . . . . ach! . . . . nur so wenig, nur so kurze Erfüllung fand!

Wie sie sich umschlingen, Liebe und Hoffnung, um mit sanfter Gewalt das gemarterte Herz zu bewältigen:

„Was sucht ihr mächtig und gelinde
Ihr Himmelstöne mich im Staube?"

So scheint das noch zuckende Herz mit sanftem Widerstreben sie von sich abwehren zu wollen; aber

ihre Macht ist größer, als der stolze Trotz deines Inneren. Ueberwältigt wirfst du dich diesen holden Boten des einzig wahren Glückes in die Arme:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, ... die Erde hat mich wieder!“

Aber mögen nun auch Stürme die Blüthe der kleinen Erdenliebe wieder knicken: aus dieser Erdenliebe wächst die große göttliche Allliebe hervor, wie die Ceder aus der Erde des Libanon. Die Schlacken des Irdischen fallen; der Geist schwingt sich empor und durch die Sphären rauscht es:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was der Erde Schmerz getheilt;
Alle Wesen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.“

Und in erhabenster Begeisterung umarmen wir das ganze Menschengeschlecht und blicken auf zu dem Ewigen, der, ein alliebender Vater, über dem Universum thront.

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!“

Dies ist die Idee der neunten Symphonie Ludwig van Beethovens!*) Es ist: das titanische schmerzdurchwühlte Ringen der einsamen Seele nach dem, jedem Menschenherzen schon durch die Geburt versprochenen, Glück, und das siegreiche Erringen dieses Glückes, in dem Gewinn der höchsten und edelsten Lebensanschauung.

Furchtbar groß steht dieses Riesenwerk auch in Beziehung der Musik da. Aber Beethoven war bereits zehn Jahre taub: „es ist eine geistige Musik, nicht mehr eine, deren Inhalt vollständig im Gebiete des Klanges zur Erscheinung kommt." **) Ungebunden, weltstürmend, griff der Weltstürmende in das Ungebundene, Form- und Maaßlose.

Es ist nicht möglich einen größeren Gegensatz zu finden, als diese Musik und jene Rossini's; aber es ist auch natürlich, daß Rossini's leichte, einschmeichelnde Melodien die Menge ebenso anziehen mußten, wie Beethoven's colossale, auf Gedanken aufgebaute, Schöpfungen den Meisten unverständlich blieben, ja sie abstießen. Aber hatte denn Beethoven nur diese Sphinx in das Leben gesetzt? war und blieb er nicht in seinen zahllosen übrigen Schöpfungen der

---

*) Wagner. Ernst von Elterlein: Beethoven's Symphonien S. 67—69.

**) Brendl: in seiner Musikgeschichte.

erste, der unerreichte Meister der Töne? War er nicht der Liebling Wien's, des Adels und des Volkes gewesen? Warum ihn jetzt so ganz und gar verrathen und verkaufen?

Doch nein! noch gab es auch in Wien Herzen, die anders dachten! —

Beethoven saß eben an seinem Schreibtische; aber .... er componirte nicht. Den Kopf auf den Arm gestützt, blickte er regungslos vor sich hin, während sich ein herber Schmerz in seinen Zügen malte. Er hatte einen Bericht über seinen, als Sohn angenommenen Neffen gelesen, und dieser Bericht war es, auf den er noch jetzt finster hinstarrte. Der Knabe reifte zum jungen Manne; aber wie wenig entsprach er den stolzen Hoffnungen, die einst sein Oheim auf ihn gesetzt. Leichtsinnig im höchsten Grade, that er nirgends gut, und da er sich stets, trotz dem strengen Verbote seines Adoptivvaters, mit seiner Mutter in geheimer Verbindung zu halten wußte und durch diese mit Geld versehen wurde, so blieben die tollsten und übermüthigsten Streiche nicht aus.

Aber auf dies Ueberschäumen des Jugendmuthes allein würde man wohl so keine Bedeutung gelegt haben — es ist ja begründet in der Natur des Menschen — wenn sich nicht allen seinen Streichen eine unverkennbare Bosheit und Verdorbenheit beigemischt hätte. Klagen auf Klagen liefen ein und waren oft

der Art, daß sie das reine Gemüth, das so väterlich gesinnte Herz Beethoven's auf das Tiefste und Empfindlichste verletzten.

Dies hatte auch wieder der vorliegende Bericht gethan; und doch war sich der Meister bewußt, daß er nichts versäumt habe, um aus dem Neffen einen recht tüchtigen und braven Menschen heranzubilden.

Beethoven opferte für den Neffen alles was er besaß, ... er darbte sogar, damit jenem nur nichts entgehe. Wie schwer, wie hart, wie niederdrückend mußte ihn da der Undank eines geliebten Wesens treffen, das noch dazu das einzige Glied seiner Verwandtschaft war, das seinem Herzen wirklich nahe stand. Bruder Johann hatte ja längst, wenn nicht die Bruderliebe, doch seine Achtung verscherzt.

Beethoven seufzte tief auf. Der Schmerz wollte ihm das Herz abdrücken. So ganz und gar von der Welt verlassen und vergessen, hatte er auf den Neffen alle seine Hoffnung, alle seine Liebe gesetzt und nun brach auch diese Hoffnung zusammen.

Er stand auf und ging in seinem kleinen düstern Zimmer einigemale auf und ab. Es kam ihm fast vor, als ob ein Fluch auf seinem Haupte ruhe.

Seine Julie war seit lange — seit jenem unglücklichen Duell Pallhorst's mit ihrem Gatten — von Wien entfernt. Gallenberg, jetzt im Besitze eines auswärtigen Gesandtschaftspostens, war ent-

schlossen, nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Julie Guicciardi, seine große, schöne, ideale Liebe war also unwiederbringlich für ihn verloren! — — — und nun auch, wie es immer mehr den Anschein gewann, sollte seine letzte, schöne Lebenshoffnung sinken.

Beethoven trat an das Fenster und sah lange, in tiefen Gedanken verloren, dem Fluge der vorüberziehenden Wolken zu, dann trat er mit ruhiger, würdiger Entschlossenheit an den Tisch und schrieb zwei Briefe: eine Antwort auf den Bericht und einen Brief voll liebender Ermahnung an seinen Neffen.

Als sie vollendet, gesiegelt und überschrieben waren, legte er die Feder weg .... das Gefühl einer namenlosen Einsamkeit und Verlassenheit kam über ihn. Beethoven dachte mit Sehnsucht an den Tod! —

Nach einer halben Stunde während welcher der Meister unbeweglich dagesessen, trat Kugler ein. Seine Meldung im Conversationsbuche lautete dahin: daß sich eine Deputation im Vorzimmer befinde, die dem Herrn van Beethoven ein Schreiben zu überreichen habe.

„So laß Er sich das Schreiben geben!“ — sagte Beethoven trübe.

„Die Herren wollen den Herrn Capellmeister selbst sehen“ — schrieb Kugler — „und Antwort auf das Schreiben haben.“

„Ich bin unwohl!“ — sagte der Maestro — „und will das Schreiben erst allein lesen.“

Nach einigen Minuten brachte Kugler das Schreiben. Die Deputation hatte sich empfohlen.

Als Herr Musikdirektor Schindler einige Minuten später eintrat, fand er Beethoven mit dem Briefe in der Hand.

„Ich habe da eben ein Promemoria erhalten!“ sagte er ruhig — „lesen Sie es einmal!“ — Und damit stellte sich Beethoven abermals an das Fenster und blickte dem Zuge der Wolken nach, der fast gespensterisch in seltsamen Formen und Gebilden dahineilte.

Musikdirektor Schindler nahm das Papier und las: *)

„An den Herrn Ludwig van Beethoven!“

„Aus dem weiten Kreise, der sich um Ihren Ge-
„nius in seiner zweiten Vaterstadt in bewundernder
„Verehrung schließt, tritt heute eine kleine Zahl von
„Kunstjüngern und Kunstfreunden vor Sie hin, um
„längstgefühlte Wünsche auszusprechen, lange zurück-
„gehaltenen Bitten ein bescheiden freies Wort zu
„geben.

---

*) Thatsache, wie denn auch das ganze Promemoria wortgetreu wiedergegeben ist, da es so recht Beethoven's damalige Situation beurtheilen läßt.

Schindler: S. 144—148.

Marx: II. Thl. S. 318. Oulibicheff: pag. 81.

„Doch, wie die Anzahl der Wortführer nur ein „geringes Verhältniß ausdrückt zu der Menge derer, „die Ihren Werth, und was Sie der Gegenwart und „einer kommenden Zeit geworden sind, freudig erken„nen; so beschränken auch jene Wünsche und Bitten „sich keineswegs auf die Zahl der Sprecher für so „viele Gleichgesinnte, und es dürfen diese Namen Alle, „denen Kunst und Verwirklichung ihrer Ideale mehr „als Mittel und Gegenstand des Zeitvertreibes sind, „behaupten, daß, was sie wünschen, von Unzähligen „gewünscht, was sie bitten, von Jedem, dessen Brust „ein Gefühl des Göttlichen in der Musik belebt, laut „und im Stillen wiederholt wird.

„Vorzüglich sind es die Wünsche vaterländischer „Kunstverehrer, die wir hier vortragen; denn ob auch „Beethoven's Name und seine Schöpfungen der „gesammten Mitwelt und jedem Lande angehören, „wo der Kunst ein fühlendes Gemüth sich öffnet, darf „Oesterreich ihn doch zunächst den Seinigen nennen. „Noch ist in seinen Bewohnern der Sinn nicht erstor„ben für das, was im Schooße ihrer Heimath Mozart „und Haydn Großes und Unsterbliches für alle „Folgezeit geschaffen, und mit freudigem Stolze sind „sie sich bewußt, daß die heilige Trias, in der jene „Namen und der Ihrige als Sinnbild des Höchsten „im Geisterreich der Töne strahlen, sich aus der Mitte „des vaterländischen Bodens erhoben hat.

„Um so schmerzlicher aber müssen sie es fühlen, daß „in diese Königsburg der Edelsten, fremde Gewalt sich „eingedrängt, daß über den Hügeln der Verblichenen „und um die Wohnstätte des Einzigen, der aus jenem „Bunde uns noch erübrigt, Erscheinungen den Reigen „führen, welche sich keiner Verwandtschaft mit den „fürstlichen Geister des Hauses rühmen können; daß „Falschheit Namen und Zeichen der Kunst mißbraucht, „und im unwürdigen Spiel mit dem Heiligen, der „Sinn für Reines und ewig Schönes sich verdüstert „und schwindet.

„Mehr und lebendiger als je zuvor, fühlen sie da„her, daß gerade in diesem Augenblick ein neuer Auf„schwung durch kräftige Hand, ein neues Erscheinen „des Herrschers auf seinem Gebiete, das Eine sei, „was Noth thut. Dieses Bedürfniß ist es, was sie heute „zu Ihnen führt und Folgendes sind die Bitten, die „sie für Alle, denen diese Wünsche theuer sind, und „im Namen vaterländischer Kunst an Sie richten.

„Entziehen Sie dem öffentlichen Genusse, entziehen „Sie dem bedrängten Sinne für Großes und Vollen„detes nicht länger die Aufführung der jüngsten Mei„sterwerke Ihrer Hand.

„Wir wissen, daß eine große kirchliche Composition „sich an jene erste angeschlossen hat, in der Sie die „Empfindungen einer, von der Kraft des Glaubens

„und von dem Lichte des Ueberirdischen durchdrun=
„genen und verklärten Seele verewigt haben.

„Wir wissen, daß in dem Kranze Ihrer herrlichen
„und unerreichten Symphonien eine neue Blume glänzt.

„Seit Jahren schon, seit die Donner des Sieges
„von Vittoria verhallten, harren wir und hoffen, Sie
„wieder einmal im Kreise der Ihrigen neue Gaben
„aus der Fülle Ihres Reichthums spenden zu sehen.

„Täuschen Sie nicht länger die allgemeine Er=
„wartung! Erhöhen Sie den Eindruck Ihrer neuesten
„Schöpfungen durch die Freude, zuerst durch Sie selbst
„mit Ihnen bekannt zu werden! Geben Sie es nicht
„zu, daß ihre jüngsten Kinder an ihrem Geburtsorte
„einst vielleicht als Fremdlinge, vielleicht von solchen,
„denen auch Sie und Ihr Geist fremd sind, einge=
„führt werden! Erscheinen Sie baldigst unter Ihren
„Freunden, Ihren Verehrern und Bewunderern!

„Dies ist unsere nächste und erste Bitte.

„Aber auch andere Ansprüche an Ihren Genius
„sind laut geworden.

„Die Wünsche und Erbietungen, die vor länger
„als einem Jahre von der Leitung unserer Hof=Opern=
„bühne, dann von dem Vereine österreichischer Musik=
„freunde an Sie ergangen, waren zu lange der stille
„Wunsch aller Verehrer der wahren Kunst und Ihres
„Namens, erregten der Hoffnungen und Erwartungen
„zu viele, als daß sie nicht nahe und ferne die schnellste

„Verbreitung gefunden, nicht die allgemeinste Theilnahme „erweckt hätten.

„Die Poesie hat das Ihre gethan, so schöne Hoff„nungen und Wünsche zu unterstützen. Ein würdiger „Stoff von geschätzter Dichterhand, gewärtiget, daß Ihre „Phantasie ihn in das Leben zaubert.

„Lassen Sie jene innigen Aufforderungen zu so „edlem Ziele nicht verloren sein! Säumen Sie nicht „länger, uns die entschwundenen Tage zurückzuführen, „wo Polyhymniens Gesang die Geweihten der Kunst, „wie die Herzen der Menge gleich mächtig ergriff und „entzückte!

„Sollen wir Ihnen sagen, mit wie tiefem Be„dauern Ihre Zurückgezogenheit längst gefühlt worden? „Bedarf es der Versicherung, daß, wie alle Blicke sich „hoffend nach Ihnen wandten, Alle trauernd gewahr„ten, daß der Mann, den wir in seinem Gebiete vor „Allen als den Höchsten unter den Lebenden nennen „müssen, es schweigend ansah, wie fremdländische Kunst „sich auf deutschen Boden auf den Ehrensitz der „deutschen Muse lagert, deutsche Werke uns im Nach„hall fremder Lieblingsweisen gefallen, und wo die „Trefflichsten gelebt und gewirkt, eine zweite Kindheit „des Geschmackes dem goldenen Zeitalter der Kunst „zu folgen droht?

„Sie allein vermögen den Bemühungen der Besten „unter uns einen entscheidenden Sieg zu sichern. Von

„Ihnen erwartet der vaterländische Kunstverein und „die deutsche Oper neue Blüthen, verjüngtes Leben, „und eine neue Herrschaft des Wahren und Schönen „über die Gewalt, welchem der Modegeist des Tages „auch die ewigen Gesetze der Kunst unterwerfen will.

„Geben Sie uns Hoffnung, die Wünsche Aller, zu „denen je die Klänge Ihrer Harmonien gedrungen „sind, baldigst erfüllt zu sehen!

„Dies ist unsere angelegentlichste zweite Bitte.

„Möge das Jahr, das wir begonnen, nicht endi„gen, ohne uns mit den Früchten unserer Bitten zu „erfreuen, und der kommende Frühling, wenn er der „ersehnten Gaben eine sich entfalten sieht, für uns „und die gesammte Kunstwelt zur zweifachen Blüthen„zeit werde."

Wien, im Februar 1824.

Gezeichnet:

Fürst Karl Lichnowsky.
Artaria & C.
v. Hauschka.
M. J. Leidensdorf.
J. E. v. Wayna.
Andreas Streicher.
Anton Halm.
Abbé Stadler.
v. Felsberg, Hofsekretär.

Graf von Stockhammer.
A. Diabelli.
Graf Palfy.
Freiherr von Schweiger.
Graf Czernin, Oberstkämmerer.
Moritz, Graf v. Fries.
J. F. Castelli,
Prof. Deinhardstein.
Chr. Kuffner.
Uehammer.
Steiner v. Felsburg.
Graf Dietrichstein.
Edler v. Mosel, k. k. Hofrath.
Karl Czerny.
Graf Moritz Lichnowsky.
v. Zmeskall.
Hofrath Kiesewetter.
Dr. Sonnleithner.
Steiner & Comp.
Lederer.
J. N. Bihler.

„Schindler hatte vollendet, seine Augen strahlten vor Freude. Auch Beethoven war tief bewegt.

„Es ist doch recht schön!.... Es freut mich!" — sagte er jetzt, sich dem Freunde zukehrend.

Schindler nickte bejahend mit dem Kopfe und schrieb in das Conversationsbuch: daß Beethoven

auch überzeugt sein könne, die hinreichende Unterstützung zu finden, wenn er sich entschließen wolle, seine neuesten Werke recht bald in einem Concerte aufführen zu lassen."

„Ach was!" — rief Beethoven, nachdem er gelesen, was der Freund geschrieben. — „Sie wollen mich ja nicht mehr. Ich tauge nicht mehr in diese Zeit der Ballete und Rouladen!" — Rossini! Rossini! ist die Loosung. — Fort in die Rumpelkammer mit Beethoven und Sebastian Bach. Wir brauchen keine Gedanken, keine Tiefe, keine Größe! . . . . Könnt auch den Mozart dazu werfen! Rossini soll leben und sein Gedudel! Wissen Sie" — rief Beethoven dann mit einem bitteren Lachen zu Schindler hingewandt — „wissen Sie, mein Lieber, wann aus dem Rossini ein großer Componist geworden wäre?"

„Nun?"

„Wenn ihm sein Lehrer öfters einen Schilling ad posteriora applicirt hätte!" *)

„Aber" — schrieb Schindler in das Buch — „Sie ersehen ja aus dem Promemoria, wie sehnlichst man der Aufführung Beethovischer Musik entgegensieht."

„Ein paar Menschen!" — sagte der Meister traurig. — „Was soll das? Und was soll ich aufführen

*) Beethoven's eigene Worte. Schindler: S. 138. Unter „Schilling" versteht man in Süddeutschland eine Tracht Schläge.

lassen? den „Fidelio?“ . . den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören.“

„Symphonien?“ — schrieb Schindler.

„Die verstehen sie nicht, und nehmen sich auch keine Zeit dazu, sie zu studiren. Die Concerte? Da orgelt jetzt Jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solo-Sachen? . . . Die sind hier längst aus der Mode . . . und die Mode thut alles!“ . . . —

„Sie urtheilen zu hart!“ — schrieb Schindler.

„Nein! nein!“ — rief Beethoven entschieden. — „Das Publikum lebt in einem oberflächlichen Sinnentaumel; der Geist der Musiker hat sich verändert . . . und beide . . . sind für etwas Großes nicht mehr empfänglich!“

Beethoven schwieg, . . . las das Schreiben noch einmal, dann sagte er ruhiger:

„Gehen wir in's Freie!“

Aber welche Intriguen, welche Hindernisse nun, als Beethoven seinen Freunden und Verehrern endlich nachgegeben! Musik-Direktor Schindler, dem Beethoven die ganze Aufführung der Sache übertragen, konnte, trotz seinem edlen Feuereifer, der Ränke und Machinationen fast nicht Herr werden. Und außerdem? . . . Die Aufführung sollte im Hoftheater nächst dem Kärnthner-Thore stattfinden. Aber wie nun den

Administrator desselben und Beethoven in ihren Anforderungen einigen? Es war, als ob Feuerstein und Stahl auf einander träfen: immer Funken! aber kein Nachgeben, weder auf der einen noch auf der anderen Seite!

Wochen vergingen und es kam zu nichts! Schindler — die edelste, reinste Begeisterung für Beethoven im Herzen — lief, schrieb, sprach und mühte sich Tag und Nacht ab . . . es kam zu nichts!

— Um sich daher endlich der Zustimmung des einen der contrahirenden Theile, um sich der Zustimmung Beethoven's zu versichern, ersuchte Schindler den Grafen Lichnowsky und Herrn Schuppanzigh, in einer und derselben Stunde mit ihm bei Beethoven zusammenzutreffen; jedoch sollte dies wie zufällig geschehen, damit der Maestro das Absichtliche dabei nicht merke.

Der Plan gelang vortrefflich: Beethoven wurde in Scherz und Ernst dahin gebracht, seine Forderungen kategorisch auszusprechen und die schriftlich aufgesetzte Zusage zu unterschreiben.

Die Freunde jubelten im Geheimen. Sie hatten es dahin gebracht, Beethoven's Ruhm und Name bei den Wienern und der Welt wieder aufzufrischen — sie hatten es jetzt in der Hand, dem würdigen Meister, auch in pecuniärer Beziehung eine reiche Anerkennung zu verschaffen . . . da . . . errieth Beethov-

ven, was geschehen; sein, durch die zehnjährige Taubheit und vielen traurigen Lebenserfahrungen bis zum Aeußersten gesteigertes Mißtrauen bäumte sich hoch auf; wo die treueste, reinste Liebe und Vorsorge gewirkt, erschien ihm Falschheit und Verrath und in fast fiebrischer Aufregung schrieb der sonst so große und herrliche Mann die nachstehenden drei sultanischen **Hatti**-Scherifs, die auch sogleich an ihre Adresse abgingen:

An den Grafen Moritz Lichnowsky!

„Falschheit verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie (Concert) hat nicht statt."

„Beethoven."

An Herrn Schuppanzigh!

„Besuchen Sie mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie." „Beethoven."

An Herrn Schindler!

„Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. Keine Akademie." „Beethoven."*)

*) Thatsache. Schindler: S. 151. 152.

Ganz allein!

Es ist etwas Eigenthümliches mit den verschiedenen Charakteren der Menschen! welche seltsamen, eigenthümlichen, räthselhaften, psychologischen Erscheinungen treten uns in dieser Beziehung oft entgegen.

Der Oberflächliche freilich wird über dies Seltsame, Eigenthümliche und Räthselhafte nur leichthin lächeln und . . . vorübergehen; den Denkenden aber wird das tiefere Eindringen in eine solche Erscheinung anziehen. Er wird hier, wie überall in der Natur und in dem Leben auf den Kern der Sache zu dringen versuchen, die Gestaltung des wunderbar scheinenden im Reiche des Geistes erkennen wollen.

Der Mensch fühlt, denkt, spricht, handelt, schreitet ein — stoßweise.

Er will nämlich — von dem Erwachen seines Verstandes an, bis zu dem Alter der Ermüdung und

Abstumpfung — fortschreitend je einen Bezirk des Lebens und der Welt auf einmal in den Bereich seines Gefühles oder seines Geistes aufnehmen, ihn mit seiner Kraft erfüllen, durchbrechen und organisiren.

Wie er nun das Anrückende nach seinem angeborenen Temperamente und nach seiner anerzogenen Art und Gewohnheit annimmt, wie er den obwaltenden Beschränkungen der Aufnahme begegnet, ob er der leisen Gewalt oder dem Stoße vertraut, ob er ruhig vorschreitet oder mit Keulen dreinschlägt, ob er nur das Nächste zu sehen oder tiefer einzudringen gewohnt ist . . . darnach bestimmt sich die Art seiner Handlungen oder Gegenwirkungen.

Die Anschauung der Welt aber bestimmt sich durch das, was er selbst von der Welt will!

Er schaut, denkt, liest sich in die Welt hinein, und zieht diese dann, nach seiner Denkungsweise wieder an sich. Die einfache Folge davon ist, daß er die Welt durch und durch und vom Größten bis zum Kleinsten so organisirt haben möchte, daß sie seinem Bilde, seinen Wünschen, seinen Fertigkeiten, seinen Neigungen entgegenkäme und Raum ließe.

Daher verräth jeder Mensch am ehesten seinen Charakter, wenn er dazu gebracht wird, seinen Haupt- und Lebenswunsch unumwunden auszusprechen, und in diesem Sinne ist denn auch das Leben eines Menschen der Weg zu seinem höchsten Gute.

Beethoven's höchster Wunsch war nun von jeher die Einführung der Platon'schen Republik und seine Welt war nie etwas anderes, als eine Welt der Ideale. Die Platon'sche Republick wünschte er aber nicht allmälig, sondern durch Napoleon eingeführt, weil er selbst etwas Napoleonisches in sich hatte. Da er aber zugleich in der Wirklichkeit, statt seine Ideale zu finden, stets mit der menschlichen Nüchternheit hart zusammenstieß, so mußte ganz natürlich bei seinem angeborenen Trotz und seinem unseligen körperlichen ihn ganz aus- und abschließenden Leiden, eine Verbitterung eintreten, die ihn zu den bizarresten Schritten verleitete.

Hier nun liegt auch der Schlüssel zu den drei sultanischen Hatti-Scherife an Graf Lichnowsky, Schuppanzigh und Schindler. Aber kannten denn diese drei edlen Männer den armen, tauben, vom Schicksal gefolterten Beethoven nicht längst? Wohl kannten sie ihn, und ihre Liebe und Verehrung ließ sie auch diese Machtbefehle lächelnd überwinden.

Schindler sagt selbst: „Die seidene Schnur schickte Beethoven jedoch nicht mit, folglich blieben wir alle Drei am Leben, ließen seinen Grimm verhallen und fuhren fort, für sein Bestes zu sorgen, einer den andern hierin unterstützend."

Und so kam denn auch das Concert wirklich zu Stande. Der Saal war gedrängt voll, die Brutto-

Einnahme betrug Zwei Tausend Zweihundert und zwanzig Gulden Wiener W., davon ab 1000 Gulden für den Saal und die Theater-Administration, 800 Gulden die Copiatur; mithin blieb für Beethoven die elende Summe von 420 Gulden. Alle Logen waren besetzt, nur eine Loge im ganzen Theater blieb leer, es war — — die kaiserliche! *)

Bei der Wiederholung war der Saal nicht zur Hälfte gefüllt, so daß die Administration noch achthundert Gulden aus ihrer Tasche drauf legen mußte. Desto mehr jauchzte Wien dem italienischen Gurgler Signor David zu, wenn er die beliebte Cavatine „Di tanti palpiti“ sang.

Beethoven war auf das Tiefste gekränkt und erschüttert. Die übelste Laune bemächtigte sich seiner, so daß er fast für Niemanden mehr zugänglich war. Aber auch das war Johann van Beethoven nicht genug. Noch tiefer herab mußte seine Bosheit den Bruder drücken, noch elender mußte er den, schon an und für sich so Unglücklichen machen. Ludwig hatte ja namentlich einen Freund und Verehrer, der dem „Gutsbesitzer“ bei seinen egoistischen Absichten oft im Wege stand, dessen Einfluß auf den Maestro er fürchtete, und dies war — Musik-Direktor Schindler.

Was that daher Johann? er verdächtigte Schind-

*) Schindler: S. 153.

ler, als ob dieser edle Mann, der so ganz Begeisterung und Hingabe für Beethoven war, diesen bei dem ersten Concerte betrogen hätte. Mit teuflischer Bosheit hatte Johann diesen giftigen Samen in der tiefen Nacht des Unmuthes, die in Ludwig's Innerem jetzt herrschte, gesät. Er wußte, daß der Dämon des Argwohnes, der ja der Fluch der Taubheit ist, ihn reifen werde.

Bei einem kleinen Mittagessen das Ludwig van Beethoven wenige Tage nachher den beiden Dirigenten seiner Concerte, Capellmeister Umlauf und Schuppanzigh gab, und bei dem auch Schindler zugegen war, konnte er seinen Groll nicht länger mehr zurückhalten, und erklärte: wie ihm die Versicherung geworden, daß Schindler in Gemeinschaft mit dem Administrator, Herrn Dupert, ihn betrogen habe.

Schindler war wie vernichtet; eine solche Kränkung für so viel Liebe, Hingabe und Aufopferung war unerhört!

Vergebens wiesen ihn Umlauf und Schuppanzigh zurecht, indem sie Beethoven vorstellten, daß, da jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theater-Cassirer gegangen, auch die Kassenrapporte genau übereinstimmten, ein Unterschleif weder denkbar noch möglich sei. Da aber Beethoven — von dem Dämonen-Argwohn beherrscht, von Johann auf das Aeußerste gereizt — dessenungeachtet seine Beschuldi-

gung nicht zurücknehmen wollte, so stand Schindler indignirt auf — — und entfernte sich mit Umlauf auf der Stelle.*)

Beethoven hatte auch diesen Freund verscherzt, er stand — wie es Johann wollte — jetzt ganz allein in der Welt!

---

*) Schindler: S. 157. 158. „Dieser Vorfall" — sagt Herr Musik-Direktor Schindler in seiner Biographie Beethoven's selbst — „möge beweisen, was es heißen wollte, ein Freund Beethoven's zu sein."

Herbstwehen.

Zwei Jahre waren vorübergegangen; von Beethoven hörte die Welt fast nichts.

Er hatte den letzten Frühling eine freundliche Wohnung in Penzing, nächst Schönbrunn, inne gehabt, aber er war hier so wenig geblieben, als sonst irgendwo.

Wohl hatte dem alten, sonderlichen, tauben, finster in sich versunkenen Manne die Wohnung zugesagt, wohl war sie freundlich und sonnig gewesen; aber es fand sich doch bald ein ganz eigener Uebelstand. Das schöne Landhaus, das Beethoven gemiethet, lag dicht am Wienflusse und über diesen führte gerade hier eine kleine, für Fußgänger bestimmte Brücke. Als sich nun das Gerücht in Penzing verbreitete, der wunderliche taube Mann mit den finsteren Zügen, den wirr und wild um den Kopf hängenden grauen Haaren und dem einfachen, fast ärmlichen Anzuge, der da im-

mer so tief in Gedanken versunken umherlaufe, ... das sei der berühmte Beethoven!.... da liefen die Leute voll Neugierde zusammen, und da sie wußten, daß der große Meister stets über die Brücke komme, so stellten sie sich oft haufenweise an dieser Brücke auf, um Beethoven zu sehen.

Nach drei Wochen hatte Ludwig van Beethoven — durch dies Anschauen genirt — Penzing verlassen und eine neue Sommerwohnung in Baden gemiethet. Das Logis in Penzing war bereits schon im Voraus mit vierhundert Gulden bezahlt gewesen.*)

Aber Frühling und Sommer flohen wie die Jugend und das schöne früchtenreiche Mannesalter geschwunden waren; der Winter aber warf Beethoven in einer schweren Krankheit nieder.

Es war jetzt ein Glück, daß er sich wenigstens mit Stephan von Breuning und Musikdirektor Schindler wieder versöhnt hatte. Ein Erkennen seiner Uebereilungen und ein aufrichtiges Streben, solche Fehler wieder gut zu machen, war ihm doch noch immer, wie in seiner Jugend, eigen und ein Bürge seines im Grunde edlen Charakters. Schindler aber, mehr noch als Breuning, konnte vergessen und wieder lieben, wo sein musikalisches „Ich" so warm verehrte und anbetete.

---

*) Thatsache.

Und wie schrecklich, wie entsetzlich einsam wäre der alternde, kranke, taube, vom Schicksal fort und fort bis zur Verzweiflung geprüfte Beethoven jetzt gewesen, wenn ihm nicht diese Freunde zur Seite gestanden; wenn nicht seine alte treue Frau Schnaps mit Kugler trotz der oft entsetzlichen Behandlung, bei ihm mit wahrhaft rührender Treue und Liebe ausgehalten hätten.

Aber gerade diese wenigen Menschen, die ihm nahe standen, mußten ja im Geiste vor Beethoven's überwältigender Größe niederfallen; denn Beethoven stand, trotz mancher Schwächen und Eigenheiten, im Kampfe mit dem Schicksale wie einer jener alten Könige und Recken da, von denen die graue Sage erzählt: kämpfend, bis der letzte Mann eines ganzen feindlichen Heeres gesunken, und der letzte Tropfen es eigenen Blutes aus den tausend klaffenden Wunden entströmt.

Beethoven's Erscheinung war eine große, in jeder Beziehung, . . . auch ohne seine, noch bis heute unerreichte, musikalische Meisterschaft; denn Beethoven war einer jener wenigen gewaltigen Charaktere, die den Muth haben, mit dem Schicksale Mann gegen Mann zu ringen, ohne zu ermüden, oder je feige nachzulassen!

Und wahrlich! wer hätte denn mehr mit dem Schicksale zu ringen gehabt, als gerade er? .... Mit

welcher Wucht traf es ihn jetzt wieder in zwei gewaltigen Schlägen!

In den ersten Wochen des Jahres 1824 erhielt Beethoven von einem russischen Großen, dem Fürsten Nikolas von Galitzin, einen überaus schmeichelhaften Brief mit dem Ersuchen, für ihn ein oder zwei Quartette für Streichinstrumente gegen sehr annehmbare Bedingungen zu schreiben und sie ihm zu dediciren.

Diesem ersten folgte bald ein zweiter Brief; ähnlichen Inhaltes und merkwürdig! wie, der Sage nach, gewisse Schlangen durch ihren Anblick die zu hoffende Beute bezaubern, so schien Beethoven, an dem doch Schmeicheleien spurlos vorüber zu gehen pflegten, von jenen des russischen Fürsten befangen, ... ja bezaubert worden zu sein! Beethoven ließ sofort ein bereits angefangenes Oratorium liegen, und beeilte sich, den Wünschen des Fürsten nachzukommen.

Noch ehe aber die beiden ersten Quartette vollendet waren, ersuchte Galitzin um ein drittes, und wußte Beethoven in der That so einzunehmen, daß er weder an das beabsichtigte Oratorium, noch an die zehnte Symphonie — zu der er bereits Entwürfe gemacht hatte — noch an jenes Werk mehr dachte, welches seines Lebens höchste Aufgabe, gleichsam der Schlußstein seines künstlerischen Wirkens und Schaffens werden sollte..... und diese Auf-

gabe war ja keine andere, als . . . Göthe's Faust in Musik zu setzen.

Alle diese Pläne, Gedanken und Entwürfe schob also der Meister bei Seite, um desto ungestörter jene Quartette vollenden zu können.

Fürst Nikolas Galitzin hatte Beethoven dabei hundert und fünfundzwanzig Ducaten als Honorar zugesagt.

Die Zeit entschwand; die Quartette gingen ab; aber der Maestro, — des Geldes um so mehr bedürftig, als die Heranbildung seines Neffen wirklich Summen verschlang — erhielt aus St. Petersburg nur Briefe mit Fragen über streitige oder zweifelhafte Stellen in diesen Quartetten, mit begeisterten Lobeserhebungen und warmen Grüßen. An Geld . . . erfolgte nicht ein Rubel.

Da kam die Krankheit, und Beethoven's finanzielle Verlegenheit wuchs. Jetzt erst ersuchte er den Fürsten um das Honorar, indem er ihm zugleich seine augenblicklich drückende Lage vorstellte.

Aber siehe da . . . es erfolgte keine Antwort.

Beethoven schrieb wieder und bat zugleich den österreichischen Botschafter, wie auch das Banquierhaus Stieglitz zu St. Petersburg in besonderen Briefen, um ihre Verwendung bei dem Fürsten.

Keine Antwort, weder von dem Fürsten noch von dem Botschafter.

Endlich lief ein Schreiben des Banquierhauses ein: Fürst Nikolas von Galitzin sei eben zur Armee nach Persien abgereist, ohne jedoch irgend welchen Auftrag zu einer Zahlung an Herrn van Beethoven zu hinterlassen. *)

Welch ein neuer empfindlicher Schlag! Beethoven kränkte indessen die Schändlichkeit dieses Benehmens, der Mißbrauch seines Vertrauens, die feige Weise dieses Diebstahls noch mehr, als der pecuniäre Verlust, so sehr er auch damals des Geldes bedürftig war. Und doch . . . was wollte das Alles gegen denjenigen Schicksalschlag bedeuten, der ihn jetzt treffen sollte?!

Lange schon schliff sein böser Dämon den Dolch, der sein Herz tödtlich zu treffen bestimmt war. Das Drama seines Lebens neigte sich zu Ende: die Eumeniden hatten den Fluch einer Mutter — so ungerecht er auch war — aufgezeichnet. Mit wildem, boshaftem Jauchzen, die Brandfackeln des Unheils triumphirend über ihren Häuptern schwingend, umkreisen sie ihn näher und näher, bis der Große, der Gewaltige, der Edle unter dem Undanke eines geliebten Wesens zusammenbricht!

Beethoven ging nach langem Krankenlager seiner Genesung wieder entgegen; freilich nur langsam und wenig freudig, da große Sorgen um seinen, als Sohn angenommenen Neffen ihn fortwährend niederbeugten.

---

*) Schindler: S. 161—163.

Und diese Sorgen waren ja doppelter Art: indem sie einmal die Richtung betrafen, die der Jüngling eingeschlagen und dann die Auftreibung der Mittel, die nicht nur die Erziehung, sondern auch der Leichtsinn des Neffen in Anspruch nahmen.

Da sich nun Beethoven um das Honorar der Quartette betrogen sah, mußte er vor allen Dingen suchen, eine andere Quelle der Einnahme zu finden. Er schloß daher mit der Musikalien-Verlagshandlung: Gebrüder Schott in Mainz einen Vertrag ab: laut welchem diese Herren ihm für die „große Messe" und die „neunte Symphonie" sechshundert Gulden Conv. M. zahlten; außerdem für fünf weitere Werke noch zweihundert und sechszig Dukaten.

So sah sich denn der Maestro mit einemmale in den Besitz einer Summe von mehr denn dreitausend Gulden gesetzt: einer Summe, die ihn über alle Schwierigkeiten des armseligen Lebens für lange hinweg heben konnte. Was aber that Beethoven?

„Du hast deinen Neffen als Sohn angenommen!" — sagte er zu sich — „Du mußt also auch wie ein Vater für ihn sorgen; selbst wenn er wie bisher, all' deine Liebe und Güte mit schroffem Undanke lohnt."

Und Ludwig van Beethoven ging hin, legte im Stillen die ganze Summe in Staatspapieren an, und betrachtete sie von diesem Momente — sowie das Uebrige, was er schon für den Neffen zurückgelegt —

nicht mehr als sein Eigenthum, sondern als das Erbe seines Adoptivsohnes.

Großes, edles Herz! Niemand sah diese Handlung, Niemand wußte davon, bis zu dem Momente, da Du zu schlagen aufhörtest, aber Du genügtest Dir selbst, und fandest deinen Lohn in dem Bewußtsein stiller Pflichterfüllung.

Und wie? ... wie? ... lohnte es Dir der Neffe?

Beethoven hatte dem Knaben eine Erziehung geben lassen, wie sie der Sohn eines Grafen nicht besser hätte wünschen können. Mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, entwickelte sich dieser denn auch, zur Freude Beethoven's, körperlich und geistig mit überraschender Schnelle.

Beethoven's ganzes Herz hing jetzt an seinem Pfleglinge. Einsam, wie er dastand, ruhte auf dem letzten Sprößlinge seiner Familie, dem Träger dieses großen, stolzen Namens, auch des Meisters letzte Erdenhoffnung. Des Jünglings Glück war sein Glück: für ihn sparte, für ihn darbte er selbst! Und wie freute sich Beethoven, in ihm der Welt einen tüchtigen, bedeutenden, würdigen Menschen zu erziehen, — einen Charakter: fest, offen, voll Wahrheit und Mannestugend.

Es zeigte sich indessen leider schon frühe, daß der große Maestro auch hierin Unglück haben werde.

Gestaltete sich der Charakter des jungen Menschen doch geradezu umgekehrt, so daß Leichtsinn, Verschmitztheit und Unwahrheit als die herrschenden Eigenschaften an den Tag traten.

Schon in dem Anfange des Prozesses von einer Hand in die andere gehend, — unaufhörlich die Erziehungsarten wechselnd, — dann selbst von der Liebe des Oheims verwöhnt und verzogen, — durch geheimen Umgang mit der Mutter systematisch zu Verschmitztheit und Unwahrheit herangebildet, — durch zu vieles Geld an Verschwendung gewöhnt und endlich, in der neuesten Zeit, als Besucher des philosophischen Lehrkursus an der Universität, durch die Nachsicht und das Vertrauen Beethoven's zu frühe selbstständig gemacht .... eilte der Neffe seinem völligen Verderben in die Arme.

Auf die allzugroße Güte des Oheims pochend — von dem dämonischen Rachegelüste der Mutter gegen seinen Wohlthäter aufgehetzt — mißbrauchte er von Tag zu Tag seine Freiheit mehr und mehr, vernachläßigte seine Studien und sprach dem bestimmten Willen Beethoven's: keinen Umgang mit der Mutter zu pflegen, mit empörender Undankbarkeit Hohn.

Wi ein dreischneidiges Schwert schnitt dies Betragen in Beethoven's Seele. Durchwühlt von Schmerz schrieb der alternde, kaum einer schweren

Krankheit entgangene, taube, einsam in der Welt da-
stehende Mann von Baden aus an den Mißrathenen:

„Bisher nur Muthmaßungen, obschon mir von
„Jemand versichert wird, daß wieder geheimer Umgang
„zwischen Dir und Deiner Mutter! — Soll ich noch
„einmal den abscheulichen Undank erleben? Soll das
„Band zwischen Dir und mir gebrochen werden, nun
„so sei es. Du wirst von allen unpartheiischen Men-
„schen, die diesen Undank hören, gehaßt werden. In
„die alten Gemeinheiten sollte ich mich noch einmal
„mischen? — Nein, nie mehr! Drückt Dich meine
„Liebe? In Gottes Namen! Mein altes Herz, von
„zahllosen Schicksalsschlägen getroffen, wird zwar die-
„sem härtesten Schlage erliegen; aber mag es darum
„sein! . . . es sehnt sich ohnedem nach Ruhe, die es
„dann bald finden wird. Ich überlasse Dich der gött-
„lichen Vorsehung, das Meinige habe ich gethan. Ich
„kann frohen Muthes vor den allerhöchsten aller Richter
„treten. Gott hat mich nie verlassen. Es wird sich
„schon noch Jemand finden, der mir die Au-
„gen zudrückt.

„Ich weiß, daß Du nicht Lust hast bei mir zu sein.
„Natürlich! es geht etwas zu rein bei mir zu. Du
„brauchst daher auch Sonntag nicht zu kommen, denn
„wahre Harmonie und Einklang wird bei Deinem Be-
„nehmen nie entstehen können. Wozu die Heuchelei?
„Wirf lieber den Deckmantel ganz ab; dann brauchst

„Du Dich doch nicht zu verstellen, mich nicht zu be=
„lügen, was immer noch besser für Deinen Charakter
„sein wird, als die Falschheit, mit der Du Dich jetzt
„schmückst.

„Siehst Du, mein Sohn! . . . mein verlorener
„Sohn! o wenn Du wüßtest, mit welchem namenlosen
„vernichtenden Schmerze ich dies schreibe! so spiegelst
„Du Dich in mir ab!

„Aber was hilft das liebevollste Zurechtweisen!!
„Erbost wirst Du noch obendrein.

„Uebrigens sei nicht bange — — ich — ich
„werde für Dich, wie jetzt, immer unausgesetzt sorgen!

„Lebe wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das
„Leben gegeben, aber gewiß doch erhalten, und, was
„mehr als alles Andere, für die Bildung Deines Gei=
„stes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als väterlich —
„der bittet Dich noch einmal innigst: kehre zurück auf
„den Weg des Guten und des Rechten."

„Dein treuer, guter Vater."

Vier und zwanzig Stunden nach Abgang dieses Briefes erhielt Ludwig van Beethoven die Nach=richt: daß sein Neffe wegen Leichtsinns, ver=nachlässigten Studiums und Unmoralität von der Universität hinweggewiesen sei.

Nikolsk-Slobotskoi.

In einem reich, ja man kann sagen: fürstlich ausgestatteten Zimmer eines der ersten Gasthöfe Wien's, lag ein vornehm aussehender Mann auf dem hellblauseidenen Divan. Er war, wenn auch in einen kostbaren Pelzschlafrock gehüllt, dennoch unter demselben völlig angekleidet und zwar als Cavalier und auf das feinste.

Weniger cavaliermäßig war die Art und Weise, wie er sich, eine gewaltige Meerschaumpfeife rauchend, hingestreckt hatte und das öftere ganz ungenirte Ausspucken auf den werthvollen Teppich, der den Fußboden des Gastzimmers deckte. Auch der Divan mußte gewaltig von dieser Nonchalance leiden, da die scharfen Sporen an den Füßen des Herrn fast bei jeder Bewegung Risse in das Seidenzeug machten, mit welchem derselbe überzogen war.

Uebrigens gehörte der Mann, obgleich man ihn wirklich noch schön nennen konnte, keineswegs mehr zu den jugendlichen Erscheinungen; denn sein gewaltiger, zu beiden Seiten des Mundes weit herabhängender Schnurrbart war, wie sein volles dichtes Haar, ziemlich ergraut. Dagegen glänzte das Gesicht noch von Frische und die Haut desselben war fest und straff gespannt, während die Wangen ein hohes, lebendiges Roth schmückten, das selbst der etwas stark aufgestülpten Nase nicht so ganz fremd geblieben. Das Ganze belebte ein feuriges, wenn auch klein geschlitztes Auge, dessen Blick, im Vereine mit den unheimlichen Falten der Stirne, nur zu wild und gebieterisch war, um günstig zu wirken. Ueberhaupt war es eine gewisse rohe Vornehmheit, die sich hier charakteristisch geltend machte. Der erste Blick zeigte in der ganzen Erscheinung einen russischen Großen.

Uebrigens hätte darauf auch noch so manches andere hingewiesen, was sich in dem Zimmer befand. So zum Beispiel das, neben dem Divan auf einem Tischchen stehende, dampfende Glas Grog, aus dessen Farbe und Geruch man auf seine Stärke schließen konnte. Ferner die kurzgriffige, aus Lederschnüren kunstvoll geflochtene Hundepeitsche, die — so recht zum jederzeitigen Gebrauche — neben dem Glase Grog lag, und endlich das einzige menschliche Wesen, welches sich

neben ein Paar, zu Füßen ihres Herrn hingekauerten, Hunden noch in dem Zimmer befand.

Gewissermaßen schien übrigens zwischen diesem Wesen und den Hunden eine Seelenverwandtschaft zu herrschen; denn wenn auch die Hunde am Boden kauerten und der Diener an der Thüre stand, so waren doch die vier Hunde- und die zwei Menschenaugen ganz mit derselben ängstlichen Gespanntheit auf das Gesicht des Herrn gerichtet. So oft die Hunde dabei ein Blick des vornehmen Russen traf, wedelten sie — ohne sich jedoch sonst zu rühren — mit den Schwänzen; so oft das Auge des Herrn über den Diener strich, bückte sich derselbe, mit dem übrigen Körper unbeweglich verharrend, um einen halben Zoll tiefer. Selbst bis auf die Physiognomie erstreckte sich diese Aehnlichkeit; da sich, neben den gemeinsamen abgeplatteten Nasen, in Iwan's Zügen eine fast hündische Demuth und in dem Ausdruck der Hunde ein fast menschliches Verständniß ausprägte. Beide Theile begegneten sich hier in der Mitte. In seelischer Beziehung war die Aehnlichkeit noch größer.

Der Wille des Menschen ist die selbst eigene Bestimmung seiner Thätigkeit und unterscheidet sich von dem thierischen Triebe dadurch, daß er auf geistigen Vorstellungen beruht, und daß er frei wählend verfährt. Gefühl und Gedanken sind in ihm stets ver-

eint. Hier liegt größtentheils, was den Menschen vom Thiere unterscheidet. Wo aber wären bei Iwan selbsteigene Bestimmung seiner Thätigkeit, Vorstellungen, Gedanken und freier Wille zu finden gewesen? Er hatte ja kaum jemals eine Ahnung von diesen Dingen gehabt und hätte diese sich geltend machen wollen, der Kantschu würde ihm das Ueberflüssige einer solchen Bestrebung bald merkbar genug gemacht haben.

So waltete denn zwischen dem Diener und den Hunden auch hier eine bewunderungswerthe Seelenverwandtschaft.

„Iwan!“ — rief jetzt der Herr.

Iwan fuhr in sich zusammen, kreuzte die Hände auf der Brust und rief, — tief gebückt und genau wie die zu den Füßen des Herrn liegende Diana von unten herauf blickend: „Was befehlen hochfürstliche Gnade!“

„Esel!“ — entgegnete der Herr, die große Meerschaumpfeife aus dem Munde nehmend und auf den schönen Teppich speiend. — „Weißt du nicht, daß ich hier nicht als Fürst auftreten will? — Laß mich nicht noch einmal ....“

Ein Blick auf die Lederpeitsche vollendete den Satz. Iwan verbeugte sich stumm.

„Hier bin ich General Postuchowski!“ — fuhr der Russe dann fort. — „Merke dir's!“

Iwan verbeugte sich abermals, den ängstlich gespannten Blick auf jede Bewegung des Herrn gerichtet. Die Hunde spitzten zitternd die Ohren.

„Den Grog!“ — herrschte der Russe weiter.

Iwan sprang herbei und reichte dem General das Glas auf einem Teller. Es war auf einen Zug geleert; aber statt auf den Teller zurückzukehren, flog es in eine Ecke. Diana sprang auf, das Glas zu apportiren; aber schon bei dem zweiten Satze hatte sie einen solchen Hieb mit der Hundspeitsche empfangen, daß sie heulend um und um schlug.

„Warte!“ — rief der Russe, bei dem Jammergeschrei des armen Thieres heiter auflachend. — „Hat's gut gethan? .... Will dich lehren, ohne meinen Befehl zu apportiren!“

Und mit der kurzgriffigen Peitsche drohend, erhob er sich halb von dem Divan. Diana kroch winselnd am Boden hin. Iwan folgte sichtlich dieser Bewegung in Gedanken.

Der Russe hatte sich während dessen ganz erhoben und hielt nun, ohne ein Wort zu sagen, die ausgerauchte Pfeife dem Leibeigenen hin. Dieser, der schon daran gewöhnt war, den Blick nie von seinem Herrn wegzuwenden, erfaßte die Dargereichte sofort, klopfte sie aus und legte sie an ihren Platz. Dann trat er wieder ehrerbietig in den Winkel an der Thüre.

Der Russe ging jetzt mit großen Schritten im Zim-

mer auf und ab, während ihm die Augen Iwan's und der Hunde folgten. Er mußte dabei aber an etwas sehr Angenehmes und Heiteres denken; denn seine bisher finstere Stirne klärte sich bedeutend auf und ein freundliches, wenn auch von Bosheit nicht freies Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes.

Plötzlich blieb er vor dem Tische stehen, der sich in der Mitte des Zimmers befand, strich sich mit beiden Händen die beiden Spitzen des lang herunterhängenden Schnurrbartes und sagte mit wohlgefälliger Miene:

„Sie wird kommen und .... meinen Wünschen entsprechen! Bei'm Himmel! ich kenne doch dies Weibervolk. Wann hätte noch ein weibliches Herz einem Diamantschmucke und der Aussicht auf eine fürstliche Existenz widerstanden .... zumal .... wenn es mit der Aussicht auf ihre Herrschaft zu Ende geht!"

Er lachte.

„Und hab' ich denn nicht gut schenken und versprechen!" — fuhr er fort. — „Wenn sie freilich mit der Geschichte des Schmuckes vertraut wäre ..."

Der Russe brach ab. Dann nahm er ein zierliches Briefchen von dem Tische auf und las:

„Herrn General Postuchowsky!

„Wenn ich auch erstaunt sein muß, in Ihrer heu-
„tigen Zuschrift eine Einladung von einem mir gänz-
„lich Unbekannten zu erhalten, so vertraue ich doch auf

„die Versicherung der Ehrenhaftigkeit Ihrer Absicht und „komme. Das wichtige Geheimniß, welches Sie mir „mitzutheilen haben, und dessen erste Fäden, wie Sie „schreiben, sich unter dem Verröcheln eines Sterbenden „zwischen Ihnen und mir angesponnen haben sollen, „bin ich unendlich begierig kennen zu lernen. Sobald „es dunkel geworden, werde ich die mir vorgezeichneten „Vorsichtsmaßregeln treffen und mit dem Schlage sieben „Uhr auf Nummer 4 des angedeuteten Gasthauses er„scheinen. Die ich mich hochachtungsvoll nenne:

„Betty van Beethoven."

„Vortrefflich!" — rief der Russe lachend — „Dies Briefchen garantirt mir wenigstens, daß ich nicht auf allzugroße Schwierigkeiten stoßen werde!"

Aber es wird bereits finster: „Iwan!"

Der Leibeigene zuckte zusammen, die Hunde zitterten und spitzten die Ohren.

„Anzünden!" — herrschte der Russe — „hier und neben im Salon."

Iwan gehorchte; dann kam er, auf den Zehen schleichend, zurück und stellte sich wieder demüthig in die Ecke neben der Thüre.

„Hierher!" — rief der Russe.

Jetzt aber sprangen Iwan und aus Mißverständniß auch Diana und Apollo herbei. Letztere freilich zu ihrem Unglücke, da jedes von ihnen mit einem furchtbaren Fußtritte und einem Knutenhiebe seine all=

zugroße Aufmerksamkeit heulend büßen mußten. Dem Leibeigenen warf der Russe seinen Pelz zu.

„Hm!“ — sagte er jetzt zu sich selbst, seiner Gewohnheit nach, wie vorhin, mit beiden Händen die zwei herabhängenden Enden seines Schnurrbartes streichend. — „Vergessen wir nicht, den Feinen zu spielen. Ich habe geraucht und Grog getrunken, . . . die Damen lieben den Geruch davon nicht. Mit der Zeit gibt sich das!“ — fuhr er roh lachend fort — „und noch manches andere; heute aber möchte es doch gerathen sein, den Duftenden abzugeben. Ich will meinen Mund mit Eau-de-luc und Wasser ausspielen. Iwan, meinen Rock und mein Eau-de-luc!“

Der Leibeigene sprang; rasch war er mit dem, mit mehreren Orden und einem großen Sterne decorirten Rocke zurück und reichte ihn seinem Herrn, der gemächlich hineinschlupfte.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß er in dem feinen, modischen Anzuge wirklich noch ein passabel hübscher Mann von noblem Ansehen sei.

„Jetzt das Eau-de-luc!“

Iwan sprang nach diesem; als er das Glas aber schon erfaßt hatte, schrie sein Herr: — „Wird es bald!“ — er fuhr entsetzt zusammen, das Glas entglitt vor Schrecken seiner Hand und zerschellte am Boden.

Aber welche Scene folgte jetzt. Wüthend vor Zorn — die Hunde verkrochen sich heulend unter dem Di-

van — rieß der Russe die kurzgestielte, ledergeflochtene Hundepeitsche vom Tische und nun fiel, von dem nervigen Arme des robusten Mannes geschwungen, Hieb auf Hieb über Kopf, Rücken, Arme und Füße des sich wie ein Wurm lautlos krümmenden Sklaven.

Dicke rothe, von Blut unterlaufene Schwülen liefen ihm bereits quer über das Gesicht, bedeckten gewiß schon den ganzen Körper. . . . Der Russe ließ nicht nach . . . . bis Iwan ohnmächtig zusammenbrach. Dann erst stieß er ihn mit einem Fußtritt auf die Seite; schlug Dianen, die sich winselnd und wie um Gnade bittend unter dem Divan hervorgewagt, seinen Sporn so tief in die Seite, daß das scharfe Rad desselben das Fleisch weit aufriß und das aus der Wunde des jammervoll heulenden Thieres fließende Blut den Teppich in einem langen Striche deckte.

In dem Augenblicke schlug es auf der Pendüle sieben Uhr, zugleich rollte ein Wagen vor. Der Russe warf die Peitsche weg, fuhr sich rasch mit dem Taschentuch über das Gesicht, mit der Hand durch die Haare und trat in den Salon.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen, war er ein ganz anderer Mensch. Keine Spur leidenschaftlicher Erregtheit war in seinen Zügen zurückgeblieben. Die Falten der Stirne erschienen geglättet, der Blick feurig aber nicht mehr wild, der Ausdruck roher Despotie in jenen eines angeborenen aristokratischen Stolzes

verwandelt. Die ganze Erscheinung war jetzt eine höchst feine und liebenswürdige.

Ein flüchtiger Blick in den Spiegel hatte den Russen überzeugt, daß die Metamorphose eine vollständige sei, als es an der Eingangsthüre des Salons pochte und auf sein „Herein!" eine sorgfältig verhüllte Dame in das Zimmer trat. Kaum aber hatte diese ihren Schleier zurückgeschlagen, als sie erstaunt ausrief:

„Wie? sehe ich recht? Fürst Galitzin?"

„Nun, bei Gott! meine Schöne!" — entgegnete der Fürst, fein lächelnd, mit einer artigen Verbeugung — „Sie haben einen scharfen Blick und ein treffliches Gedächtniß. So viel mir bekannt, haben wir uns bis jetzt erst einmal im Leben gesehen, nur auf wenige Minuten und in einer gegenseitig peinlichen Situation."

„Allerdings mein Fürst!" — entgegnete Betty van Beethoven — „an der Seite des sterbenden Grafen Pallhorst. Sie waren Secundant des Grafen Gallenberg."

„So ist es!" — sagte geschmeidig Fürst Galatzin. — „Und doch waren diese Minuten für mein Leben entscheidend! . . Das ist indessen das Geheimniß worüber ich Ihnen Mittheilungen zu machen habe, die, aber der Art sind, daß wir Muse und Zeit dazu bedürfen. Legen Sie daher ab, meine Liebenswürdige, und lassen Sie uns auf dem Sopha Platz nehmen."

Betty gehorchte und der Fürst ging ihr mit einer so feinen Artigkeit und Gewandtheit dabei an die Hand, daß sie sich nicht wenig geschmeichelt fühlte.

„Und mit wem" — sagte sie jetzt, als Beide auf dem Sopha Platz genommen, — „mit wem wird mir eigentlich die Ehre der Unterhaltung, mit dem Fürsten Nicolas von Galitzin oder dem General Postuchowsky?"

„Für Sie, meine Verehrte!" — entgegnete der Russe — „für Sie, bin ich Fürst Galitzin; für jeden anderen Menschen in Wien aber General Postuchowsky. Ich habe triftige Gründe für das strengste Incognito nach Außen hin."

„Und Ihre Wünsche?"

„Madame!" — sagte der Fürst — „ich bin Soldat, und daher gewohnt, kurz und ohne Umschweife mit festem Schritt und sicherem Blick auf das Ziel loszugehen, das ich mir gesteckt. Dies Ziel und mein versprochenes Geheimniß fallen in Eines zusammen. Sie sollen daher beides jetzt kurz und bündig erfahren."

„Ich bin ganz Ohr."

„Als ich vor zwei Jahren das letztemal in Wien war, entspann sich jenes bewußte unselige Duell, dessen Sie vorhin erwähnten. Ich ward Gallenberg's Secundant und sah Sie in dem Augenblicke, als wir den Kampfplatz verließen. Es waren mir, wie vorhin

schon bemerkt, nur Minuten gegönnt, Sie zu sehen, und doch — sage ich es gerade heraus — genügten diese Minuten, Ihr Bild meiner Phantasie so einzuprägen, daß ich es von da an nicht mehr vergessen konnte. Pallhorst's Tod erlaubte damals keine Annäherung, auch kehrte ich wenige Tage später nach Petersburg zurück und die Sache schien abgethan. Wer aber von allen Sterblichen ist Herr seiner selbst. Ich mußte auch im Norden Ihrer gedenken. Ein gewisses Etwas — gestehe ich es nur, ich kann selbst nicht mit Bestimmtheit sagen was? — erinnerte mich immer an Sie und stellte mir Ihren Besitz als beneidenswerth dar. Da bekomme ich plötzlich — unter dem äußern Vorwande zur Armee nach Persien zu gehen — einen geheimen diplomatischen Auftrag, der mich über Wien führt. Ich trete die Reise an; aber je näher ich Wien komme, desto freundlicher und verführerischer malt mir meine Phantasie Ihr Bild aus. Der Auftrag selbst, nach Wien zu gehen, scheint mir ein höherer Wink, und so stellte sich bald der Entschluß fest — als tapferer Soldat geradezu Ihr Herz zu stürmen."

Betty hatte der ganzen Rede Galitzin's mit Ueberraschung und Spannung zugehört. Ihr Herz klopfte heftig, ihr Busen wogte ungestüm, denn . . . es war ja ein Fürst . . . ein russischer Fürst, be-

kannt durch sein enormes Vermögen und seine Galanterie, der so zu ihr sprach.

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Durchlaucht!“ — sagte sie jetzt. — „Denn ich, eine nicht mehr junge, nicht mehr blühende Frau, kann Ihre Worte doch wohl nur für Scherz nehmen. Wie sollten mich die Blicke eines Mannes suchen, der — seiner Stellung, seines Vermögens und seiner Erscheinung nach — über die jüngsten Herzen gebieten kann.“

„Das ist Geschmacksache!“ — sagte der Fürst mit einem Lächeln und einem Blicke, vor welchen Betty die Augen erröthend niederschlagen mußte. — „Wir sind beide keine Kinder mehr und kennen die Welt. Von einem schwärmerischen Liebegirren kann ja daher auch zwischen uns nicht die Rede sein. Offen und ehrlich! . . . Sie haben mein Herz und meine Phantasie gefesselt. Ich weiß von den Erkundigungen her, die ich bei meinem letzten Aufenthalte hier, noch vor meiner Abreise über Sie eingezogen, daß Sie Geist und Liebenswürdigkeit besitzen, um einem Manne das Leben in reichem Maße angenehm zu machen. Uebernehmen Sie, als Freundin, diese schöne Aufgabe bei mir. Ich kann Sie nicht zur Fürstin Galitzin machen, aber Sie werden auf meinen Schlössern und in meinem Herzen Herrin sein und ein fürstliches Leben führen.“

„Sie überraschen mich!“

„Hoffentlich nicht unangenehm.“

„Ich weiß Ihre Freundlichkeit zu schätzen.“

„Schwerlich!“ — rief der Fürst lächelnd, stand auf und holte aus dem Nebenzimmer ein kostbares Etui.

„Sehen Sie wenigstens hier, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, den ersten Beweis für die Aufrichtigkeit meiner Verehrung. Dieser Brillantschmuck ist Ihr Eigenthum, sobald Sie mir Ihr Herz schenken.“

Der Schmuck war wundervoll und von ungemeinem Werthe. Betty's Athem stockte fast, als ihr die prächtigen Steine aus der überaus geschmackvollen Fassung entgegenblitzten. Ihre Augen funkelten mit den Diamanten um die Wette; zu sprechen aber war ihr für den Augenblick unmöglich.

„Ich werfe meiner Freundin außerdem für die Zeit ihres Lebens schriftlich einen Jahresgehalt aus, der sie über alle Verlegenheiten hinaussetzt und sie in ihren Einnahmen mancher deutschen Baronin gleichstellt.“

„Herr Fürst...!“

„Sie haben auch einen Sohn?“

„Ja!“

„Wenn er Lust hat, eine militärische Carriére zu machen, werde ich ihm für ein Lieutenant-Patent im russischen Heere sorgen.“

„Ihre Güte erdrückt mich.“

„O nein!“ — rief Fürst Galitzin, mit chevaleresquer Liebenswürdigkeit — „Sie soll sie aufrichten; Ihnen einen heiteren Blick in eine schöne, reizende Zukunft gewähren!“

„Gönnen Sie mir Zeit, Durchlaucht . . . .“

„Das nicht!“ — rief der Fürst immer freundlicher und zutraulicher; aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit. — „Ihr Entschluß muß jetzt auf der Stelle gefaßt werden. Wir machen alsdann, zu Ihrer Sicherheit, alles schriftlich. Ich unterzeichne und untersiegele, und mit dem Grauen des Tages sind wir auf dem Wege nach Rußland.“

„Wie?“ — rief Betty auf's Höchste überrascht. —

„Noch heute.“

„Noch heute!“ — wiederholte der Fürst, indem er den Brillantschmuck bei dem Scheine der Wachskerzen wie spielend hin und her bewegte, so daß die Steine ein Meer von Lichtblitzen aller Farben aussandten. —

„Vergessen Sie, meine Verehrte, nicht, daß ich Incognito und auf einer diplomatischen Sendung hier bin, welche die größte Eile hat. Der Kaiser erwartet mich schon in den nächsten Tagen . . . . und Sie . . . . das alte, prächtige und stolze Fürstenschloß der Galitzin: Nikolsk-Slobotskoi.“

„Aber wie könnte ich . . . .“

„Packen Sie diese Nacht mit Hülfe Ihres Kam-

mermädchens Ihre Kostbarkeiten, Ihr Geld, Ihre Garderobe und was Sie sonst an leichten Dingen mitnehmen wollen. Alles andere lassen Sie zurück," — fügte der Fürst stolz hinzu. — „Was soll Ihnen der Quark als Herrin der Güter eines Fürsten Galitzin!"

„Und mein Kind?"

„Ihren Sohn treffen Sie bei Ihrem Nachhausekommen. Ich habe ihn durch ein anonymes aber dringendes Schreiben dahin beordert."

In Betty's Brust kämpfte es sichtlich. Der Antrag des Fürsten schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig; der prächtige Brillantschmuck reizte ihre Habgierde; die glänzenden Aussichten stachelten ihre alte nimmersatte Genußsucht auf, und dazu kam noch, daß sie Wien mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen sollte .... Wien .... das ihr im Laufe der Zeit in vielen Beziehungen verhaßt geworden und in welchem ihre Stellung des Peinlichen und Demüthigenden übermäßig bot. Ohne die Trennung von ihrem Sohne wäre sie jetzt schon entschlossen gewesen. Und dann, und vor allen Dingen die glänzende Versorgung für die Zukunft ... jetzt, wo Schönheit und Reiz nahe daran waren, ihre Geltung zu verlieren.

Auf ihre Aeußerung über das Schwierige, sich so ganz und so schnell von ihrem Kinde zu trennen, sagte der Fürst mit freundlicher Zuversicht:

„Beruhigen Sie sich darüber, meine Liebenswür-

dige, ich werde Sorge dafür tragen, daß das Lieutenants-Patent bald eintrifft und dann . . . werden Sie Ihren Sohn, dafür bin ich Ihnen gut, bald in Petersburg sehen."

Betty schwankte noch immer. Das ganz Unvorhergesehene des Vorschlages und das Dringende des Entschlusses verwirrte sie doch einigermaßen. Galitzin aber ließ nicht nach: er bat, malte die Zukunft mit den reizendsten Farben aus, sprach so beredt und war so liebenswürdig, daß Betty in der That nach einer fast stundenlangen Unterredung nachgeben mußte.

„Nun denn, so mag es sein!" — rief sie endlich und reichte Galitzin die Hand.

„Abgeschlossen!" — sagte der Fürst mit seltsam triumphirendem Blicke und küßte seiner neuen Freundin zärtlich die dargereichte Rechte. Betty hatte indessen Lebenserfahrung genug, um auf eine Feststellung des neuen Verhältnisses in Form Rechtens zu dringen. Man besprach daher gegenseitig die Einzelnheiten, über die man denn auch leicht übereinkam, da sich der Fürst sehr gentil zeigte.

Der vorsichtige Mann hatte aber, als feiner Diplomat in solchen Dingen, die Contrakte schon vorbereitet, so daß es nur des Vorlesens und der gegenseitigen Unterzeichnung bedurfte.

„Und nun," — sagte der Fürst, indem er das Etui mit dem Schmucke sorfältig schloß und Betty hin-

reichte, — „wollen Sie den Schmuck entgegennehmen oder soll ich Ihnen denselben bis nach Petersburg in meinem Koffer aufbewahren?"

„Behalten Sie ihn bis dorthin immer bei sich!" — entgegnete die neue Freundin des Fürsten. — „Er ist bei ihnen besser und sicherer aufbewahrt, als bei mir."

„Und im Contract Ihnen zugeschrieben."

„Ihr Wort und Ihre Neigung sind mir mehr als dies. Aber wie reisen wir?"

„Halten Sie sich Morgen früh um vier Uhr bereit. Ich hole Sie in meinem großen und bequemen Reisewagen ab . . . . das heißt: ich, General Postuchowsky! . . . Ihr Kammermädchen können Sie mitnehmen, wenn es Ihnen und ihr recht ist. Aber Eines nicht vergessen: Ihr Sohn darf vor der Hand meinen Namen nicht erfahren."

Beide nahmen jetzt, nach einer kurzen zärtlichen Ratification des Vertrages, Abschied; worauf die Dame dicht verhüllt und wohl verschleiert den Gasthof wieder verließ.

Kaum aber waren ihre Tritte auf der Treppe verhallt, als das feine, liebenswürdige Aeußere des Russen mit Blitzesschnelle seiner wahren Natur wieder Platz machte.

„Holla!" — rief er, mit vor Lust wild funkelnden Augen — „das Vögelchen ist in die Schlinge gegangen. Ja! sie soll die Dame meines Herzens sein;

aber mein Herz und meine Launen werden dabei, wie ich mich kenne, ihre Herren werden! O! wie wird sie sich umsehen, wenn ich sie erst Mitten in Rußland auf meinem Schlosse Nikolsk-Slobotskoi habe! Meint die Thörin denn: die Contracte und Verträge, auf die sie so sehr drang, hätten dann noch mehr Werth, als irgend ein alter Wisch Papier? .... Die Närrin ... dort bin ich Kaiser ... und alles Andere ist mein, ist so gut als mir Leibeigen!"

Und in das Nebenzimmer tretend, rief er donnernd nach einem neuen Glase Grog, wobei er mit wildem Triumphiren durch das Schwingen seiner kurzstieligen, ledergedrehten Hundepeitsche Iwan aufjagte, der, von unsäglichen Schmerzen zusammengekrümmt, leise jammernd, noch am Boden kauerte. — —

Als Betty das Haus erreicht, in welchem sich ihre jetzt ziemlich bescheidene Wohnung befand, denn mit dem Testamente des Grafen Pallhorst war es nichts gewesen und die Pretiosen gingen zu Ende — hörte sie schon unten einen wüsten Lärm. Wie Centnerlast fiel es auf ihre Seele: das war ihr Sohn, der heute wieder zuverlässig — wie so oft — des Guten zu viel gethan.

Und in der That, sie hatte sich nicht getäuscht. Der junge Mann, etwas angetrunken, balgte sich im Uebermuthe laut lachend mit dem Kammermädchen

herum, das sich vergeblich bemühte, seinen allzugroßen Artigkeiten zu entgehen.

Schon lagen einige Stühle umgestürzt am Boden, auch eine Wasserflasche hatte dies Schicksal getheilt, als Frau Betty eintrat.

„Aber um Gottes Willen!“ — rief die Mutter — „was geht denn hier vor?“

„Gut, daß Sie da sind!“ — keuchte das Mädchen — „der junge Herr sind wieder so ausgelassen!“

„Ausgelassen!“ — schrie der junge Mann mit schallendem Lachen — „wie sie das richtig trifft! — Ausgelassen! .... ja ausgelassen! .... oder noch richtiger gesagt .... Hinausgelassen .... bin ich heute im Sinne des Wortes! — Göttlicher Gedanke: ausgelassen! Hinausgelassen, so gut als fortschicken: relego, relavi, relatum, relare. Kann auch heißen: eine Schuld auf Jemanden schieben! Culpam in hominem!“

„Aber Louis!“ — sagte die Mutter.

Das Kammermädchen hatte die Stühle unterdessen aufgerichtet und entfernte sich jetzt mit glühendem Gesicht, die Glasscherben der zerbrochenen Wasserflasche hinauszutragen.

„Ausgelassen! .... Hurrah! .... der Ausdruck ist Goldes werth!“ — rief der junge Mann und warf sich lachend in die Ecke des Sopha's.

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Aber ich verstehe es desto besser!“ — rief der Jüngling; und seine Mütze, die er bisher noch auf dem Kopfe gehabt, abziehend und bis an die Decke in die Höhe werfend, rief er:

„Es lebe die Freiheit! Die Freiheit soll leben!“

Betty erblaßte: — „Bist Du toll?“ — sagte sie dann, sich ängstlich umsehend, — „willst Du Dich und mich unglücklich machen!“

„Nu!“ — rief jener — „ich werde mich doch meines Lebens und meines Glückes freuen dürfen?“

„Welchen Glückes?“

„Meiner Freiheit!“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Nun denn, Mama, Du hast ja gehört, ich bin heute ausgelassen!“

„Das sehe ich wirklich!“

„Von der Universität und aller Schulfuchserei ausgelassen!“

„Wie denn?“

„Nun, zum Teufel! sie haben mich so gut als relegirt!“

„Was? — Louis!“ — rief die Mutter entsetzt.

Der junge Mann aber lachte unbändig.

„Relegatio ist lateinisch!“ — rief er dann mit einer Art bitterer Heiterkeit — „und heißt: Verweisung.“

„Aber, du Gott .....!“

„Bei den Römern verstand man seit Augustus

darunter: die Verbannung verdächtiger oder auch in Ungnade gefallener Personen nach einem bestimmten Orte und auf bestimmte Zeit."

„Aber ....."

„Bei uns ist sie Verweisung eines Studenten, wie Figura zeigt, von der Universität ...."

„Auf immer?" — frug in seltsamem Gedankengange die Mutter, denn das angebotene Lieutenants-Patent fiel ihr ein, und kam ihr jetzt fast wie ein Fingerzeigen des Himmels vor.

„Bei meiner Wenigkeit nur auf kurze Zeit .... sonst aber Relegatio in perpetuum!"

„So höre doch!"

„Donnerwetter!" — rief der Jüngling lachend — „ich muß doch beweisen, daß ich etwas gelernt habe."

„Der Beweis für das Gegentheil scheint allerdings vorzuliegen!" — meinte Frau Betty. Es lag indessen ein so unerwartet milder Ton in diesen Worten, daß der junge Mann über die nachsichtige Aufnahme dieses fatalen Berichtes staunte. Auch glaubte er an seiner Mutter eine ganz ungewöhnliche Aufregung und Unruhe wahrzunehmen, die sich namentlich in dem hastigen Abwerfen ihres Mantels, Hutes u. s. w. kund gab. Zugleich flüsterte sie dem zurückgekehrten Kammermädchen verschiedene Befehle in das Ohr, die dieses mit höchstem Staunen aber sichtlich

auch mit Freude aufnahm; worauf sie eine Ermahnung zur Eile wieder hinaustrieb.

„Was gibt es denn hier Räthselhaftes?“ — frug daher, jetzt etwas ernster, der junge Mann. — „Ich bin ohnedem durch ein anonymes Schreiben von fremder Hand zu Dir bestellt.“

„Und was denkst Du jetzt zu thun?“ — frug die Mutter, des Sohnes Worte nicht beachtend.

„Weiß noch nicht! — Vielleicht werde ich Kaufmann!“

„Warum nicht gar?“

„Was sonst?“

„Militär!“

„Ja wohl!“ — rief Louis höhnisch. — „Da mich die pedantischen Tugendseelen von der Universität gewiesen, werden sie mich auch bei dem Militär nicht aufnehmen wollen.“

„Wäre Dir denn ein Lieutenants-Patent in der russischen Armee recht?“

„Welche Frage! Das versteht sich nun wohl von selbst.“

„Wenn ich Dir nun eins verschaffe?“

Der junge Mann sah seine Mutter groß und zweifelnd an.

„Louis!“ — sagte diese dann, — „ich habe keine Zeit zu verlieren, da ich noch packen muß.“

„Packen?“

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit: ich reise noch diese Nacht ab."

„Wohin?"

„In acht Tagen wirst Du es durch einen Brief erfahren. Wenn Du das Patent erhälst .... kommst Du Deiner Mutter nach?"

„Also nach Rußland."

„Stille!"

„Kommst Du nach?"

„Aber nicht gleich."

„Nicht gleich? — Warum nicht?"

„Daß ich ein Narr wäre!!" — rief Louis lachend. — „Denkst Du denn nicht daran, daß ich Onkel Ludwig's Erbe bin?"

„Unsinn!"

„Kein Unsinn! Der alte Brummbär hat wenigstens zehntausend Gulden für mich in Staatspapieren zurückgelegt."

„Ich glaube es nicht."

„Und ich weiß es! Ist er doch so unsinnig, wie ein Geizhals zu knausern und zu sparen, ... alles für mich! .... Die ganze vorige Woche hat er wieder fast nichts als Brod zu Mittag gegessen!" — rief Louis hell auflachend. — „Wenn er wüßte, wie flott sein Neffe indeß gelebt, ich glaube .... er wäre im Stande mir den Laufpaß zu geben."

„Aber bis Du ihn erbst, das kann noch lange werden!“

„Nein!“ — sagte der junge Mann mit heiterer Zuversicht — „das dauert nicht mehr lange. Mit Onkel Ludwig geht es zu Ende; das wird Jeder erkennen, der nur etwas Blick hat. Seine Züge haben sich seit der letzten Krankheit auffallend geändert, ... und da er sich nicht in Acht zu nehmen weiß, bin ich gut dafür: die Krankheit schlägt nächstens zurück. Es wäre bei Gott, auch Zeit, denn es ist nicht mehr mit ihm auszuhalten.“

„Ich denke auch in anderer Beziehung.“

„Wegen meiner Schulden?“

„Ja!“

„Nun, das macht sich. Die Leute warten schon bis er schlafen geht und dann bleibt mir noch immer etwas Erkleckliches übrig.“

„Aber nun rasch zum Entschluß: was soll nun geschehen?“

„Schaffe mir nur das Patent. Vor der Hand spiele ich bei meinem Brummbär den Reuigen .... hat er die Augen zugemacht, komme ich nach.“

„Gut!“

„Aber Du läßt mir doch noch ein Sümmchen zurück, wenn Du gehst. Der Alte rückt ohnedem nur spärlich heraus.“

„Leichtsinniger!“ — sagte die Mutter; aber sie hatte schon während des Gespräches ein Päckchen zu diesem Zwecke zurecht gemacht.

„Und darf man wirklich nicht wissen, wohin Du gehst?“

„Mein nächster Brief sagt es Dir.“

„Meinetwegen!“ — rief der junge Mann lachend — „ein Narr ist der, der sich um mehr bekümmert, als um die Minute der Gegenwart und ihren Genuß! Darin bin ich eben namentlich der Antagonist meines alten Brummbärs.“ — Und Louis fiel nun in eine schneidende Verhöhnung seines Oheims, in die die Mutter mit Bitterkeit einstimmte.

Indeß die Zeit drängte. Clara hatte die Koffer schon herbeigeschleppt, der junge Mann erhob sich zum Weggehen.

„So lebe denn wohl!“ — rief jetzt Betty und zog den Sohn in ihre Arme. Aber in diesem Augenblicke machte sich auch das Mutterherz mit voller Kraft geltend. Heiß und stürmisch preßte sie unter Thränen den jungen Mann an ihre Brust; leidenschaftlich küßte sie Mund, Stirne und Wangen indem sie ein über das anderrmal fast mit Beklemmung rief: „Komme bald Louis!.... komme ja bald nach!.... laß Deine Mutter nicht umsonst rufen. Ich würde verzweifeln!“

Dann plötzlich sich fassend und die Thränen aus

den Augen wischend, sagte sie mit einem Feuerblick: — „Und — räche mich auch ferner an Deinem Onkel! — — — —"

Als es vier Uhr schlug, fuhr vor Betty's Wohnung ein mit vier Postpferden bespannter Reisewagen vor. Es war noch dunkle Nacht. Schweigend wurden die Koffer aufgepackt. Schweigend stieg Betty mit dem Mädchen in den Wagen. Als Iwan den Schlag zugeworfen .... waren des Schicksals Würfel für Betty gefallen. Man hörte nie wieder ein Wort von ihr .... aber die Mauern von Nikolsk-Slobotskoi sollen viel .... viel zu erzählen wissen! —

Ein edler großer Mensch.

Ludwig van Beethoven saß in seiner Wohnung im sogenannten Schwarzpanierhause, am Glacis der Vorstadt Waehring gelegen. Sie war sehr gut für ihn geeignet, hatte viel Sonne und gewährte eine weite und freundliche Aussicht nach der Hauptstadt und mehreren Vorstädten.

Aber die freundliche Aussicht lag für den großen Beethoven eben leider auch nur nach Außen hin, in seinem Inneren hatte es sich gar finster und trübe gestaltet. Ernst, fest und kalt schritt sein tragisches Schicksal seiner Erfüllung entgegen.

Was aber hatte auch Beethoven wieder in der letzten Zeit an seinem Neffen erlebt!

Wie ein Donnerschlag war die Nachricht der Wegweisung seines Adoptivsohnes von der Universität wegen Leichtsinn, Studienversäumniß und Unsittlichkeit, über sein Haupt dahingerollt. Beethoven war

außer sich gerathen: so war denn sein Name auf den er so unendlich viel hielt, — den er so groß und berühmt gemacht, — dessen Reinheit immer sein Stolz gewesen .... zum zweitenmale auf eine schmähliche Weise compromittirt! — So waren denn alle die schönen Hoffnungen, die er auf seinen von der Natur so glücklich begabten Neffen gesetzt, vollständig zerstört! — So hatte er erleben müssen, daß alle die Opfer, die er freudigen Herzens für diesen, ihm so theuren Jüngling gebracht, vergebens, — alle die Liebe und Güte, alle die herzlichen Bitten und Ermahnungen, die er an ihn verschwendet, umsonst gewesen seien.

Ein namenloser Schmerz zehrte an des Meisters Seele. Tiefer sanken dabei die Augen in ihre Höhlen, schärfer noch markirten sich die Züge, welker und magerer ward die Gestalt; — aber fest aufgerichtet blieb der Geist, unwandelbar in seiner Größe und Liebe das Herz Beethoven's.

Als sich der Neffe voll Reue wieder schriftlich an ihn wandte, antwortete ihm der Meister:

„Mein theurer Sohn!"

„Nur nicht weiter! — Komm nur in meine Arme, „kein hartes Wort wirst Du hören!

„O Gott! gehe nicht in Dein Elend! Liebend wie „immer wirst Du empfangen werden. Was zu überle„gen, was zu thun für die Zukunft, dies werden wir „liebevoll besprechen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe,

„da sie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden; nur „die liebevollste Sorge und Hülfe darfst Du von mir „erwarten.

„Komm nur! komm an das treue Herz Deines „Vaters." „Beethoven."

„Folge mir nur, und Liebe wie Glück der Seele, mit irdischem Glück gepaart, wird uns zur Seite sein, und Du wirst ein intensives Dasein mit dem Aeußeren paaren; doch besser, daß ersteres über letzteres oben anstehe.

„Tausendmal umarme ich Dich und küsse Dich, nicht mein verlorener, sondern neugeborener Sohn. Für Dich Wiedergefundenen wird Dein liebevoller Vater immer sorgen." *)

Welche Seelengröße! welcher nicht zu erschöpfende Quell der edelsten Liebe in dieser gequälten und gemarterten Brust! .... und welcher Lohn dafür? — —

Als der Neffe nun gedrängt wurde, mehrere rückständige Prüfungen nachzutragen, endigte er damit .... daß er Hand an sein Leben legte!

Ludwig van Beethoven's Herz ..., hatte den Todesstoß erhalten; er hatte ihn empfangen von dem einzigen ihm noch verwandten lieben Wesen auf Erden!

Freilich .... die That mißlang; aber der junge

---

*) Wörtlich nach den Originalbriefen. Schindler: S. 175. 176.

Mensch fiel als Selbstmörder — den Landesgesetzen zufolge — in die Hände der Justiz; da die Gesetze annehmen, daß nur Mangel an Religion zu solchem gewaltsamen Schritte der nächste Anlaß sein könne. Von Staats wegen wird daher jeder dieser Unglücklichen in sichern Gewahrsam gebracht, um dort für seine religiöse Erziehung das Nöthige zu thun. So geschah es auch hier mit dem Neffen Beethoven's.*)

Als die Zeit herannahte, wo man ihn der Obsorge seines Vormundes wieder anvertrauen zu können glaubte, ging bereits der Monat October des Jahres 1826 zu Ende. Aber Beethoven wollte, konnte den Neffen nicht in Wien wiedersehen. Bruder Johann bat dem zufolge Ludwig sein Landgut zum einstweiligen Aufenthalte mit dem Neffen an, bis es Hofrath von Breuning — der jetzt von der Regierung als Mitvormund des unglücklichen jungen Menschen ernannt worden — gelungen sein würde, für diesen ein anderweitiges Unterkommen zu finden.

Es war ein recht trüber unfreundlicher Tag, als Ludwig in einem alten Miethwagen nach dem Gute des Bruders abfuhr. Er hatte zwar Johann gebeten, ihm doch seine eigene geschlossene Equipage zu schicken; aber der Gutsbesitzer schrieb zurück: „Ein Miethwagen wird's auch thun, meine Pferde sind krank und be-

---

*) Thatsache. Schindler: 177. 178.

dürfen der Ruhe. Kugler bringe nicht mit; denn ich habe keinen Platz für ihn."

Ludwig van Beethoven legte diese kurze, unfreundliche Antwort desjenigen Menschen, der ihm alles zu danken hatte, was er geworden und was er besaß, ruhig bei Seite. Die Schläge des Schicksals hatten ihn nachgerade für solche Dinge stumpf gemacht. Er lebte nur noch abgeschlossen in seinem Inneren mit sich selbst. Auch war das, was ihn jetzt geistig niederbeugte, eine so schwere Last für sein Herz, daß ihm fast die Empfindung für andere Schmerzen abging. Außerdem sah er niemals die kleinlichen Jämmerlichkeiten des einstigen Apothekers für etwas anderes, als für eine fortwährende Abwesenheit des klaren seelischen Bewußtseins an, für eine zu bemitleidende Verfinsterung der Seele.

Der Tag war, wie gesagt, trübe und unfreundlich. Kalte Herbstnebel deckten so dicht die Felder, daß jede Fernsicht den Blicken entzogen ward; während die Feuchtigkeit der Luft selbst die winterliche Kleidung des Meisters allmälig völlig durchdrang und ihn oft schaudern machte.

Beethoven knöpfte sich dichter zu und legte sich in die Ecke des Wagens zurück. Wie so oft, wenn er unangenehmen Gedanken entgehen wollte, concentrirte er dabei seine ganze geistige Kraft auf eine seiner musikalischen Schöpfungen. Heute war es sein neue-

stes Werk, was er überdachte, die, zunächst nach seiner Krankheit entstandene Schöpfung: das Quartett Nr. 12 mit dem merkwürdigen Adagio: „Canzona di ringraziamente in modo lidico offerta alla divinità da un guarito.“

Beethoven versank bald so tief in diese Geistesarbeit, daß ihm die Welt verschwand und Schmerz und Trauer völlig für ihn untergingen. Es war schon tief in der Nacht, als er auf dem Gute ankam. Aber sonderbar, als der Wagen vor dem sehr schönen und eleganten Herrenhause hielt, war, außer einem Knechte, Niemand da, der ihn empfing. Bruder Johann benachrichtigte ihn durch einen Zettel, welchen der Knecht übergab; daß er mit seiner Familie zu einem Balle in die Nachbarschaft gefahren sei. Sein Zimmer sei bereit.

Was bedurfte Ludwig van Beethoven mehr! Er war müde und freute sich auf Ruhe in einem guten Bette; — auf die Behaglichkeit in einem der schönen Zimmer, deren Bruder Johann so viele in seinem Haupthause hatte. Aber was ist das?

„Wo führt er mich denn hin?“ — frug der Meister jetzt den Knecht, der eben mit einer Stalllaterne dem Ankömmlinge über den Hof leuchtete.

Der Knecht deutete nach dem Nebenhause, das gewöhnlich der Gärtner bewohnte.

„Ach was!“ — rief Beethoven finster — „Er kennt mich wohl nicht.“

„Warum denn nicht!“ — brummte der Knecht faul und mürrisch; schritt aber ohne sich umzuwenden vorwärts.

„So hör' er doch!“ — schrie jetzt Beethoven wieder — „was soll ich, zum Teufel zu, denn bei dem Gärtner thun.“

Aber auch das war umsonst. Der Leuchtende schritt bis zu dem Nebenhause, schloß die Thüre auf, stellte dann — als er sah daß Beethoven nicht folgte — die Stalllaterne auf die Erde, steckte die Hände in die Taschen, lehnte sich an die Pfosten der Thüre und pfiff sich, Beethoven's Nachkommen abwartend, ganz gemüthlich ein Liedchen.

Der Meister war indessen, zornig über die Bornirtheit des Menschen, nach der Thüre des Haupthauses gegangen. Sie war verschlossen. Er zog die Schelle. Niemand öffnete. Die Mägde und Dienstboten hatten sich die Abwesenheit der Herrschaft zu Nutze gemacht und tanzten im nahen Wirthshause.

In früheren Zeiten wäre Ludwig van Beethoven im Stande gewesen, nach solchen Vorkommnissen, ohne Weiteres zu Fuße nach Wien zurückzukehren und hätte er die ganze Nacht durchlaufen müssen. Wirklich wandelte ihn dieser Gedanke auch jetzt an; aber .... er fühlte, daß die Kräfte nicht mehr aus-

reichten. Außerdem fuhr der kalte Nachtwind so empfindlich durch seine total durchnäßten Kleider, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing. Was war zu thun? Beethoven unterdrückte den Aufschrei seines Innern über solch' brüderlichen, solch' liebevollen, solch' aufmerksamen Empfang . . . und ging nach dem Nebenhause.

Als der Knecht ihn kommen sah, nahm er ganz gemüthlich seine Laterne wieder auf und schritt die schmale Treppe voran, die zu der Gärtnerwohnung führte. Der Meister folgte. Oben angekommen, öffnete der Führer eine Thüre, trat ein, zündete ein Licht an, ließ Beethoven herein und ging dann pfeifend wieder fort.

Der Maestro schaute sich um: Wirklich! . . . wirklich! . . . dies niedere ganz ordinär eingerichtete Zimmer war für ihn bestimmt. Dort stand ein aufgedecktes Bett und hier auf dem Tisch war das Nachtessen servirt: etwas Butter, Brod und Käse, — auch ein Teller mit fünf dünngeschnittenen Scheibchen Wurst und eine Flasche gutes Dünnbier.

Ludwig van Beethoven sagte nichts. Es war ihm, als griff eine Marmorfaust in seine Brust und zerknirrsche sein Herz mit einem einzigen furchtbaren Drucke. Aber gleich darauf überkam ihn ein sonderbares, noch nie gehabtes Gefühl . . . . . es war ein Heimweh . . . . . ein Heimweh, nach seinem eigenen Zimmer in Wien! . . . . . ein Heimweh . . . . . noch

weiter, noch tiefer begründet ..... fast .... wie nach ewiger Ruhe und ewigem Vergessen!

Beethoven rührte das Essen nicht an — und ging zu Bette. — — —

Als er den kommenden Morgen aufgestanden war und an das Fenster trat, sah er die schöne, bequem eingerichtete und elegante Equipage seines Bruders vor dem Haupthause vorfahren. Wenige Augenblicke später trat Johann selbst bei ihm ein.

Es war ein stattlicher, von Behäbigkeit strahlender Mann geworden, dieser Gutsbesitzer, dem man ansah, daß er das Wort „Sorgen" gar nicht kenne. Sein röthlich schimmerndes Gesicht glänzte jetzt vor Stolz, als wolle er sagen: Habe ich Dir's nicht schon lange voraus verkündigt, daß Du es in der Welt nie so weit bringen würdest, wie ich?" Und diese hieroglyphische Frage des Gesichtes, commentirte noch genügend, das boshafte Lächeln, welches um die Mundwinkel des einstigen Apothekers spielte.

Er nickte dem Bruder gnädig zu.

„Guten Morgen, Johann!" — sagte dieser ernst und ruhig.

„Ich fahre jetzt weg" — schrieb Johann auf den mitgebrachten Bogen Papier — „Louis abzuholen."

„In der Staats-Equipage?" — frug Ludwig.

Der Gutsbesitzer bejahte.

„Ich dächte die Pferde seien krank?"

„Sind wieder gesund geworden!"— schrieb Johann.

„Merkwürdig!" — meinte Ludwig. — „Warum bin ich dennhi er in dies niedere Loch im Gärtnerhause gesteckt worden; während Du doch im Haupthause eine Menge behaglicher Zimmer frei hast!"

„Weil Du mit Deinem Waschen und sonstigen Unfug jedes ordentliche Zimmer ruinirst!" — schrieb Johann.

„Ich dächte, das Haus sammt den Zimmern und alles was darin ist, verdankt der Herr Bruder Gutsbesitzer doch eigentlich nur mir. So sollte ich meinen, ich sei doch wenigstens auch werth, daß ....."

Johann drehte sich um und verließ ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Zwei Minuten später rollte die Equipage den schönen, geräumigen, mit allen Arten Federvieh belebten Hofe hinaus.

Louis sollte dem Oheim bis auf halbem Wege entgegengebracht werden.

Als Herr Gutsbesitzer Johann van Beethoven den Neffen in Empfang genommen, fuhren beide gemüthlich mit einander zurück.

Louis strahlte vor Freude, seiner Gefangenschaft enthoben zu sein. Mit unaussprechlicher Behaglichkeit in einer Ecke der eleganten Equipage lehnend, gab er sich, eine feine Cigarre rauchend, diesem lang entbehrten Genusse voll stillen Entzückens hin; während

er den Oheim mit einer köstlichen Schilderung der Bemühungen unterhielt, welchen sich, während seiner Correctionszeit, die geistlichen Herren unterzogen hätten, um ihn fromm und heilig zu machen. Louis sprudelte dabei von Witz und Spott, ja er richtete diese sogar auch auf das jetzt bevorstehende Zusammentreffen mit Onkel Ludwig, seinem alten bissigen Brummbär.

„Mußt' die Sache nur vernünftig anpacken!" — sagte spöttisch der Gutsbesitzer. — „Der Alte ist ein Narr, mit dem man nicht viel Umstände machen muß. Seine Eigenheiten sind nachgerade wirklich zu Verrücktheiten geworden, wie ja auch alle Welt weiß und seine letzten Compositionen schlagend darthun."

„Davon war ich längst durchdrungen!" — versetzte der Neffe mit Gleichmuth.

„Eben deßhalb muß man ihn aber auch wie einen schwachsinnigen Menschen behandeln;" — fuhr Bruder Johann fort. — „Du kannst also nichts Besseres thun, als ganz auf seine Denkungsweise eingehen. Er ist nun einmal von jeher ein Idealist, ein Tugendschwärmer, ein unpraktischer Phantast. So schwärme meinetwegen auch einmal für Tugend, was Dir allerdings etwas Neues sein wird. Spiele den Reuigen, wirf Dich an seinen Hals, gelobe ihm ein wahrer Heiliger zu werden, und Du wirst sehen, sein Herz wird gleich wieder gerührt und er bittet Dich noch selbst die Sache zu vergessen."

„Ist immer eine langweilige Geschichte."

„Aber die beste Art rasch über die Sache hinauszukommen."

„Gibt am Ende gar eine Familienscene."

„Nein! dafür habe ich gesorgt: er ist im Nebenhause untergebracht."

„Köstlich!" — rief Louis lachend. — „Hat er nicht getobt, weil Du ihn nicht in die Staatszimmer einquartirt hast?"

„Er wollte anfangen; aber ich drehte ihm den Rücken und ließ ihn allein. Da wird er am ersten zahm."

„So wird unser erstes Zusammentreffen ohne Zeugen sein?"

„Versteht sich!"

„Nun, ich werde Deinem Rathe folgen, Oheim!" — sagte Louis — „aber laß uns jetzt von etwas anderem reden, die Sache ekelt mich an."

Das Gespräch nahm also eine andere Wendung. Louis frug, ob denn noch immer keine Nachrichten von seiner Mutter eingetroffen seien. Johann verneinte: man wisse nicht das Geringste von ihr.

„Also ist es auch noch nichts mit dem Lieutenants-Patent!" — dachte der Neffe.

Man sprach nun noch viel über Betty's räthselhaftes Verschwinden. Louis erzählte von seiner letzten Zusammenkunft mit der Mutter, und daß er

überzeugt sei, sie habe sich nach Rußland begeben. Im Uebrigen blieb nichts zu thun, als Briefe von ihr abzuwarten. Der Leichtsinn des jungen Mannes war so groß, daß er — wenn es in seiner Macht stand — auch das Leiseste was ihn unangenehm berührte, über Bord warf.

Um über die peinliche Scene des Zusammentreffens von Oheim und Neffe eines behaglichen Mittagsmahles nicht verlustig zu gehen, hielt man auf der letzten Station vor dem Gute an. Das Essen war schon im Voraus bestellt worden und schmeckte den beiden Reisenden vortrefflich. Louis war wie im Paradiese und Johann, der eine heitere Gesellschaft sehr liebte, wollte sich über die ausgelassene Fröhlichkeit des so lange zu Beten und Kasteiungen Angehaltenen fast krank lachen.

Endlich indeß mußte doch aufgebrochen — und der fatale Schritt gethan werden.

Aber mit welchem milden Ernste, mit welcher großartigen Selbstverläugnung, mit welch' einem Schatz unerschöpflicher Liebe und Güte trat nun Ludwig van Beethoven dem in Reue zerknirscht scheinenden Neffen entgegen. Keine Vorwürfe kamen über seine Lippen — es war ja nichts mehr zu ändern — nur trösten, ermuthigen und aufrichten wollte er den so tief gefallenen, aber auch augenscheinlich so schmerzlich niedergebeugten jungen Mann. Nie stand Beethoven als

Mensch größer, herrlicher, vollendeter da! Hatte er doch — mit wirklich staunenswerther Seelengröße — all' die zahllosen Unbillen vergessen, all' den himmelschreienden Undank aus seinem Gedächtnisse gestrichen, all' die namenlosen Qualen verschmerzt, die ihm sein Adoptivsohn schon zugefügt.

Hier zeigte sich die Frucht eines mühsam und heiß durchkämpften Lebens, das Resultat der nieermatteten Verehrung antiker Größe, das Ergebniß eines still in sich selbst verschlossenen Ringens nach sittlicher Vollendung.

Aber es kam auch in diesem Momente ein ganz unerwartetes, ganz ungewöhnlich beglückendes und erhebendes Gefühl über den Meister. Es war ihm, als habe sich seine Brust in alle Unendlichkeit erweitert, als schaue sein Geist in die Tiefen ewiger Weisheit, als müsse sein Herz die ganze Menschheit umschlingen.

Milde legte er die eine Hand auf des Neffen Schulter, faßte mit der anderen die Rechte Louis, drückte sie leise und sagte:

„Und somit sei die Sache abgemacht! Merke dir nur eines, mein Sohn: es ist nicht genug, gute Vorsätze zu fassen, die Vorsätze zum Guten, zur Thätigkeit, zur Besserung und zu den, die Besserung fördernden Arbeiten müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt Manches, als

daß Alles unterbleibt. Wer Etwas thut, hat dadurch an sich schon ein gewisses Verdienst — wer sich immer gegen das Handeln wehrt, hat gar keines. Die Menschenklasse der letzteren Art ist ungeheuer groß: es sind die matten Seelen, die thatlosen Träumer, die dennoch und eben deßwegen niemals des Lebens froh werden."

„Sieh! ich will ja nicht, daß du dir irgend eine erlaubte Lust, irgend ein angenehmes Gefühl versagen sollst. Du sollst keins, das dir die Natur zugedacht hat, entbehrten. Ich bin ja himmelweit von dem Unsinn und der Unnatur entfernt, die den Menschen zerstören wollen, um — eitles, lächerliches Bestreben, einen Gott aus seinen Trümmern hervorzuziehen."

„Alles, um was ich dich bitte, mein Sohn, ist Mäßigung! Aber auch diese aus keinem anderen Grunde, als weil sie unentbehrlich ist um dich vor Schmerzen und Reue zu bewahren. Es verdient ja nichts den Namen eines Vergnügens, was mitdem Schmerze eines Anderen oder mit den Vorwürfen der eigenen Brust bezahlt wird. Laß Herz und Verstand an jeder sinnlichen Lust, und die Sinne an den Vergnügungen deines Verstandes und Herzens Theil nehmen und... du wirst wahrhaft glücklich sein. Der Mensch auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der anderen der Gottheit selbst verwandt, ist ebenso unfähig, ein bloses Thier, als ein bloser Geist zu sein."

„Nur dann lebt er seiner Natur und seiner Bestim-

mung gemäß, wenn er immer emporsteigt; jede höhere Stufe der Weisheit und der Tugend, die er erstiegen hat, erhöht, nach Innen und nach Außen hin, sein wahres, sein wohlverstandenes Glück!"

Beethoven schwieg und entließ den Jüngling mit einem innigen, warmen Druck der Hand.

Als Louis die Thüre hinter sich geschlossen, lachte er frech auf — und doch rief eine Stimme in seinem Innern: „Schäme dich Unwürdiger! wie jammervoll stehst du dieser großen Seele gegenüber!"

Und Beethoven? — in seinem Herzen war es wieder ruhig und still-freudig geworden.

Das Bewußtsein eigener Güte, ist ja ein beglückendes, himmlisches Gefühl. Sei edel, und Dir ist wohl! Die Gewitter des Daseins erschrecken Dich nicht! Sicher und ruhig wandelst Du die Pfade der Nacht und selbst das Unglück kann die Hoheit Deiner Seele nur erheben!

Nichtswürdigkeit.

Da Louis, dem Gesetze nach, Wien nicht mehr betreten sollte, war ein längeres Verweilen Ludwig van Beethoven's auf dem Gute seines Bruders verabredet worden. Unterdessen wollte Hofrath von Breuning, der neue Mitvormund, Alles aufbieten, um einerseits die Rücknahme dieses Verbotes zu bewirken; andererseits aber — da der Neffe nun darauf bestand, Soldat zu werden — wo möglich den Feldmarschall-Lieutenant Stutterheim so weit für den jungen Mann zu interessiren, daß er ihm einen Platz als Cadet in einem Regimente einräume.

Bald auch meldete ein Brief Stephan von Breuning's, daß ihm Beides gelungen sei. Beethoven war höchst erfreut darüber und bewies sofort seine Dankbarkeit gegen den Feldmarschall-Lieutenant da-

durch, daß er ihm sein großes Quartett in Cis-moll dedicirte.*)

Aber es stand nicht in Beethoven's Sternen geschrieben, daß ein freundliches Licht den Abend seines Lebens verkläre. Schon von dem Tage nach seiner Ankunft, schien ihn der Neffe ebensosehr zu vernachlässigen, als Bruder Johann, und was dem Meister noch tiefer in das Herz schnitt: es kam ihm fast vor, als sei es mit der Reue und den guten Vorsätzen des jungen Mannes schlecht bestellt. Statt sich seines so liebevollen Pflegevaters jetzt einigermaßen anzunehmen, schwärmte der Jüngling, unbekümmert um den Alten und um seine eigene Zukunft, mit Oheim Johann Tag für Tag in der Umgegend herum. Die elegante Equipage des Gutsbesitzers war beständig mit beiden unterweges und brachte sie oft erst spät in der Nacht zurück.

Wollte Beethoven alsdann am anderen Morgen ein warnendes Wort vorbringen, drehte ihm Louis — nach dem Beispiele seines Onkels Johann — den Rücken und überließ den tauben einsamen Mann seinem stillen Schmerze.

O wie wahr erschien doch jetzt, was Kugler einst zu der Haushälterin in Betreff des Neffen geäußert: „Ich habe einmal eine Geschichte gelesen" — sagte

---

*) Schindler: S. 178. 179.

Kugler damals — „in der glaubte ein Königssohn seine Geliebte zu entführen. Aber es war nicht diese, die er in seine Arme schloß, sondern das Rachegespenst der blutenden Nonne . . . und nie! . . . nie! . . . konnte er sich wieder von diesem unseligen Gespenste losmachen. — So geht es gerade dem Herrn mit dem sauberen Neffen!" — setzte er dann hinzu; aber er wußte nicht, daß er in seinem ganzen Leben kein wahreres Wort gesprochen.

Uebrigens schien Bruder Johann es geradezu darauf anzulegen, Ludwig so bald als möglich wieder nach der Stadt zu treiben; die Rücksichtslosigkeit gegen seinen älteren Bruder und Wohlthäter ging in das Unglaubliche.*) Dazu war das Herbstwetter so unerträglich, daß es Ludwig van Beethoven in der That nicht mehr auf dem Gute aushalten konnte.

Offen erklärte er dies seinem Bruder und da er sich ohnedem — niedergebeugt durch den Kummer, der seine Seele drückte und den er tief in sich verschloß — unwohl fühlte, — die Rückreise, der vorgerückten Jahreszeit wegen, auch nicht mehr in einem Tage gemacht werden konnte, bat er Johann: ihn in seiner geschlossenen Equipage nach Wien bringen zu lassen.

Johann zog die Stirne in düstere Falten: „Geht nicht!" — schrieb er dann als Antwort auf

---

*) Thatsache. Schindler: S. 179.

den Conversations-Bogen — „die Wege sind zu schlecht, der Wagen wird mir ruinirt. Du kannst mit meinem alten Wagen fahren."

„Aber der ist offen!" — entgegnete Beethoven, — „das Wetter ist abscheulich und ich fühle mich unwohl."

„Schrullen!" — schrieb Johann — „Einbildung! Du bist so wohl wie der Fisch im Wasser. Kannst auch meinen alten Mantel noch haben."

Als Ludwig van Beethoven diese Worte gelesen, versagte ihm im ersten Augenblicke die Sprache; aber aus seinen Augen zuckte ein so furchtbarer Blitz auf Johann, daß dieser erblich.

„Nimm einen Schinderkarren!" — rief jetzt Ludwig mit Donnerstimme — „es ist mir gleich!... aber ich verlange, daß auf der Stelle angespannt wird; denn nicht eine Stunde mehr, will ich mit dir den gleichen Boden treten!... Und Louis fährt mit!"

Eine halbe Stunde später fuhr der alte offene Wagen vor dem Gärtnerhause vor.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne einen Blick auf den Neffen zu werfen, der sich in finsterem Zorne dem Gebote des Oheims gefügt, setzte sich Ludwig ein, — — der Bauernknecht der kutschirte, (es war derselbe, der Ludwig seiner Zeit empfangen) hieb auf die Pferde... und fort ging es, Wien zu.

Das Antlitz Ludwig van Beethoven's war wie von Marmor und Eisen . . . in seinem Innern herrschte Nacht und Todeskälte.

Als er in Wien ankam, fühlte er sich krank. Ein furchtbarer Husten drohte ihn fast zu ersticken. — —

Vier Tage waren seit der Rückkunft Ludwig van Beethoven's nach Wien verflossen, das Unwohlsein hatte sich nicht gehoben, sondern gesteigert und der Meister — war allein!

Allein! . . . denn Kugler lag im Spital; der Neffe ging regelmäßig gleich nach dem Frühstücke aus und kam erst spät in der Nacht wieder; Schindler und Breuning wußten von des Meisters Rückkunft noch nichts und die alte, stumpf gewordene Frau Schnaps hing zwar noch mit gleicher Treue und aufopfernder Liebe wie früher an ihrem armen guten Herrn, aber es fing ihr doch an schwer zu werden, ihren Dienst durchzuführen; auch fesselte sie dieser an Küche und Haushaltung.

Beethoven war allein! . . . und blieb es, . . . denn er vermochte jetzt nicht mehr auszugehen. Bald schüttelte Frost seine Glieder, bald überkam ihn eine lang anhaltende Hitze, in deren Begleitung sich alle wesentlichen Fieberzufälle befanden. Hierzu gesellte sich ein Gefühl der Schwere, das ihm in den Gliedern lag und namentlich auf die Brust drückte. Ein häufiger, kurzer, abgebrochener Husten mit schmerzlichen

Stichen in der Lunge, peinigte ihn. Sein Gesicht glühte von starkem Blutzudrang nach dem Kopfe und eine beängstigende Beklommenheit steigerte sich oft bis zu einem, Erstickung drohenden, Grade.

Beethoven war allein! . . . Er hatte nach seinen Aerzten geschickt, . . . sie waren nicht gekommen. Er hatte seinen Neffen gebeten, ihm einen andern Arzt zu senden . . . . es erschien keiner.

Beethoven war allein! . . . Er saß matt, trübe, von Husten und Schmerzen gefoltert auf seinem Zimmer. Draußen auf der Straße bewegte sich das wilde, lustige Wiener Leben: Die Peitsche knallte, die Wagen rollten dahin; Militär zog vorüber und ein stolzer, fröhlicher Marsch erklang wie Siegesjubel; Kinder sangen und jauchzten; Verkäufer riefen ihre Waaren aus; der Postillon einer vorbeieilenden Extrapost schmetterte lustig auf seinem Horne. . . Beethoven hörte von allem dem nichts . . . . er war ja jetzt seit dreizehn Jahren taub! . . . . und das ihn seit dreizehn Jahren umgebende Schweigen des Todes umfing ihn auch jetzt.

Beethoven war allein! . . . . Seine Gedanken weilten in fernen Zeiten, die jetzt vor seine Geistesblicke wie sein verlorenes Paradies traten. Er sah sich neben Eleonoren von Breuning, und ihrer Mutter, der kleinen Rosa und den Freunden auf dem schönen Godesberg; . . . . die Sonne senkte sich und

dort! dort! lag das herrliche Siebengebirge mit seinen Felsen und Mauerkronen! — dort zog der alte ehrwürdige Vater Rhein majestätisch seine silbernen Wogen! .... Ach! er hatte die schöne, liebe Heimath nicht wiedergesehen; so sehr er sich darnach gesehnt, so oft er es sich auch vorgenommen, eine Erholungsreise dahin zu machen! .... Warum er nur den einen Spaziergang nicht vergessen konnte .... jenen, bei welchem der Adler über sein Haupt gerauscht und er ihn beneidet hatte, um seinen kühnen Flug nach den einsamen .... einsamen .... lautlosen .... sonnenahen Regionen.

Beethoven saß allein, ... in lautloser Stille, in Grabeseinsamkeit .... und sann nach, ... und dachte .... wie sich doch das Leben oft wunderbar gestalte .... und wie es doch manchmal fast scheinen wolle, als ob eine Hand aus den Wolken auf eine bestimmte Zukunft hindeute.

Und der Gang seiner Gedanken leitete ihn in die Todtengruft auf dem Kreuzberge bei Bonn. Da standen sie rings an den Wänden, die ausgetrockneten Leichname der längst verstorbenen Klosterbrüder und er hörte noch seinen eignen Ruf der Ueberraschung, auf die Frage nach seiner Zukunft, ... den Ruf: „Tod unter den Lebendigen!“ .... und alles war still wie im Grabe und das Schweigen der Einsamkeit lag auf der ganzen Umgebung .... aber keine

süße, freundliche Stimme rief wie damals: „Oder lebendig unter Todten!“

„Jeannette!“ — seufzte Beethoven — und ein flüchtiges, leises, seliges Lächeln flog über seine harten Marmorzüge. Aber wunderbar .... er konnte sich Jeannette nicht mehr anders denken, als an jenem Abende, an dem man seinen Geburtstag gefeiert und sie bei dem sinnigen, lebenden Schlußbilde die Phantasie vorgestellt. Wie strahlte ihm jetzt noch ihr liebes, herziges Angesicht entgegen, wie freundlich zeigte sie ihm den Lorbeerkranz ewigen Ruhmes.

Ewigen Ruhmes! — Ludwig van Beethoven seufzte tief auf. In demselben Augenblicke aber löste sich in seiner geistigen Anschauung das Bild Jeannetten's leise wie in Nebel auf .... aber die Nebel schienen fort zu arbeiten .... es gestaltete sich wieder etwas in ihnen .... jetzt ward es ein Mädchenkopf .... ein Bild: zart, bleich, ätherisch .... ja! .... er kannte das Bild .... es war das, seiner kleinen Comtesse Eugenie. Aber was hielt denn ihre Hand? .... es war nicht zu erkennen, doch schien es fast .... eine Dornenkrone. Mit einemmale ward das zarte Gesichtchen leichenblaß .... die Augen starrten geisterhaft, ... die Arme streckten sich wie abwehrend aus .... und mit den Worten: „die Wolke! die schwarze Wolke!“ .... versank das Bild selbst im dunklen Schatten.

Wer Ludwig van Beethoven jetzt hätte sitzen sehen, der würde wohl geschworen haben, er stehe vor einer Figur aus Erz.

Aber noch zogen Erinnerungen an seiner Seele vorüber: Jetzt mischten sich Töne in dieselben, herrliche Melodien rauschten .... Schlachtendonner und Siegesjubel .... und ein Haus baute sich auf, gefüllt mit zahllosen, blitzenden, blinkenden Menschen ... mit herrlichen Damen .... Kaisern und Königen .... Herzogen und Fürsten .... und alle jubelten .... und Alle grüßten .... und Jubel und Gruß .... galt ihm .... ihm .... dem Meister der Töne .... dem Herrscher im Reiche der Musik .... ihm .... ihm .... Ludwig van Beethoven!

In diesem Momente fielen des Maestro's Blicke auf einen alten, dürren Lorbeerkranz, der zwar im Sturm der Zeit und bei Ludwig's vielen Ueberzügen aus einer Wohnung in die andere, schon manches Blatt verloren hatte, aber doch noch mit Sorgfalt über dem englischen Flügel an der Wand aufgehängt war. Und wie Beethoven's Blicke fort und fort auf den Kranz starrten, belaubte er sich wieder, und ward grün und frisch und voll .... und eine herrliche Frauengestalt trat hinzu, nahm ihn von der Wand .... und drückte ihn auf Beethoven's Haupt.

Da verklärten sich des Meisters Züge, seine bis dahin matten Augen schossen Blitze der Begeisterung,

die Muskeln spannten sich und ein wundervolles stolzes, seliges Lächeln umspielte seinen Mund.

Aber dies war nur für die Dauer eines Augenblickes; dann erblaßte das Sonnengold und das Lächeln erstarb in dem Ausdrucke einer unbeschreiblichen Wehmuth; Beethoven fuhr mit der Hand über die Stirne, stand auf und rief:

„Genug! genug! — Da ewiges, furchtbares Schweigen, ewige Grabesstille, schauerliche Einsamkeit mich Armen umgibt, so schweigt auch ihr Stimmen meiner holden Erinnerungen; werdet stumm für mich .... flieht mich, wie die Welt, wie die Menschen!“

Ein starker Hustenanfall ergriff ihn und steigerte sich bis nahe zum Ersticken. Beethoven sah sich verzweifelnd um — — er war allein! .... Er wollte der Haushälterin rufen, aber er konnte nicht. Die Beklemmung stieg, sein Gesicht schwoll an und ward feuerroth, die Augen traten hervor, die Rechte drückte sich auf die Brust .... die Linke griff krampfhaft nach der Lehne des Sessels .... da .... da ließ es nach ....!

Aber ... die Kräfte waren erschöpft, Beethoven sank in den Sessel zurück und die Augen schlossen sich, während er leise lispelte:

„So sterbe ich denn ganz .... ganz allein .... und von aller Welt .... vergessen .... und verlassen!“ — — —

Eine Viertelstunde später stieg Herr Musik-Direktor Schindler wohlgemuth die Treppe herauf.

Als er an die, von der Wohnung etwas abgelegene Küche kam, trat er ein und grüßte Frau Streng freundlich.

„Nun!“ — sagte er dann heiter, — „wie steht es Frau Streng? Sind noch keine Briefe von dem Herrn Capellmeister gekommen?“

„Briefe?“ — entgegnete die Haushälterin erstaunt; aber plötzlich fiel ihr ein, daß ja der Herr Musik-Direktor seit den letzten Tagen noch gar nicht dagewesen.

„Nu ja!“ — rief sie daher, — „Briefe, Herr von Schindler? — Drinn sitzt der Brief selbst, lebendig, aber gar nicht gut.“

„Was? wie?“ — entgegnete Schindler erstaunt — „Herr van Beethoven ist wieder hier und ich weiß nichts davon?“

„Seit vier Tagen!“ — versetzte die Haushälterin starr vor Staunen. — „Hat es Ihnen denn der Herr Louis nicht mitgetheilt?“

„Kein Wort!“ — rief Schindler.

„Ach! und der Herr ist so unwohl!“

Aber jetzt hörte Schindler nichts mehr. Rasch eilte er nach dem Zimmer des geliebten Lehrers; als er aber die Thüre aufriß, raubte ihm Entsetzen für den Moment die Fähigkeit der Sprache und des Weiterschreitens.

Beethoven lag bewußtlos in dem Sessel.

„Gerechter Gott!“ — rief Schindler, als er die Sprache wiedergefunden, und stürzte auf den Freund hin.

„Ei du allmächtiger, grundgütiger Himmel!“ — jammerte Frau Streng, die ihm gefolgt.

Glücklicherweise schlug in diesem Augenblicke Beethoven die Augen wieder auf. Er war noch sehr matt, und es bedurfte einiger Zeit, ehe er sich auf Dasjenige besinnen konnte, was vorgefallen.

Aber wie erfreute ihn jetzt der Anblick des treuen Freundes und Schülers; mit welcher liebevollen Sorge bemühte sich dieser im Vereine mit Frau Streng, den Meister zu stärken und zu erfrischen.

„Und warum sind Sie nicht früher gekommen?“ frug jetzt Beethoven mit schwacher Stimme, aber ohne allen Groll.

„Weil ich kein Wort von Ihrer Rückkunft wußte!“ — schrieb Schindler.

„Mein Neffe hätte Sie nicht davon benachrichtigt?“

„Ich sah auch ihn noch mit keinem Auge.“

Beethoven's Haupt sank auf seine Brust.

Schindler, welchen der Zustand des Freundes nicht wenig ängstigte, ließ sich jetzt von Frau Streng, — die eben geschäftig eine Tasse des Brustthee's herbeibrachte, mit dem sie bisher Tag und Nacht in Ermangelung irgend einer ärztlichen Pflege, den Herrn bedacht, — Beethoven's Leiden auseinandersetzen.

„Aber um des Himmels Willen!“ — schrieb er jetzt in das Conversationsbuch — „warum haben Sie denn nicht zu Ihrem alten Arzte, Herrn Doktor Braunhofer geschickt?“

Beethoven las; dann sagte er, den Blick mit bitterer Ironie auf Schindler gerichtet.

„Frau Schnaps war bei ihm. Wollen Sie hören, was er geantwortet?“

Schindler gab ein Zeichen der Bejahung.

„Er antwortete: der Weg sei ihm zu weit!“ *)

„Was?!“ — rief Schindler mit einem fragenden Blick auf Frau Streng, und ein edler Zorn blitzte in seinen Augen.

„Ja!“ — entgegnete diese mit gefalteten Händen — das hat mir derselbe Herr Doktor. Braunhofer geantwortet, der so lange unseres guten, armen Herrn Arzt war, und dem ich so oft um Neujahr Hände voll Dukaten gebracht habe.“

„Aber warum sandten Sie alsdann nicht nach Doktor Staudenheim? der hat Sie doch auch lange behandelt?“ — frug der Musik-Direktor schriftlich.

„Die Schnapsin war auch bei dem!“ — antwortete Beethoven. — „Er werde kommen, war die Antwort.“

„Und?“....

---

*) Historisch.

„Er kam nicht!“ *) — sagte Beethoven und sein Haupt sank abermals auf seine Brust.

Es gibt Erfahrungen im menschlichen Leben, die alles Denkbare so weit übersteigen, daß sie jenen Zustand herbeiführen, von dem der gewöhnliche Mensch sagt: „Der Verstand steht mir still!“ Das Staunen über Unglaubliches hemmt dann momentan die Denkkraft in ihrer Funktion. Schindler erging es hier so. Wie war es möglich, daß Menschen, — daß Aerzte, — so gefühllos, so undankbar, so pflichtvergessen sein konnten — selbst bei dem geringsten Menschen und hier .... bei einem der ersten und bedeutendsten Männer des Jahrhunderts!

Schindler hatte sich indessen noch nicht von seinem Staunen erholt, an dessen Stelle jetzt eine gerechte Indignation Platz griff, als es anklopfte.

Frau Streng öffnete und ein feiner Mann trat ein. Er war nicht mehr jung, auch nicht schön; aber ein Ausdruck von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit sprach sehr empfehlend für ihn.

„Wen haben wir die Ehre?“ — frug Herr Musik-Direktor Schindler.

„Doktor Wawruch, Professor der Klinik!“ — — entgegnete der Neueingetretene. — „Ich komme, um Herrn Capellmeister van Beethoven meine Dienste anzubieten.“

---

*) Historisch.

Schindler sah Beethoven staunend an; weder der Eine noch der Andere kannte Herrn Wawruch. Auf das Conversationsbuch hin sagte indessen Beethoven, der sich sehr schlecht fühlte:

„Sie sind mir willkommen!“

Wawruch prüfte nun die Krankheit: es war nicht zu verkennen, eine Lungenentzündung — herbeigeführt durch die Reise in dem offenen Wagen — war im Anzuge. Der Arzt traf mit Energie die nöthigen Vorkehrungen. Beethoven mußte sofort in das Bett.

Als Schindler Dr. Wawruch hinausbegleitete, sagte dieser lächelnd:

„Ich bin Ihnen jetzt auch noch die Erklärung schuldig, wie ich — als Ihnen und Herrn van Beethoven ganz fremd — zu diesem Besuche komme.“

„Ich gestehe“ — entgegnete Schindler, — „daß ich, gerade weil er uns so unendlich willkommen kam, doppelt neugierig darauf bin.“

„Nun denn“ — sagte der Arzt — „heute Morgen wurde ein kranker Kellner aus irgend einem hiesigen Kaffeehause in meine Klinik gebracht. Als ich ihm die nöthige Arznei verschrieben, schien ihn noch etwas zu drücken. Ich frug und erfuhr: daß der Neffe des Herrn van Beethoven ihm vor zwei Tagen beim Billardspielen aufgetragen habe, irgend einen beliebigen Arzt für seinen kranken Onkel zu suchen. Da er nun selbst unwohl geworden, sei ihm dies unmöglich gewesen. Er bitte nun mich darum. Es versteht sich

von selbst" — setzte Dr. Wawruch hinzu, — „daß ich auf der Stelle hierher eilte und es war wahrlich die höchste Zeit. *)

Schindler's Angesicht glühte vor Scham. Kaum vermochte er dem freundlichen, sich jetzt empfehlenden Manne seinen und des Meisters Dank auszusprechen.

War es denn möglich, was er gehört?! — Der Mensch, der Beethoven Alles verdankte, — den dieser als Sohn angenommen, geliebt, gehegt, gepflegt, erzogen hatte, — für den er sparte und darbte, — den er mit Liebe und Güte überschüttete ... der ... lebte lustig in Saus und Braus, spielte Billard, lachte und zechte wohl — während sein Wohlthäter, sein zweiter Vater, daheim in Gefahr war, einsam zu sterben ... und ... beauftragte einen Kellner ... irgend einen beliebigen Arzt dem Kranken zu senden!!

Schindler's edles Herz blutete. Beide Hände vor das Gesicht gedrückt, stand er lange in schmerzlicher Erregtheit über des Lehrers über des Freundes furchtbares tragisches Geschick! — — —

---

*) Thatsache.

Des Adlers letzter Flügelschlag.

Es war am 2ten Dezember des Jahres 1826 gewesen, als Ludwig van Beethoven mit seinem Neffen — der Schlange, die er am eigenen Busen groß gezogen — von dem Gute seines „unbrüderlichen Bruders“ in einem alten, schlechten und offenen Wagen krank nach Wien zurückkam.

Vier Tage später hatte ihn Schindler, fast erstickt vor Husten, auf seinem Zimmer gefunden und Dr. Wawruch erklärt: daß den großen Meister, den auch er hoch verehrte, eine Lungenentzündung erfaßt habe. Die Sache gestaltete sich aber bald noch schlimmer. Es stellten sich sofort Zeichen der Wassersucht ein, und schon am 18ten Dezember mußte die erste Punction vorgenommen werden. Die zweite erfolgte am 8. Januar, die dritte am 28. desselben Monats, und die vierte am 27. Februar. *)

Gegen Ende Januars nahm sich auch noch, nach langem Bitten von Seiten Schindler's — der sich

*) Schindler: S. 181 bis 183.

überhaupt an treuer Sorge für den Kranken erschöpfte — der berühmte Dr. Malfatti, Beethoven's an. Von nun an erhielt der Leidende, nach Uebereinstimmung beider Aerzte, als einziges Arzneimittel täglich eine bedeutende Quantität Punsch-Eis, wovon seine, bereits von drei Operationen gänzlich erschlafften Lebensgeister dermaßen aufgeregt wurden, daß er sich schon für ganz gesund hielt, die Lectüre des Walter Scott, mit der er sich bis dahin die Zeit vertrieben, mit dem Ausrufe von sich warf: — „Der Kerl schreibt doch blos für's Geld!" — und an der vierhändigen Sonate für Diabelli weiter arbeitete, obgleich die Aerzte ihm jede geistige Beschäftigung untersagt hatten.

Ein heiterer, warmer Sonnenstrahl war ja noch einmal, wie ein wehmüthiger Abschiedsgruß des Schicksals, über sein hinabsinkendes Leben gefallen: Der Neffe hatte sich — da keine Briefe, keine Nachrichten von der Mutter eingetroffen, auch das russische Lieutenants-Patent vergeblich auf sich warten ließ, — entschlossen und war zu dem ihm angewiesenen Regimente abgegangen.

Beethoven athmete hoch auf; seine Liebe war nicht erschöpft, aber sie war in sich selbst zusammengeschrumpft. Sein armes, von diesem Neffen so schmählich gefoltertes und zermartertes Herz bedurfte, für seine letzten Schläge, der Ruhe. Beethoven, um den sich einst der ganze hohe Adel Wien's gestritten, den Kaiser und Könige gesucht, dem die wahren Musiker und Kunst-

freunde der ganzen Welt huldigten und begeistert entgegenjauchzten — — Beethoven sah jetzt Niemanden mehr um sich, als seinen alten Jugendgenossen, Hofrath von Breuning, und seinen treuen Schüler und Freund, Musik-Direktor Schindler. Wenn aber diese beiden durch ihre Berufspflichten verhindert waren, um Beethoven zu sein, so hatte der große, herrliche, edle Meister doch noch einen Lieblingsgesellschafter und treuen Pfleger, und dies war: der eilfjährige Sohn Breuning's.

Wie oft erheiterte der schöne, muntere und verständige Knabe — dessen feine Züge Ludwig so sehr an Eleonore und damit an die glücklichen, im Breuning'schen Hause verlebten Jugendjahre erinnerte — wie oft erheiterte er in seiner Sorglosigkeit und Nichtkenntniß der Gefahr, in der Beethoven schwebte, diesem die einsamen Stunden.

Wie einen großen, gewaltigen Ring faßte hier das Schicksal den Anfang und das Ende eines bedeutsamen Menschenlebens zusammen, und ließ beide sanft ineinander verlaufen. Wenn Beethoven den kleinen Breuning anschaute, lag sein ganzes Leben vor ihm, von dem Aufjauchzen der Jugend mit der von zahllosen Hoffnungen, anzustrebenden Idealen, zu erringenden Zielen angeschwellten Brust, bis zu dem, von allen Hoffnungen und Erwartungen entblätterten Alter. Und doch! .... konnte er denn nicht mit gutem Gewissen sagen, daß er sein Ziel erreicht?

Wer von allen Musikern der Welt stand größer da, als er? — Wer von allen Tonschöpfern hatte sich so hoch, hatte sich so titanenhaft gewaltig bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Denkens und Schaffens erhoben? — Wo war der Sterbliche, der im Reiche der Harmonien ihn an majestätischer Erhabenheit übertraf?

Und standen nicht in seinem Herzen und in seinem Geiste noch alle die Ideale hochaufgerichtet, welchen das große, edle Streben der Jugend Altäre gebaut?!

Ja! — Ludwig van Beethoven schaute über einen unabsehbaren Todtenacker versunkener Hoffnungen, rasch gewelkter Freuden! — — — aber es war doch ein stolzes, edles, majestätisches Lächeln, was über Ludwig van Beethoven's Züge glitt, wenn er sein Leben überschauend, sich mit freudigem Bewußtsein sagen durfte: Du hast die Aufgabe deines Lebens, als Künstler und als Mensch, redlich gelöst! Du hast dem Ewigen, dem Göttlichen in deiner Brust treu gedient; — Dein Wirken war groß und segensreich und sein Lohn ist: **Deines Namens Unsterblichkeit!**

Wenn nur das Elend und der Jammer der Erde nicht gewesen wären! Auch ihn, auch den großen Beethoven verfolgten, wie so manches gewaltige Genie, die Sorgen bis zu der Pforte des Grabes. Die Welt schien ihn ja vergessen zu haben; er war so viel benutzt, beraubt und betrogen worden; ein langer Krank-

heitszustand dehnte sich vor seinen Blicken und mehr wie je vermehrten sich die Ausgaben für ihn, den Kranken, und .... für seinen Neffen. Beethoven erbebte in seinem Inneren: der Mangel klopfte an die Pforten!

Da gedachte der Meister der Philharmonischen Gesellschaft in London, die ihn schon manchmal freundlich eingeladen, ihm immer liebevoll und begeistert entgegengekommen war, und — Ludwig van Beethoven, der Stolz seines Jahrhunderts, — — kam bei ihr — um eine Unterstützung ein!

Aber warum sich nicht an den eigenen Bruder wenden? — an Johann, den Gutsbesitzer, den durch ihn reich gewordenen Mann?

Warum?

Als in dem Laufe der Krankheit, die Ludwig in Folge der Ungefälligkeit Johann's überfallen hatte, dem Maestro ein Heudunstbad verordnet wurde, und Ludwig den Bruder freundlich ersuchen ließ, ihm doch von seinem Heu einiges zukommen zu lassen, verweigerte es Johann und entschuldigte sich damit: „Sein Heu sei zu schlecht!“*)

Beethoven schrieb an die Herren Moscheles und Sir G. Smart in London: sich für ihn bei der Philharmonischen Gesellschaft dorten, die immer so freundlich gegen ihn gewesen, zu verwenden. Welche

---

*) Thatsache.

Sensation mußte dieser Brief des ersten deutschen Componisten bei seinen Verehrern in London machen?! Rasch folgten Hundert Pfund Sterling und die Versicherung der Gesellschaft: zu allen weiteren Diensten stets bereit zu sein.

Aber die Parzen, die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal des Menschen in dem werdenden Faden spinnen, — hatten sich bereits erhoben. Atropos war bereit, . . . den Faden eines großen Lebens zu durchschneiden! — — —

Der Morgen eines schönen Märztages lag freundlich über der Erde. Beethoven war von dem Genusse seines Punsch-Eises ungewöhnlich angeregt, obgleich auch dieses Mittel jetzt schon für gewöhnlich nicht mehr wirken wollte.

Eine eigenthümliche, fast beängstigende Heiterkeit war über ihn gekommen. Es ward ihm plötzlich so leicht, als sei er wieder ganz wohl, oder werde es wenigstens zuversichtlich in kürzester Zeit. Kam er sich doch wie ein Mensch vor, dem sich die schwere eiserne Thüre eines dumpfen Gefängnisses plötzlich geöffnet und der nun — alles Leid, allen Schmerz, alles Niederdrückende hinter sich lassend — mit einem Jubelrufe die Freiheit begrüßt.

„Ich werde wieder gesund werden," — sagte er zu sich selbst — „ich fühle es! Und dann will ich ein Leben führen in Ruhe, fern von der Welt in ungetrübter Stille: will die Natur erforschen, will nach-

denken über die alten ewigen Wahrheiten und beiden Ausdruck geben in neuen großen Tonschöpfungen."

Ach! der Arme, er fühlte nicht, wie die Flügel des Todes schon über ihn hinrauschten und die knöcherne Hand allmälig den lastenden Schleier des Irdischen sanft hinwegzog.

Sein Auge ruhte mit Wohlbehagen auf den kindlich-freundlichen Zügen des kleinen Breuning, der, unfern von ihm, die Kupferstiche eines alten Folianten durchblätterte und um dessen blondes Haupt die durch die Fenster einfallenden Strahlen der Frühlingssonne jetzt den Heiligenschein unschuldsvoller Kindlichkeit legten. Er sah so glücklich in das Leben hinein, der liebe Knabe — und — „kann denn das Leben nicht auch noch für mich ein Bischen freundlich werden? —" dachte Beethoven. — „Ich habe doch eigentlich noch wenig Glück genossen. Glück? — Unglück? —" frug er denkend sich selbst: — „Es gibt ja, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Was sind denn Glück und Unglück mehr, als Hindernisse des Stromes, den unser inneres, geistiges Leben bildet. Sie wollen, sie müssen überwunden werden, damit der Strom nur mächtiger und geläuterter durchbricht."

Beethoven blickte wieder auf den Knaben, der jetzt ebenfalls die leuchtenden blauen Augen aufschlug und den Kranken freundlich ansah. Der Blick des Kindes bewegte den Meister tief. Wie einen Lebens-

balsam zog er ihn in sich und es kam ihm vor, als stärke er ihn wunderbar; als gehe die Frische, der Lebensmuth, die Kraft und der Jugendtrotz des Kindes auf ihn selbst über. Da kam ihm das Verlangen, wieder einmal zu componiren. Die Skizze einer zehnten Symphonie war ja von ihm bereits entworfen. Der Gedanke, an ihr, da er sich besser fühlte, weiter zu arbeiten, elektrisirte ihn. Der Genius hob wieder das stolze Haupt, der Adler regte auf's Neue die Schwingen.

Beethoven ließ sich von dem erstaunten kleinen Breuning die Skizze reichen.

„Aber Sie sollen ja nicht arbeiten!" — schrieb dieser in das Buch.

„Ich fühle mich wieder fast ganz wohl!" — entgegnete der Maestro und fuhr sanft über die blonden, leicht gekräuselten Haare des Knaben. — „Ein wenig arbeiten wird mich zerstreuen."

Die innere Bewegung und Aufregung hatte indessen in der That auch der äußeren Erscheinung Beethoven's eine solch' erhöhte Lebensthätigkeit und Energie aufgeprägt, daß sie den kleinen noch so ganz unerfahrenen Breuning täuschen mußte.

Der Knabe reichte die Skizze, die der Meister mit wunderbar flammenden Augen und seltsam hastiger Bewegung hinnahm. Jetzt war für ihn wieder Alles verschwunden und vergessen: Welt, Leben, Krankheit, Freud und Leid ..... denn ... er componirte. Ludwig van Beethoven saß an seiner zehnten Symphonie!

Wenn Beethoven nach langem und tiefem Nachdenken ein Symphoniethema gefunden hatte, das vollkommen zu dem Object paßte, das er darstellen wollte, so beeilte er sich nicht anzufangen. Er wandte erst das Thema lange hin und her, um die Umwandlungen, deren es fähig wäre, zu erkennen. Er schrieb die Gedanken, sowie sie sich seinem Geiste darboten, auf, ohne Ordnung und Auswahl und ohne sich um die Stelle zu bekümmern, die sie später in der Symphonie einnehmen sollten, weil sie ihm immer in größerer Fülle zuströmten, als er für die umfangreichste Composition nöthig hatte. Ging er dann an's Werk, so wählte er unter den vorbereiteten Blättern, was ihm das Beste schien, und entwarf dann, entweder im Geiste oder mit Hülfe einer notirten Skizze den allgemeinen Plan des Werks, in welchem dann die einzelnen gesammelten und sortirten Materialien sich in passender Reihe ordneten und verbanden. Dann kamen die Details der Instrumentirung und Rhythmisirung daran.

Wirklich strömten ihm auch heute herrliche Gedanken zu. Er sann — er schrieb — kühn und gewaltig rauschte es noch einmal in seinem Innern auf; — und wie das ächte Schaffen des Künstlers allein von der Idee ausgeht, die für ihn das Bestimmende und der Inhalt ist, der glänzende zauberhafte Widerschein des Phantasiegebildes, das er tief in seinem Geiste trägt, während die Form ihm nur als die Verwirklichung im Reiche des sinnlich Wahrnehmbaren gilt, so auch hier wieder bei Beethoven.

Der Adler hob noch einmal stolz und gewaltig seine Schwingen, — aber — es war sein letzter Flügelschlag!

Plötzlich warf Beethoven die Feder weg — Todtenblässe bedeckte sein Gesicht — ein Schrei — und er brach ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, standen Frau Streng, der Knabe und Hofrath Breuning neben ihm. Ein ernster, trauriger Blick schweifte über die wenigen Lieben hin . . . , dann sagte er mit Grabeston:

„Das war die letzte Täuschung! Es ist vorbei mit mir.“ — — —

Von jenem Tage an sah Beethoven seinem Tode mit sokratischer Weisheit und Seelenruhe entgegen. Platon und seine hohen Ideen von Sittlichkeit und einer weltregierenden Vernunft traten ihm näher denn je.

„Nun wird mir bald Ruhe werden!“ — sagte er schon den kommenden Tag mit stillem Lächeln zu Freund Schindler. — „Und dies Herz hat wahrlich der Ruhe nöthig; denn die Menschen und das Schicksal haben gar viel an ihm gezerrt und gerissen. Aber ich schließe die Augen doch mit dem schönen Bewußtsein, eine leuchtende Spur auf Erden zurückzulassen. Von Glück habe ich freilich wenig zu erzählen. Aber das wahre Glück ist ja auch unter dem Monde nirgends zu finden, bei dem Dorfpfarrer ebensowenig, als bei dem Premierminister: der Eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied.

Wahres Glück ist nur das Bewußtsein: du bist in deiner Lebensaufgabe, in deiner Bestimmung, in würdiger, den Anforderungen des Ewigen entsprechender Weise, aufgegangen!"

Jetzt ersuchte Beethoven den Musik-Direktor noch, für die Dedication seines letzten Quartetts zu sorgen, und einen seiner würdigsten Freunde hiezu zu wählen. Schindler sagte dies gerne zu und versprach das Nöthige einzuleiten, mit Bewunderung den Mann anschauend, der — trotz so vieler selbsterfahrenen, himmelschreienden Undankbarkeiten — bis zum letzten Hauche seines Lebens besorgt war, sich gegen seine wenigen Freunde und Gönner dankbar zu bezeugen.

Und nun — schrieb Ludwig van Beethoven eigenhändig sein Testament nieder — — seinen letzten Willen, kraft welchem er, alles ihm angethane Böse vergessend, seinen Neffen und Adoptivsohn als Erben seines Gesammt-Nachlasses einsetzte. Dieser Nachlaß aber war jenes kleine Vermögen, welches Beethoven schon seit langer Zeit im Stillen von seinen Einkünften für jenen Unwürdigen, den er Sohn nannte, zurückgelegt, und das er eben darum nie, selbst nicht in der größten Noth, angetastet: es bestand in zehntausend Gulden C.-M.*)

So brach der vierundzwanzigste März an, und

---

*) Näheres: Schindler S. 191 u. f.

mit ihm tauchten die ersten Anzeichen zur Endigung all der Qualen und Leiden auf, die sein Zustand naturgemäß zur Folge hatte. Ein langer, ein furchtbarer Kampf zwischen Tod und Leben begann! Stephan von Breuning und Schindler verließen Beethoven nicht; auch aus der Ferne war ein Freund und Verehrer desselben, auf einen Brief Schindler's hin, herbeigeeilt. Es war der, als Componist rühmlich bekannte Anselm Hüttenbrenner, der den geliebten hochverehrten Sterbenden noch einmal sehen wollte.

Und der Todeskampf dauerte fort, ... fort, den kommenden und den darauf folgenden Tag: die gewaltige Natur Beethoven's rang hart mit dem Tode.

„Schindler!" — sagte am Nachmittage des 26. März Hofrath von Breuning traurig und von den Nachtwachen und dem Anschauen des Entsetzlichen, bleich und selbst zum Sterben angegriffen — „Schindler! Er wird den Abend nicht mehr sehen. Lassen Sie uns eilen, wegen eines Begräbnißplatzes auf den Währinger Friedhofe zu gehen. Der Weg ist ziemlich weit und ich möchte bald zurück sein."

Da im Augenblicke der Kampf nachgelassen und Hüttenbrenner zurück blieb, erklärte sich Schindler einverstanden. Beide Männer gingen. Es war für die Frühe der Jahreszeit ungemein schwül; auch hatten sich an dem fernen Horizonte dichte schwarze Wolkenmassen aufgethürmt. Ein Gewitter war im Anzuge.

Schindler und Breuning schritten schweigend neben einander her; die Wucht des Momentes, die Größe des Schmerzes, die traurige Aufgabe dieses Ganges: dem geliebten Freunde, dem angebeteten Meister die letzte, stille, nicht mehr zu wechselnde Wohnung zu suchen, drückte ihr Herz krampfhaft zusammen, schloß ihren Mund wie mit Eisenbanden.

Schindler aber konnte nur eines denken, es war das Gedicht Hardenberg's, das Beethoven noch den Morgen mit lispelnder Stimme citirt:

„Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle;
Die Jungfrau'n sind zur Stelle,
Um Oel ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von inn'rer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zu gold'nem Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne sein!"

Sie waren am Friedhofe angekommen, als sie ein Leichenzug am Weiterschreiten hinderte. Unwillkürlich und nur um seine Gedanken etwas zu zerstreuen, frug

Breuning einen der Begleitenden: wer der Tode sei, den man hier beerdige.

„Ein alter Geizhals!“ — entgegnete der Gefragte — „der ein kolossales Vermögen hinterläßt, ... ein gewisser Doktor Fenchel!“ — Und der Zug schritt weiter.

Schindler und Breuning besorgten nun das Nöthige; aber es war, als ob das Heute ein Unglückstag in jeder Beziehung sei. Das Gewitter brach mit solcher furchtbaren Gewalt los, daß sie auf dem Heimwege abermals aufgehalten wurden.

Während dessen trat der Tod dem Haupte Beethoven's in seiner kalten und furchtbaren Majestät immer näher.

Aber Ludwig van Beethoven lag jetzt ruhig. Seine dichten, grauen, mähnenhaften Haare waren feucht vom Todesschweiß; — seine harten markirten Züge traten durch das Eingefallene seines Gesichtes noch schärfer hervor; — seine, sonst so seelentiefen Augen starrten jetzt weit geöffnet und regungslos vor sich hin; — sein Mund war fest geschlossen.

Todtenstille herrschte in dem Zimmer. Hüttenbrenner saß neben dem Sterbenden und verwandte kein Auge von ihm; die alte treue Haushälterin kniete zu Füßen des Bettes und betete.

Draußen aber war es, als wisse die Natur, was jetzt hier geschehen werde; — als wolle sie in ihrer unerreichbaren Größe und Majestät den ernsten Augen-

blick mitfeiern, in welchem einer der gewaltigsten und herrlichsten der Erdensöhne zu ihr zurückkehre.

Der Himmel stand in Feuer und Flammen. Furchtbare Blitze durchzuckten die Luft; der Donner rollte mit einer Gewalt, als wolle er die Erde zertrümmern; der Sturm heulte wie Weheruf dahin und der Hagel schlug wie zürnend an die bebenden Scheiben. *)

Beethoven lag ruhig — still — einsam — auf seinem Sterbebette.

Die Welt dachte nicht an ihn, den großen, den gewaltigen Beethoven, dem sie einst in glühender Begeisterung gehuldigt; aber die Elemente schienen seiner zu denken. Wie sein Geist in den gewaltigen Tonschöpfungen, die er der Welt hinterließ, oft, einem furchtbaren Blitze gleich, aus der Wetterwolke hervortrat, so schossen jetzt Blitze aus dunkler Wolkennacht über die Häupter des Menschengewürmes dahin und die weithin rollenden Donner riefen: „Zittert und sinkt in den Staub! — Beethoven!.... Beethoven stirbt! Der Besten einer, den ihr schmählich vergessen, haucht unter unseren Schlägen seinen Geist aus!“

Und Erde und Himmel bebten und der Sturm heulte: „Amen!“ — „Amen!“

Aber auch der Tod sagte: „Amen!“ — Beethoven's Züge verzerrten sich, die Augen starrten noch weiter, noch glasiger, noch schrecklicher. Die Brust hob sich

---

*) Thatsache.

Beethoven
Staatsbibliothek
München

gewaltsam im letzten furchtbaren Kampfe; die Hände zuckten wie in Todesangst umher; die Brust röchelte ....

Da fuhr ein Feuermeer über den Himmel, ein gräßlicher Donnerschlag folgte, ein Windstoß warf die Fenster auf — — — ein geigender, röchelnder Schrei — — — und Ludwig van Beethoven war nicht mehr.

Die Glocke schlug ein Viertel vor sechs Uhr. Der Meister war in seinem sechs und fünfzigsten Jahre gestorben.

Hüttenbrenner drückte ihm unter heißen Thränen die Augen zu; die alte treue Streng hatte sich weinend über die Leiche geworfen.

Als nach einer Viertelstunde Breuning und Schindler eintraten, tönte ihnen ein: — „Es ist vollbracht!“ — entgegen.

Ludwig van Beethoven's Züge aber waren friedlich geworden; ein schönes, edles, beglücktes Lächeln verklärte sie. Der Große hatte ausgelitten, ausgerungen; er war nicht mehr unter den Lebenden ..... aber über sein Haupt hielt ein strahlender Genius den Lorbeerkranz der

Unsterblichkeit!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rau, Heribert,

Beethoven historischer Roman

Bd.: 4

Frankfurt a.M. (1859)

Mus.th. 7555-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11011833-7